Paed. Th. Heusinger

1ter

007

(3)

<3663451224001 7

<36634512240017

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Familie Werthheim.

Eine

theoretisch-praktische Anleitung

zu

einer regelmäßigen Erziehung der Kinder;

vorzüglich

von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr.

Für

Eltern und Erzieher

Staatsbibliothek
München

herausgegeben

von

Joh. Heinr. Gottlieb Heusinger.

Dritter Theil.

Neue unveränderte Auflage.

Gotha,
bei Justus Perthes, 1801.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verzeichniß der Subscribenten.

Fortsetzung.

B.

Hr. Assessor Bezold zu Rothenburg an der Tauber.
3 Exemplare.

1 von Brauchitsch, Königl. Preuß. Landstallmeister zu Neustadt an der Dosse.

1 Pfarrer und Professor M. Bundschuh zu Schweinfurt.

1 Assessor Burchardi in Cassel.

C.

Hr. Archivarius Cornelius in Cassel.

H.

Hr. Rath Hassenpflug in Cassel.

1 Hatzel, ausübender Oekonom zu Klingenberg, bei Schweinfurt.

1 Amtmann Henckel in Schmalkalden.

J.

Hr. Junk, Kaufmann in Cassel.

K.

Hr. Stadtsekretär Koch in Cassel,

L.

Hr. Lampert, Kaufmann in Schweinfurt.

1 Pfarrer Lembser zu Zeilitzheim.

1 Kammerherr und Oberstlieutenant von Lepel in Cassel,

M.

M.

Frau Majorin von Münchhaussen in Cassel.

R.

Hr. Anton Richter, Schullehrer in Brünn.

S.

Hr. Schloßcaplan Schreiber in Brünn.

Frau Geh. Registeratorin Stang in Würzburg.

Hr. Probator Straube in Cassel.

T.

Hr. Thorbecke, Tabaksfabrikant in Cassel.

Frau Gräfin Truchses:Zeil in Brünn.

V.

Hr. Hauptmann und Generalquartiermeister : Lieutenant Volmar in Cassel.

W.

Hr. Oberstlieutenant von Wackenitz in Cassel.

" Schullehrer Walther zu Markt-Wipfeld.

" Amtmann Wangemann in Neukirchen.

" Schullehrer Wirsching zu Weigelshaußen.

In-

Inhalt
des
dritten Theiles.

Seite

Eilfter Abschnitt.

Praktische Vorschläge zu Verhütung und Heilung mehrerer Charakterfehler bei Kindern : : 3

Zwölfter Abschnitt.

Hn. Willichs Gedanken über die Inoculation der Blattern, in medicinischer und moralischer Hinsicht : : 166

Seite

Dreizehnter Abschnitt.

Proben einiger Rede- und Schreibübungen aus der Familie Werthheim 200

Vierzehnter Abschnitt.

Ueber Behandlung der Kinder vor dem sechsten Jahre; abermals Episode aus der Familie Werthheim 236

Funfzehnter Abschnitt.

Unterweisungen in einigen Grundlehren der Mechanik; dem Alter von neun bis zehn Jahren angemessen 250

Sechzehnter Abschnitt.

Ueber die körperlichen Uebungen der Kinder 358

Die

Die

Familie Werthheim.

Dritter Theil.

Erziehung vom achten bis in das zehnte Jahr,

nebst Episoden

aus der Erziehung vor dem sechsten

Jahre.

Eilfter Abschnitt.

Licht und Schatten

zur Fortsetzung

der Auszüge aus einem für das Haus verfertigten pädagogischen Taschenbuche.

Meine Leser wissen *) bereits von einem „pädagogischen Haus- und Taschenbuche," welches Hr. Willich, theils zu seinem eigenen Bedürfnisse, vorzüglich aber zum Gebrauch seiner Gattin, oder auch, um manchen praktischen guten Rath für einen Freund gleich bei Handen zu haben, verfertigte. — Es war einem besonderen Capitel in demselben die Ueberschrift: Licht und Schat-

*) S. den ersten Theil, S. 142.

ten, gegeben worden. Einem Capitel, welches in wirklich vorgekommenen Beispielen zeigte, wie, einerseits, durch ein nicht ganz richtiges Verhalten von Seiten der Erwachsenen, die um Kinder sind, Fehler und Unarten in diesen entstehen oder wenigstens gepflegt werden, wie aber auch, andererseits, durch kluges und richtiges Betragen der Erwachsenen jene Fehler in den Kindern entweder ganz verhütet, oder wenigstens wieder entfernt werden können.

Er war genöthigt, in diesem Buche auch Beispiele aufzunehmen, bei welchen er selbst entweder in seiner ehemaligen pädagogischen Praxis, oder in der gegenwärtigen handelnde Person gewesen war. Oder er hatte in dem Hause eines Freundes, eines Anverwandten Vorfälle mit angesehen, deren Darstellung lehrreich gemacht werden konnte. Man wird daher leicht begreifen, daß hiebei Schatten und Licht wohl auf Personen fallen konnte, welche in keinem von beiden zu stehen Lust hatten, weil sie von der Lichtstelle durch löbliche Bescheidenheit, von der Schattenstelle aber entweder durch eine kleine Gabe menschlicher Eitelkeit, oder durch den Wunsch, ihre Fehler lieber im Stillen zu verbessern, entfernt zu seyn wünschten. Um beiden also Genüge zu thun, wurden alle Beispiele in der Darstellung verallgemeinert; die Erwachsenen hießen Vater, Mutter, Lehrer u. dgl. und die Kinder bekamen willkührlich beigelegte Namen.

Dies

Dies mußte ich erinnern, um meinen Lesern versichern zu können, daß ihnen in den folgenden Darstellungen die Familie Werthheim nicht durchaus aus den Augen gerückt wird, wenn gleich die auftretenden Personen andere Namen führen. Nebst diesem habe ich nur das noch zu bemerken, daß Hr. Willich in den gewählten Beispielen sorgfältig die Extreme vermied, weil er nicht glaubte, daß sie lehrreich wären. Mütter, die sich nicht schämen, vor Hitze und Wuth gleich roth zu werden, mit dem Munde zu schäumen und mit den Augen zu stechen, wie Rasende, in dieser Hitze ihren Kindern einen Schlag oder Stoß nach dem andern zu geben, sie mit Schimpfworten und häßlichen Reden ohne Aufhören zu belegen, oder überhaupt in ihrem Betragen an dem gemeinen, pöbelhaften und von ihnen selbst als unrecht erkannten mit einer Art von Hartnäckigkeit und Verstocktheit hängen zu bleiben; — Väter, die ihre Weiber nicht weniger tyranniſiren, als ihre Kinder; die, nur dem Zeitvertreibe außer dem Hause nachjagend, in ihrer Familie nichts als lästiges Wesen finden, und aus Unmuth und Desperation entweder alles wollen gehen lassen, wie es geht, oder, wiewohl nur zuweilen, mit Feuer und Schwerd drein schlagen und Furcht oder Haß erregen, statt Gehorsam und Liebe — von solchen Menschen ist nichts zu lernen, worauf man erst aufmerksam gemacht werden müßte. Wem fällt nicht das Regelwidrige, Unzweckmäßige und Unmorali-

sche an ihrem Betragen sogleich in die Augen, und wer nimmt sich nicht auf der Stelle vor, es anders zu machen? Es war also eigentlich Unachtsamkeit, Sorglosigkeit, Uebereilung von Seiten der mit Kindern umgehenden Erwachsenen, was Hr. Willich ins Auge faßte und in seinen Folgen auf die Erziehung darzustellen suchte.

I.

Lieblosigkeit und heuchlerisches Wesen der Kinder.

Schatten.

Ein Freund ersuchte mich um meine Meinung über eine Bemerkung, welche er an einigen Kindern der F** Familie *) gemacht hatte. — Mit tiefem Unwillen, ich möchte fast sagen mit Entrüstung, hatte er wahrgenommen, daß er sich in diesen Kindern eine Zeitlang durchaus getäuscht hatte. Er hielt sie für

*) Ich wünsche nicht, daß irgend ein Leser glauben möge, die Originale zu kennen, welche hier copirt worden sind. Diese Darstellungen sind keine Copien, sondern Compositionen, zu denen die Materialien nicht von einem Einzigen, sondern von Vielen hergenommen worden sind, und welche daher, trotz ihres Ursprunges aus der Wirklichkeit, doch, so viel dem Verfasser bewußt ist, kein ihnen durchaus entsprechendes Vorbild in der Wirklichkeit haben.

A. d. V.

für gutgeartet, theilnehmend, aufrichtig gegen alle Menschen, insbesondere aber für ganz ergeben gegen ihn, der ihnen manches Vergnügen verschaffte, und jederzeit mit freundlichem Wesen und Munterkeit von ihnen empfangen wurde. — Das schien ihm von nun an Verstellung gewesen zu seyn, denn er hatte zweimal ganz unzweideutige Proben hiervon wahrgenommen.

Die erste legte Juliane, ein Mädchen von neun Jahren, ab. Mein Freund R. scherzte und schäckerte mit ihr, in derjenigen Gemüthsstimmung, in welche Kinder durch ihr naives, lustiges Betragen die Erwachsenen so oft versetzen, und wo diesen, fast unwillkührlich, zuweilen ein Wort, eine Frage entfährt, die man alsbald wieder zurückzunehmen wünscht, weil sie wenigstens schaden kann, wenn auch dies bloß durch Schuld fehlerhafter vorhergegangener Ursachen geschähe. Juliane spielte an ihm herum, an seinen Manschetten, an seinen Uhrketten, an den Blumen seiner gestickten Weste, und streichelte ihm Hände und Angesicht. „Du hast mich also lieb, Juliane, sprach er unter andern zu dem Mädchen, und könntest dich wohl gar entschließen, meine Frau zu werden?“

Heraus war der Ausdruck, der aus der scherzenden Sprache mit Kindern vielleicht durchaus verbannt werden sollte, weil man nicht wissen kann, ob nicht Unreine unter ihnen sind, denen auch selbst das Reine unrein wird, sobald es nur etwas einem

Flecken ähnliches an sich hat. — Die Strafe kam auf der Stelle.

Mein Freund, ein Junggeselle von funfzig Jahren, der die Reinheit und Güte seines Herzens einzig und allein zum Leitstern bei seinem Umgange mit Kindern nimmt, und nie eine Ahndung von der Nothwendigkeit des Kinderstudiums gehabt hat, dachte bei diesen Worten durchaus an keine Versuchung zu einem ernsthaften Gegenscherze, welcher er das Mädchen — wenigstens das so erzogene und verbildete Mädchen — aussetzte. Das Mädchen warf ihm auf diese Frage einen buhlerischen Blick entgegen, und sprach unter Hüpfen und Streicheln ein schalkhaftes: „ei warum denn nicht?“ aus, drehte sich aber in demselben Augenblick um, that, als müßte sie niesen, ahmte aber mit dem Munde die Geberde eines Menschen nach, welcher Ekel empfindet, und machte zugleich mit einigen vor das Gesicht gehaltenen Fingern das Zeichen, mit welchem man in der Pantomimensprache die Hahnreischaft anzudeuten pflegt.

Beides sahe mein Freund in einem gegenüberhangenden Spiegel. Aber kaum würde er dem Spiegel und seinen Augen getrauet haben, wenn nicht das spöttische, kikkernde, mit Achseln gegen die Ohren heben, Kinn auf die Brust drücken, und unter den niedergedrückten Augenliedern hervorschielen verbundene Lachen der übrigen Kinder, ihm allen Zweifel hierüber benommen hätte. Mit harter Entrüstung

rüstung wurde er gewahr, daß er verspottet werde, schloß hieraus augenblicklich, daß die ihm erwiesene Liebesbezeugung der Kinder, nicht aus dem Herzen komme, stieß, in dem Momente der Hitze, das Kind wirklich etwas unsanft von sich, nnd trat an das Fenster.

Das Mädchen, anstatt über die unsanfte Begegnung betroffen zu seyn, sprang mit etlichen unartigen, und ebenfalls Hohn ausdrückenden Sprüngen zu ihren übrigen Geschwistern, und machte, eben als Hr. R. nochmals nach ihr schielte, noch eine Bewegung mit der Hand über das Gesicht, welche zu sagen schien: „er hat es gemerkt, daß wir ihn zum Narren haben; aber laßt es nur; die ehrliche Haut wird es vergessen, schon wieder gut werden." — Jetzt öffnete er das Fenster, und kehrte die Augen mit Gewalt von der Scene ab. Seine Brust hatte Luft nöthig.

Den zweiten Beweis legte Ferdinand ab, ein Knabe von zehn Jahren. Er war der Pathe meines Freundes, erhielt als solcher noch mehr Beweise von Freigebigkeit und Liebe von ihm, als die übrigen Geschwister, hatte aber auch zuweilen ein kleines Geschäft, einen kleinen Auftrag für seinen Herrn Pathen zu besorgen.

Kurz nach dem Vorfall mit Julianen trug Hr. R. seinem Pathen auf, ihm in der Geschwindigkeit eine kleine Broschüre zu heften, womit Ferdinand sehr gut umgehen konnte. — Ferdinand nahm sie

mit freundlicher Miene an, lief aber nicht, wie er sonst zu thun pflegte, mit Schnelligkeit hinauf in die Lehr- und Arbeitsstube, sondern legte sie hin auf den Tisch, ohne daß mein Freund eine Ursache zu diesem veränderten Betragen sehen konnte. Hr. R. gieng indessen zur Thüre hinaus, und die Treppe hinauf in seines Freundes F** Bücherstube, um daselbst nach etwas zu suchen. Die Treppe, die in die Lehr- und Arbeitsstube führte, gieng vor der Thüre der Bücherstube vorbei. Hr. R. bemerkte, daß jemand ganz langsam die Treppe hinanschlich, und war begierig zu wissen, ob es Ferdinand wäre. Er erfuhr es nur zu bald. „Nun wo'naus, Musjeh Ferdinand, so verdrießlich?" fragte der Bediente, der die Treppe herunter dem Knaben entgegen kam. „Ach! — war die Antwort — da soll ich dem Alten, der Bube brauchte hier ein pöbelhaftes Schimpfwort, schon wieder etwas machen. Das ist mir so ungelegen."

Jetzt wurde Hr. R. nicht aufgebracht, sondern betrübt. Sein reines, schuldloses Herz glaubte nicht an das Daseyn des Bösen in der menschlichen Natur. Nun ward es Spott, Verachtung, Undank, Verstellung unter Kindern gewahr, die er wie seine eigenen liebte. Es fehlte wenig, daß er nicht geweint hätte.

Ich sollte nun Hn. R. meine Meinung über diese Kinder sagen. Er wollte das Mittel wissen, wie diese Charakterentstellungen aus der Seele der

Kinder

Kinder wieder wegzubringen wären; er wollte die Ursachen wissen, die solche Scheuslichkeiten könnten veranlasset haben.

Vergebens versuchte ich — mehr um die Qualität seiner Menschenkenntniß zu ersehen, als weil es meine Ueberzeugung war — ihm vorzustellen, daß solche Vorfälle in der Kinderwelt nichts zu bedeuten hätten; daß man denken müsse: Jugend hat Untugend; daß dieses sich von selbst wieder verlöhre u. dgl. Mit Freuden sah ich, daß seine richtige Urtheilskraft diese Floskeln der Alltagsphilosophie wie wilde Spreu hinweg blies, und versicherte ihn endlich, daß ich gleichstimmig mit ihm über diese Vorfälle dächte, daß ich sie für sehr ernsthaft und bedeutend hielte, daß ich die Denkungsart der Kinder seines Freundes bei einer äußerst gefährlichen Klippe erblicke, und schloß meine Antwort mit einem Achselzucken.

„Aber die Mittel! sagte er hierauf; es müssen doch Mittel gegen das Uebel vorhanden seyn?"

„Ja und Nein" — war meine Antwort. Ich würde viele Zeit nöthig haben, Ihnen meine Gedanken hierüber zu sagen. Sind die Ursachen, welche diese Charakterkrankheiten hervorgebracht haben, fortdauernd, so werden auch diese fortdauren, und vielleicht so fest einwurzeln, daß auch die Zukunft sie nicht heben kann. Ist man aber im Stande, die veranlassenden Ursachen

zu entfernen; so kann auch alsbald die Cur angefangen werden, und es ist Hoffnung, daß sie wenigstens mit Annäherung des männlichen Alters so weit gekommen seyn werde, daß nur noch „Aufmerksamkeit auf sich selbst" nöthig ist, um einen Hang, der nicht wegbleiben wird, nicht in Handlungen wirklich übergehen zu lassen.

„Ach, welch' ein langsamer Arzt sind Sie, mein Freund!"

In Seelenkrankheiten, erwiederte ich, ist, wie vor den Augen des Höchsten, ein Jahr nur ein Tag. Meine Seelenapotheke sagt, daß ein in der Jugend zur Fertigkeit gewordener Charakterfehler entweder nie abgelegt wird, oder nur in den Jahren, wo man selbst gewahr wird, wie häßlich und unmoralisch er ist, und wo man, mit hinlänglicher Seelenreife versehen, ernsthafte Entschlüsse fassen und ausführen kann. — Aber; wie mögen die Kinder Ihres Freundes zu diesen Fehlern, zu dieser Lieblosigkeit, zugleich aber auch zu dieser Liebeserheuchlung und Verstellungssucht gekommen seyn?

„Eben diese Frage habe ich ja Ihnen vorgelegt, Bester."

Ich kenne, antwortete ich, den F**schen Haushalt sehr wenig. Ich würde nur rathen, und mit Fragen herumtappen müssen. So viel ich weiß, geht es auf einen mittelmäßigen Fuß daselbst zu; und die Kinder haben einen Hofmeister.

„So ist es."

Die Besuche scheinen mir in dem Hause nicht sowohl mannichfaltig, als häufig zu seyn.

„Allerdings. Das Haus schränkt sich auf wenige Familien ein; aber diese kommen oft, und man geht auch oft zu ihnen.“

Kommen die Kinder viel mit in die Gesellschaften?

„Ja.“

Urtheilt man zu Hause viel über die Gesellschaften, die man gehabt hat, oder in denen man gewesen ist?

„Viel; und gemeiniglich über Tische, wo die Kinder dabei sind.“

Siehe da, lieber Freund, eine Quelle zur Lieblosigkeit, welche allenfalls ganz allein zureicht, die Gesinnungen der Kinder zu vergiften. Es ist unnütze, im Beiseyn der Kinder über Menschen zu urtheilen, oder, besser zu sagen, über Andere zu reden, denn es ist ein Gespräch, welchem die Kinder gerne zuhören, ohne eine deutliche Absicht dabei zu haben. Es ist schädlich, weil die Kinder gewöhnlich nur das Fehlerhafte auffassen, was in Gesprächen über Andere an diesen bemerkt wird. Es ist unüberlegt gewissenlos, wenn man, wie es gewöhnlich geschieht, über Andere gerade zu aburthelt, gar keinen Gedanken an die Möglichkeit eines Irrthums dabei zu erkennen giebt, und sich über die unsäglichen Schwierigkeiten hinwegsetzt, welche einem gründlichen Urtheile über Andere entgegen

gegen stehen. Die Kinder gewöhnen sich auch zu dieser Oberflächlichkeit im Urtheilen, zu dieser Fertigkeit, Andere zu richten, und ihnen Fehler schuld zu geben, gegen welche sich diese, weil sie abwesend sind, nicht vertheidigen können. — Hieraus entspringt nun Lieblosigkeit und Geringschätzung gegen Andere.

Sind aber diese abwesend Verurtheilten noch dazu Gesellschafter oder Freunde des Hauses, kommen also die Kinder und ihre Eltern oft mit ihnen zusammen; sehen die Kinder, daß ihre Eltern ungeachtet der zu Hause gefällten Urtheile freundlich, vertraulich, ja wohl gar schmeichlerisch mit ihnen umgehen; werden die Kinder noch oben drein angehalten, auch fein artig zu seyn und höflich gegen sie zu thun; — mein Freund, braucht die Verstellungssucht, die Heuchelei noch eine größere Thüre, um mit ihrem ganzen Gefolge herein zu treten? — Nehmen Sie an, daß diese von ihren Eltern auf diese Art verderbten Kinder, lebhaften Geistes sind, daß sie Anlage zu Witz und Satire haben; so ist auch das Hohnlächeln, das Nachäffen, das Ausspotten und Gesichterschneiden hinter dem Rücken erklärt.

„Ich finde, was Sie sagen, anwendbar auf den F**schen Haushalt. Aber — mein Gott! wie kann man auch immer daran denken, ob etwas, worauf die Rede fällt, den Kindern schädlich seyn kann, oder nicht?“

Man

Man wird es, sobald man sich nur daran erinnern will. Der Vater oder die Mutter, oder der Hausfreund lese zuweilen ein gutes Buch über Erziehung. Er lese wenig, aber mit Aufmerksamkeit. Man mache sich zum Gesetz, daß wenigstens dann, wenn man die Kinder um sich hat, und in ein lebhaftes Gespräch geräth, irgend jemand ein gewiß Wort sage, welches übrigens nicht paßt, aber, nach getroffener Verabredung, ein Memento ist, daß Kinder in der Nähe sind, welchen man nicht schaden will. Ich bin versichert, Freund, man wird dieses geringe Hülfsmittel nicht lange Zeit nöthig haben. Der bloße Wille und Vorsatz, den Kindern nicht zu schaden, wird gewiß in eine Fertigkeit an sich zu denken, und hierauf in unfreiwillige aber nie ruhende Achtung der Menschheit in diesen kleinen Personen übergehen; und man wird das Leitmittel zu einer Fertigkeit, die für die Erwachsenen Pflicht ist, alsdann nicht fahren lassen können. Und, lieber, ich glaube sogar, daß auch die Erwachsenen selbst hiebei gewinnen würden. Denn eben die Lieblosigkeit, welche so oft die Urtheile der Menschen über ihres Gleichen erzeugt, und der Saame ist, der sich in die Gemüthsart der Kinder nistelt, ist zugleich ein heimlicher und grausamer Feind der menschlichen Glückseligkeit. Sie verschließt der Achtung und dem Zutrauen gegen Andere unser Herz, sie tödtet den Wahrheitssinn, ob sie sich gleich für eine Tochter der Wahrheitsliebe ausgiebt, und

macht,

macht, daß wir hundert schlecht handelnde Menschen zu sehen glauben, wo doch vielleicht nur ein einziger schlecht urtheilender Mensch vorhanden ist.

Ich will Sie nicht um mehrere Dinge aus der F**schen Familie fragen, mein Freund. Es ist an dem, was Sie mir gesagt haben, genug.

„Doch aber noch eine Frage. Warum mußte wohl ich sogar das Opfer der Lieblosigkeit dieser Kinder werden, ich, der ich gegen sie handle, als gehörten sie mir selbst zu?"

Das werde ich freilich nicht ganz erklären können, und ich könnte Ihnen wohl unartig vorkommen, wenn ich es versuche. Indessen — der Arzt hat die Erlaubniß von natürlichen Dingen natürlich zu sprechen. Auch der Erzieher und Seelenforscher hat Scenen, die einer Leichenöffnung an Unannehmlichkeit gleich kommen. —

Ist man behutsam genug in den Ausdrücken, welche den Umgang und das Verhältniß beider Geschlechter betreffen, oder spricht man vielleicht auch im Beiseyn der Kinder davon?

„Man spricht hievon, wie von jeder andern Materie; man erzählt sich sogar von Ausschweifungen und Fehltritten unverehligter, von Untreue und Mißverhältnissen verheiratheter Personen, von frühzeitigen Kindbetten — —

Genug, mein Freund. Man wird auch von Hahnreihen und von Hagestolzen erzählen. Man

wird

wird nicht unterlassen, solche Sachen sehr lustig zu finden; man wird dem Witze freies Spiel lassen. — Ich setze nichts mehr hinzu, Julianens Vergehung zu erklären.

„Aber; — noch einmal — ist es denn möglich, sich vor Kindern so sehr in Acht zu nehmen?"

Und warum nicht? Freund! — Man dürfte ja nur fest setzen, daß über Galanterie, d. h. in unserer freien Sprache, über Ehebruch, Ausschweifung u. dgl. im Beiseyn der Kinder gar nicht gesprochen werden soll. Ich weiß ganz gewiß, daß so etwas möglich, ja daß es sogar wirklich ist *)

Mein

*) Es ist mir unmöglich, hier die Rede nicht selbst zu ergreifen. — „Es ist in dem Hause meiner Eltern, wo ich durch Wirklichkeit von der Möglichkeit überzeugt worden bin." Ihre Gewissenhaftigkeit gieng hierinne so weit, daß in unserem Beiseyn, selbst von Hochzeitmachen, Kindtaufen u. dgl. so wenig als möglich gesprochen wurde. Gespräche von frühzeitigen Kindbetten, von uneheligen Geburten wurden sogleich abgebrochen. Das Wort Ehebrecher wurde mit Abscheu genannt. Selbst das Wort: Braut oder Bräutigam, durften wir nicht brauchen, um zu scherzen oder zu witzeln. Alles — mit einem Worte, was auf Geschlechtsverhältnisse Bezug hat, wurde mit guter Art, so schnell als möglich, aus dem Gespräche verwiesen. — Schon oft hat ihnen mein Herz für diese große Sorgfalt um die Schuldlosigkeit ihrer Kinder, im Stillen gedankt, ich werde nie aufhören, sie zu verehren, zu bewundern und nachzuahmen. — Die

Mein Freund verließ mich, in Nachdenken versenkt, und wußte nicht, ob er mir recht geben sollte oder nicht.

Lieblosigkeit und heuchlerisches Wesen der Kinder.

Licht.

In dem geachteten W** Hause wurden an einigen Kindern dieselben Fehler bemerkt, von denen so eben die Rede war. Sie rührten hier anfangs von Beispielen gemeiner Denkart und von Verhätschelung und Verheimlichung her, welche das Gesinde gab, in dessen Gesellschaft die Kinder einen Sommer hindurch gelassen wurden, weil beide Eltern theils der Gesundheit des Mannes, theils einer wichtigen Familienangelegenheit wegen eine Reise thun mußten, ohne die Kinder mitnehmen zu können. Vielleicht waren eben diese Umstände schuld, daß die, sonst besorgten, Eltern keine bessere Aufsicht für ihre Kinder hinterließen, als, bloß das Gesinde, und einen

Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit der Guten mag aber eben diesem Vorsatze verzeihen, daß ich diese Stelle meines Buches mir in meinem häuslichen Wirkungskreise, zur Erinnerungstafel an eine Pflicht-mache, deren Erfüllung immer schwerer zu werden scheint, je nothwendiger sie wird.

A. d. V.

einen weitläuftigen Anverwandten, der in demselben Hause wohnte, und welcher die Oberaufsicht, so wie die Sorge bei nicht vorher zu sehenden Vorfällen übernahm. — Späterhin nährte eine Großtante der Kinder, die eben bei der Rückkehr der Eltern mit in das Haus kam, diese Fehler. Freilich mehr aus Unwissenheit und Affenliebe, als aus Vorsatz; allein — die Fehler wurden merklich. Die Eltern selbst entdeckten sie und bekümmerten sich darüber.

Sie klagten ihr Anliegen einem verständigen Manne. Dieser erwog die geschäftsvolle Lage des Hrn. W** und gestand sich selbst, daß dieser brave Mann, leider! nichts anders würde bei der Cur seyn können, als nur Mithelfer, und daß die Kinder, wenigstens eine Zeitlang, der ganz genauen Aufsicht eines Hofmeisters übergeben werden müßten, da die Mutter, aus nicht zu vertilgendem Mißtrauen gegen sich selbst, sich nicht zu Uebernehmung der Hauptrolle entschließen konnte.

Man nahm einen Hofmeister; so drückend Hrn. W. auch diese ansehnliche Vermehrung seiner Ausgaben wurde. Und glücklicher Weise fand man in diesem einen Mann von Fähigkeiten, von ruhiger Ueberlegung, von Thateifer und Gewissenhaftigkeit. — Er bemerkte sehr bald, daß zweie unter den Kindern, Leopold von zehn, und Luise von neun Jahren, vorzüglich an diesem Fehler litten. An Freundlichkeit gegen jedermann fehlte es ihnen nicht, wohl aber an herzlicher und anhaltender Zuthätigkeit

gegen irgend jemand. Heute war dieser, morgen ein anderer ihr Liebling und ihr Vertrauter. Niemand aber war ihnen zu werth, daß sie nicht, bei vorkommenden Gelegenheiten, herzliche Abneigung gegen ihn, wiewohl versteckt, zu erkennen gegeben hätten, selbst wenn sie ihm noch unlängst als ihrem Geliebten geschmeichelt hatten. Bei Verweisen und Ermahnungen, welche jemand von ihren Vorgesetzten ihnen ertheilte, blieben sie kalt; oder standen wie Stöcke und verriethen heimlichen Ingrimm; oder liefen, trotzig und ungestümm, zur Thüre hinaus, und zu jemand anders, bei dem sie sich über ein vermeintlich erlittenes großes Unrecht beschwerten, oft auch wohl pöbelhafte und lieblose Schimpfworte gegen den, der die Verweise gegeben hatte, hinzu thaten, den sie aber, demungeachtet, bei nächster Veranlassung, wieder mit Streicheleien und Liebkosungen überhäuften. Ueberraschte man sie in dem Augenblicke ihres Unmuths — gleich war die Miene verändert, und sie liefen wohl gar von freien Stücken zu, küßten die Hand und baten mit Flehen um Verzeihung.

Auch endeckte der Hofmeister beide Quellen des Verderbens. Eine Kinderwärterin und eine Magd mußten aus dem Hause, aber die Großtante? — bekam die Kinder sehr selten allein zu sich. Denn, sagte man, man müsse die Zeit benutzen; es stehe dahin, ob man den geschickten Mann lange würde behalten können. Man achtete dabei unfreund-

freundliche Gesichter, angreifende Reden, unglückliche Prophezeihungen nicht, die freilich nicht aufhörten, und in deren Ertragung oder Ablenkung der gröſte Kampf bestand, der hiebei zu bestehen war.

Der Hofmeister fieng damit an, daß er sich, aber ohne seine Absicht merken zu lassen, das Zutrauen und die Liebe dieser Kinder erwarb. Es hielt nicht schwer, denn ein neuer Gegenstand ist solchen Flattergeistern immer auch ein willkommener. Auch kettete der gute Unterricht und das süße Gefühl des erweiterten Erkenntnißkreises ohnehin die Kinder an ihn.

Bei der ersten Gelegenheit aber zu einem Verweise schmollte Luise, und that als wenn sie den Hofmeister nicht kennte. Er that ein gleiches, und war, da die kleine Heuchlerin sich ihm wieder nähern wollte, so kalt, daß es sie befremdete. Eigentlich aber hatte der Hofmeister im Sinn, diesen Vorfall zugleich als Vorbauungsmittel für Leopold zu benutzen.

Man war im Garten; Leopold und der Hofmeister bei einander. Luise hatte eine Blume abgebrochen und überreichte sie dem Hofmeister. „Ich liebe den Geruch dieser Blume nicht" war die Antwort, und der Hofmeister war unter keiner Bedingung zu bewegen, sie anzunehmen. Das Mädchen bezeigte sich zu flatterhaft und leichtsinnig bei der Sache. Dies war die Ursache seiner standhaften Weigerung, und endlich eines durchschneidenden

Blickes, den er mit den Worten: „plage mich nicht mit deiner erzwungenen Zuthätigkeit“ auf das Mädchen warf. Er fruchtete. Sie fuhr zusammen, wurde roth, gieng gebeugt hinweg, wollte weinen, zerriß aber in demselben Momente die Blume mit Ingrimm. Das letzte hielt der Hofmeister für einen, freilich nicht zu billigenden Ausbruch des Affects, in dem aber, was vorhergieng, glaubte er moralisches Gefühl und wenigstens einen Keim von Befremdung des Mädchens und Mißbilligung ihrer selbst wahrgenommen zu haben. — Er blieb kalt bei der Sache.

„Aber warum nahmen Sie auch die Blume nicht an, lieber Hr. Hofmeister? sagte Leopold; es thut meiner Schwester wehe, sich von Ihnen verachtet zu sehen.“

„Das will ich dir sagen, mein Lieber, erwiederte der Hofmeister. Wenn deine Schwester Verachtung in meinem Betragen bemerkt hat; so hat sie ganz recht gesehen. Ich verachte aber nicht deine Schwester, sondern ich verachte die Gesinnung, welche ich bei ihr wahrgenommen habe. — Ich habe mit Erstaunen bemerkt, daß das Mädchen so leichtsinnig ist, gegen jemanden zu thun, als wenn sie ihn liebte, den sie doch wirklich nicht lieb hat. Als ich zu euch kam, flatterte sie immer um Sophien (die Kinderwärterin) herum. Des Schmeichelns und Streichelns war ein paar Tage lang kein Ende. Kaum aber verwieß Sophie einmal ihr eine Unart,

welche sie begieng, so sah Luise Sophieen nicht mehr an, kam zu mir, und klagte, daß Sophie so viele häßliche Eigenschaften habe. — Bald darauf erhielt sie von der Mutter einen Verweiß. Ich glaubte voraussetzen zu können, daß Luise doch ihre Mutter lieb hätte. Nichts weniger. Sie lief aus der Stube, warf die Thüre unehrbar hinter sich zu, und soll in dem Hausſaale gesagt haben: das ist doch auch ein unausstehliges Gezanke von der Mutter. — Mir hat sie es nicht besser gemacht. Wie oft nannte sie mich nicht ihren geliebten M*, setzte sich in den Stunden neben mich, und überhäufte mich mit ihren Liebkosungen. Du hast gesehen, Leopold, was ich ihr that. Auf wiederholtes Ermahnen, daß sie beim Schreiben nicht so gebückt sitzen sollte, setzte ich sie an einen höheren, ihr unbequemeren Tisch, und gab ihr meine Befremdung zu erkennen, daß sie so unaufmerksam auf gute Vorschriften wäre. Dies verdroß sie. Auch mir lief sie zur Stube hinaus, schlug die Thüre zu und sagte, so daß ich es hören konnte: der Naseweiß hätte auch bleiben können, wo er gewesen ist.

Soll ich also annehmen, Leopold, daß deine Schwester mich lieb hat? O nein, mein Guter. Ich kenne auch Leute, die ich lieb habe; aber so etwas würde ich mir in meinem Leben nicht gegen sie erlauben.

Leopold erkannte sich zum Theil in dem Gemälde von seiner Schwester und schwieg.

Es ist eine sehr häßliche Unart, lieber Leopold, jemanden, den man nicht wirklich liebt, durch Freundlichkeit und Zudringlichkeit, gleichsam weiß zu machen, daß man ihn lieb habe. Man muß mit diesem freundlichen Wesen sparsam seyn. Hätte ich aber irgend jemanden einmal solche besondere Zeichen von Liebe gegeben, so würde ich mich auch gar sehr hüten, zornig auf ihn zu werden, wenn er etwas thäte oder sagte, was mich verdrösse. Ich würde vielmehr mich anstrengen, pünktlich zu thun, was er haben wollte, und würde befürchten, von ihm heimlich für einen Lügner gehalten zu werden, wenn ich ihm nicht folgte.

„Aber meine Schwester hat Sie doch gewiß auch lieb."

Das weiß ich nicht, l. L. und das weißt du auch nicht. Wenn ich jemanden lieb habe, so handle ich so, als wenn ich ihn lieb hätte, und thue was er gerne sieht. Deine Schwester hat nicht so gehandelt.

„Aber haben Sie denn Luisen lieb?"

Ich gewinne die Leute nicht auf den ersten Augenblick lieb, sondern ich sehe erst, ob sie sich durch ihr Betragen liebenswürdig machen. Dann habe ich sie rechtlieb, Leopold. — Doch; wir wollen jetzt von etwas andrem reden.

Gegen Luisen beobachtete der Hofmeister fortdauernd die abgemessenste Gleichgültigkeit, aber entfernt von Härte und beleidigendem Wesen.

Dies

Dies bewirkte er dadurch, daß er durchaus gerecht gegen sie war, daß er, unbemerkt, selbst ve anlaßte, ihr Proben hiervon geben zu können, und daß er jede Gelegenheit herbei zog, ihr etwas zu Ihren oder sonst etwas zu thun, woran sie Freude hatte. Alles aber that er mit Gleichgültigkeit in Stimme und Miene, und mit einem Wesen als treibe ihn bloß sein Pflichtgefühl dazu, die es zu thun.

Es war ihm daher lieb, daß der Zufall in diesen Tagen etwas fügte, was er selbst nicht besser hätte veranstalten können. Er wollte zu einer schon vorher festgesetzten Stunde spatzieren gehen. Es fand sich aber, daß niemand noch anständig genug angezogen war, als Luise. Luise gieng also allein mit ihm. Sie schwatzte viel und war immer zu seiner Seite. Er setzte seine langen Schritte fort, und antwortete auf alles ganz kurz. — Das Mädchen riß endlich eine Feldblume ab und übergab ihm solche mit der Bemerkung, daß sie durch ihre Gestalt sich so sehr auszeichne. Der Hofmeister stand stille, sah die Blume an, nannte ihren Namen dem Mädchen, warf sie aber weg, mit den Worten: „das ist noch nicht die rechte.“ Er bückte sich aber alsbald, brach eine andere Blume ab, und indem er sagte: „diese ist besser,“ setzte er sich und sprach, er wolle Luisen die einzelnen Theile einer Blume oder Blüthe bekannt machen, — Wer war aufmerksamer, als Luise! Doch wurde der Unterricht mit der eintönigten, Gleichmüthigkeit bezeichnenden Stimme des blo-

ßen Lehrers gegeben. Man schloß mit Gegeneinanderhaltung mehrerer Blumen, und Bemerkung ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten und erhob sich zur Rückkehr nach Hause.

Voll Freude und Zufriedenheit rief das Mädchen im Aufstehen aus: heute habe ich doch wieder einmal an Ihrer Seite gesessen, l. Hr. Hofmeister*).

D. Hofm. verwundert scheinend, An meiner Seite? Ist denn dieser Platz dir etwas werth?

Luise. O, gar viel. Ich liebe sie gar sehr, lieber M*.

D. Hofm. So? das hätte ich, fürwahr, mir nicht eingebildet. Aus deinem Betragen unlängst zu schließen — —

Luise. Ach! lieber M*. Das müssen sie mir vergeben.

D. Hofm. Vergeben ist es schon lange. Ich sehe nur nicht ein, wie es mit deiner Liebe zu mir übereinstimmt. Ich wenigstens betrage mich nicht so gegen Leute, welche ich lieb habe.

Luise. Ich will es auch gewiß nicht wieder thun.

D. Hofm. Das ist etwas anders. Du beschließest also, von jetzt an mich zu lieben. Nun, das

*) Der Hofmeister hatte nemlich seit Luisens unartigem Betragen absichtlich, doch ohne daß es jemand merken konnte, zu verhindern gesucht, daß Luise den Platz neben ihm, um welchen sie sich immer bemühte, nicht bekam.

das ist mir angenehm, und in diese Liebe setze ich auch kein Mißtrauen. Du meinst also, daß du mir durch dein Betragen künftighin zeigen wollest, daß du mich liebst?

Luise. Ja, ja, lieber M*. Das meine ich.

D. Hofm. Nun das ist mir lieb. — Es ist meine Art, daß ich jedermann liebe, der mich lieb hat, und du wirst sehen, daß ich Wort halte, sobald dein Betragen mir dieses von deiner Seite verbürgt.

Luise war, ihrer Gewohnheit nach, ausgelassen und etwas zu munter über das Vorgefallene. Der Hofmeister verwieß ihr das sanft mit der Versicherung, daß er ein ruhiges, gesetztes Betragen überaus hoch schätze; und so kam man in einer recht angenehmen Seelenverfassung nach Hause.

Luise hielt Wort. Aber der Hofmeister sah auch mit aller Strenge darauf, daß er seiner Würde nichts vergab, indem er ihr Gefälligkeiten erwieß, welche er nicht ermangelte, zuweilen als Beweise seiner Gegenliebe für ihre, ihm bezeigte Ergebenheit, auf schickliche Art und mit ein paar Worten auszugeben. Eine kleine Vermahnung, ein Wink war hinreichend, das Kind zur Besinnung zu bringen, und die Cur hatte einen so glücklichen Fortgang, daß selbst die Eltern an der völligen Genesung gar nicht mehr zweifelten.

Selbst Leopold hatte Nutzen von dieser mit Luisen vorgegangenen Veränderung. Eine kleine, geschickt

schickt angebrachte Erinnerung an Luisens Rückkehr von einem Fehler, welcher sehr über sie geherrscht hatte, war das stärkste Mittel, zu welchem der Hofmeister bei ihm griff. Und dies war kein Wunder; denn der Zufluß war dadurch gehemmt, daß man die Kinder den Menschen entriß, unter deren Händen sie verdarben. Auch herrschte ohnehin schon ein sehr anständiger Ton in dem Hause, und dieser trug, nebst der Aufmerksamkeit, mit welcher die Eltern des Hofmeisters Wünschen in Betreff ihrer Kinder entgegen kamen, nach dessen eigenem Geständniß, im Grunde das meiste bei. Man mußte an das Ziel gelangen, so bald man nur den ersten Schritt gethan hatte, und Sorge trug, daß kein Rückschritt geschah; denn das Vorwärtsgehen befördert alsdann schon die Natur von selbst.

2.

Eitelkeit, Verachtung Anderer, und Hartherzigkeit.

Schatten.

Abends nach der Zuhausekunft von einem Besuche.

Der Vater. Warum ist der Tisch noch nicht gedeckt, Juliane? Du hast ihn ja diese Woche zu besorgen.

Jul.*) Nun, das ist doch recht fatal. Ich habe Ernestinen gebeten, es für mich heute zu thun.

Sie

*) Etwa neun oder zehn Jahre alt.

Sie hat es versprochen, und bleibt doch so lange oben in der Stube.

D. Vat. Und warum willst du es nicht selbst besorgen?

Jul. stotternd und stockend. Weil — — Wenn — — O ich — — Ich fürchte mein neues Kleid zu beschmutzen.

D. Vat. Deine Unordnung würde diese Strafe verdienen. Dein Kleid sollte längstens schon ausgezogen seyn und in der Commode liegen. Kleide dich um, und warte deines Amtes, und zwar schleunig.

Jul. Ach, lieber Vater! Ich möchte mein Kleid gerne bei Tische anbehalten.

D. Vat. Warum nicht gar bei Tische. Dieses theuere Kleid. — Gleich auf der Stelle in die Kammer und ausgezogen.

Jul. Aber die Mutter hat es mir schon erlaubt — —

Die Mutt. aus der Kammer kommend. Ja, lieber Mann; weil sich Juliane heute in der Gesellschaft so artig aufgeführt hat, so habe ich ihr, zur Belohnung, erlaubt, das Kleid bei Tische anzubehalten.

Der Vater hatte den guten Grundsatz, das Ansehen seiner Frau, so viel als möglich, bei den Kindern aufrecht zu erhalten, und also, wenn es nur immer angienge, es bei dem zu lassen, was sie verfügt oder erlaubt hatte. Allmählich sah er aber,

bei

bei dem Gebrauch, welchen die Frau von dieser lobenswürdigen Denkungsart machte, sein eigenes Ansehen bei Ausübung dieses Grundsatzes schwinden, und eben jetzt schien wieder ein Stück von demselben dem Losreißen nahe zu seyn. Er war entschlossen, dies nicht zuzugeben. Er wollte das Wort der Mutter bei Ehren lassen, seinen eigenen Willen aber auch durchgesetzt wissen, und sann daher, stillschweigend, auf einen Ausweg. Doch sahen Mutter und Tochter ihm an, daß er seinen Unmuth heimlich verbiß.

Juliane deckte den Tisch nicht, sondern Ernestine, und zwar wurde noch ein zweiter, kleinerer gedeckt, und überdies mit zwei Lichtern auf glänzenden Leuchtern versehen.

„Wozu das?" fragte die Mutter verwundernd.

„Der Vater hat es befohlen," antwortete Ernestine.

„Ja, ja, fuhr der Vater mit nachdrücklicher Stimme heraus, Juliane wird an dem Tische essen. Es würde sich nicht schicken, daß sie mit ihrem neuen Staatskleide bei uns Altagsmäntlern säße; sie wird also die Ehre haben, als Königin des Zimmers, allein zu speisen."

Die Tochter erschrak und weinte vor Aerger. Die Mutter stellte vor, daß ein solches Verfahren nicht erlaubt wäre, da Juliane gar nichts verbrochen habe. Der Vater aber wieß die Mutter zur Ruhe, und meinte, es sey nicht unbillig, daß auch

sein

sein Wille geschehe, da er so billig gewesen sey, gegen der Mutter ihre Verfügungen nichts einzuwenden. „Die Mutter, sprach er, will, daß Juliane in dem neuen Kleide esse; es geschehe. Der Vater will, daß Juliane an jenem Tischchen esse; es geschehe also auch. Beides ist ja so schön vereinbar.

Nun flogen schneidende Reden gegen einander. Das Abendessen wurde aufgetragen. Juliane glaubte noch immer, mit Bitten — die Mutter, mit Drohung und Heftigkeit, den Vater überwinden zu können. Allein es drang bei ihm nichts durch. Juliane aß nicht, und weinte und schluchzte im neuen Kleide während des Essens; die Eltern aßen in Zorn und Galle, und die übrigen Kinder sahen schlechte Beispiele, sie mochten hinsehen, wohin sie wollten.

Diese Ausbrüche von Zorn und unedler Rache von Seiten der Eltern würden, zum Schaden der Kinder, noch fortgedauert haben, bis diese sich zu Bette gelegt hätten, wenn nicht der Vater — ein Mann, welchem man einen guten und löblichen Willen, aber freilich bei unzulänglicher Klugheit, Geschicklichkeit und Selbstbeherrschung nicht absprechen kann — durch eine freiwillige Abwesenheit denselben ein Ende gemacht hätte, und auf seine Stube gegangen wäre.

Auch die Mutter erholte sich während dieser Zeit. Sie sah ein, daß sie sich übereilt hätte, und in der Uebereilung zu weit gegangen wäre, und — es war gewiß kein verwerflicher Zug von ihr, daß sie

den

den Mann aufsuchte. Es entspann sich nun, nachdem beide einander gestanden hatten, daß sie sich hätten in ihrem Zorne mäßigen sollen, folgendes Gespräch unter ihnen.

D. Vat. Ich wurde nur dadurch so unwillig, daß Du Dein letztes Gelübde, Julianen nicht mehr in ihrer Eitelkeit zu bestärken, so bald gebrochen hattest.

D. Mutt. Aber, Du mußt doch auch nachsichtig seyn, l. M. ich erinnre mich doch nicht, heute in der Gesellschaft etwas gesagt zu haben, was dem Mädchen in Rücksicht auf diesen Fehler hätte nachtheilig seyn können.

D. Vat. Ich sehe hier wieder Dein Herz der Wahrheit geöffnet und guter Vorsätze empfänglich. Wirst Du mir's also nicht übel aufnehmen, wenn ich über das, was bei dem heutigen Besuche in Betreff dieses Punctes vorgefallen ist, meine Anmerkungen mache?

D. Mutt. Gewiß nicht, l. M. — Hier sitze ich, und will Dir zuhören, wie ein Mäuschen. Aber vertheidigen darf ich mich doch?

D. Vat. Ich hoffe Dich nicht in diese Nothwendigkeit zu versetzen.

Der erste Fehler war schon gemacht, ehe wir in die Gesellschaft kamen. Juliane hätte, wenigstens in diese Gesellschaft, gar kein neues Kleid anziehen sollen, und künftighin soll sie dies auch nicht. — Du wirst Dich doch erinnern, daß

schon

schon bei der ersten Tasse Kaffee die Rede von diesem neuen Kleide war.

D. Mutt. Nun ich mußte doch das Mädchen erinnern, sich beim Trinken in Acht zu nehmen.

D. Bat. Es hätte vielleicht geschehen können, ohne gerade des Kleides dabei zu erwähnen. Es hätte aber auch unterlassen werden können, denn Juliane ist nunmehr alt genug, um selbst auf sich Acht geben zu können. Und hätte sie das Kleid befleckt — fast möchte ich sagen, desto besser; denn vielleicht hätte ein befleckes Kleid ihrer Eitelkeit ein wenig Abbruch gethan. — Doch! was entstand daraus? Ein langes Fragen und Antworten, ein Besehen und Bewundern, in welches sich das Mädchen mit einer so bescheidenen Miene, während daß ihr Herz vor Freude über die Opfer, welche sie empfieng, hätte zerplatzen mögen, fand, daß ich dir gestehe — ich habe wegsehen müssen, um nicht vor Kummer und Verdruß zu erblassen, aber es verdarb mir den ganzen Nachmittag.

D. Mutt. Aber, was habe denn ich unrechtes bei der Sache gethan? Was kann denn ich davor, wenn man mich über das Kleid ausfragt, wenn man das Mädchen bewundert, es schön findet u. s. w.

D. Bat. Du hättest den Discur durchaus nicht unterhalten, sondern sogleich abschneiden sollen. Statt dessen fiengst Du, da man mit der Beurtheilung

lung des Catunes fertig war, selbst von der Geschicklichkeit des Schneiders an. Du lobtest den Schneider, und das Mädchen fand in diesem Lobe ihre Gestalt erhoben. Wer sagte zu Julianen: stehe auf, stelle dich fein gerade, laß die arme hübsch natürlich herabsinken; wer war es?

D. Mutt. Aber, mein Gott, das sind ja bloß Dinge, die zu dem guten Anstand gehören.

D. Vat. Es war die Losung zu den giftigsten Schmeicheleien, welche dem Mädchen gemacht wurden. „Ei, wie angegossen! — urtheilte die Frau Pathe. Der schöne, eingebogene Rücken, die schlanke Taille, die runden, dünnen Aermchen. Das ist recht, hier muß das Band sitzen, und nicht da unten, wie bei meinem Malchen. Da sehen sie nur den Muff an; ob sie nicht gegen Julianen aussieht, wie ein Bär. Aber es ist nur der Schneider Ursache. Er taugt gar nichts. Nein, das nächste Kleid, das ich wieder machen lasse;“ — sieh', liebes Weib, ich habe alle die Albernheiten im Gedächtniß behalten. Jedes Wort war ein Stich, der mir durchs Herz gieng, weil man meine Tochter damit verdarb. Es war mir, als stünde das Mädchen am Halseisen und verlöhre in der Minute ihr letztes Bischen von Schaam und von Ehre.

Was geschah? — Die Mutter wurde nicht überzeugt; sie hatte hiezu zu wenig Verstand und Ueberlegung, und selbst zu viel Eitelkeit. Der Vater

ter hatte nicht wohlgeordnete und gründliche pädagogische Kenntnisse genug, um dem Uebel vorbauen zu können, ehe Juliane noch anderthalb Jahre alt war, — denn damals hätte er schon suchen müssen, sie gegen dieses Verderben zu sichern — seine Entschlüsse waren bloß die Frucht einzelner gesunder Blicke und guter Einfälle; sie hatten keinen Nachdruck. Man richtete mit lauter gutem Willen dennoch nichts aus, und die Eitelkeit des Mädchens fraß um sich wie ein Krebsschaden, der durch jeden Tropfen Suppe sogar etwas Nahrung erhält.

Es war in dem Städchen ein verständiger Schulmann, der oft mit Julianens Vater in Gesellschaft kam. An diesem wandte sich der bekümmerte Mann. Nachdem er ihm alles erzählt hatte, was zur Beurtheilung der Sache gehörte, antwortete ihm der Schulmann ungefähr folgendes:

Juliane ist gegenwärtig nicht mehr zu heilen, sie ist aber um deswillen nicht gänzlich verlohren. Ich gründe meine Hoffnung auf die Talente, welche sie hat. Sie hat Verstand, sie hat Fassungskraft, sie lernt gerne. Diese Umstände müssen benutzt werden. Sorgen Sie dafür, daß der Kopf des Mädchens mit Kenntnissen bereichert werde, mit Naturgeschichte, Geopraphie, Geschichte u. dgl. Nicht aber mit Französisch; dieß giebt ihr Veranlassung, sich in Gesellschaften zu zeigen und ist Nahrung für ihre Eitelkeit auf Zeitlebens. Aus gleichem Grunde darf sie jetzt auch weder ein

musikalisches Instrument spielen, noch singen lernen; so wie noch die Arbeiten, in denen sie Unterricht erhält, durchaus nur solche seyn dürfen, die man für das Haus braucht, als: Nähen, Stricken, Spinnen. Sticken und Putzmachen aber darf sie jetzt nicht lernen. Sie würde bei solchen Arbeiten den Verfolgungen der Eitelkeit alle Augenblicke ausgesetzt seyn.

Diesem Fehler selbst darf durchaus nicht entgegen gearbeitet werden, so daß es das Mädchen inne würde. Lieber verstatten Sie ihm zuweilen Ausbruch und thun Sie dabei, als ob Sie dieß nicht bemerkten. Die Eitelkeit ist wie ein Geschwür. Es frißt unter sich, wenn sie nicht ausbrechen kann. Es sey also vor der Hand so, als ob dieser Fehler gar nicht da wäre. Er erhalte nur nicht etwa durch unbesonnene Gesellschafterinnen des Mädchens Nahrung ohne Aufhören.

Aber, wie gesagt, der Kopf muß mit nützlichen Kenntnissen versehen und das Mädchen in häuslichen Geschicklichkeiten reichlich und unablässig geübt werden. Wenn sie, auf diese Art behandelt, das funfzehnte oder sechzehnte Jahr erreicht hat, dann werde sie wenigstens ein Jahr lang, die Gesellschafterin einer gebildeten, verständigen und nach Grundsätzen handelnden Frau. Diese wird in ihr die Eitelkeit anfangs auf Ehrliebe zu bringen, die Ehrliebe selbst aber in vernünftige Selbstschätzung zu verwandeln wissen. So wird Ju-

liane

liane geheilt werden, und aus dem eitlen Affen, der sie jetzt ist, kann, wenn sie noch dazu glücklich genug ist, verständige Gesellschaft zu finden, noch eine achtungswürdige Gattin werden.

„Ach! wenn diese Zeit nur nicht so entfernt wäre; wenn nur die Mittel, die Sie mir vorschlagen, mehr in meiner Gewalt wären!“

Hoffen Sie, Freund, und finden Sie sich darein. Es ist nicht alles verlohren, aber jetzt hier auf der Stelle ist nichts zu erhalten. Nicht einmal, wenn Sie das Mädchen weggäben, und in einen ganz andern und guten Cirkel versetzten, könnten Sie hoffen, sie vor den genannten Jahren ganz von diesem Fehler befreit zu sehen. Er verbirgt sich und lauscht, er entweicht aber nicht. Er dauert bei geringer und sparsamer Nahrung fort, und ein ganz kleiner Ausbruch, des Jahres etwa einmal, ist ihm Triumph und Nahrung genug. Nur die Vernunft ist seine Beherrscherin, sie muß aber auf ihren Thron kommen, ohne daß er es merkt, sonst bringt er selbst diese in seine Gefangenschaft.

*

In dem Z**schen Hause habe ich die Eitelkeit noch mehr in ihrer Abscheulichkeit, und im Gefolge von Verachtung gegen Andere und Hartherzigkeit erblickt. Sie raste da unter den Kindern, ohne daß jemand auf sie Acht hatte; denn nicht einmal der Vater kannte die Gefahr, von welcher seine Kinder umstrickt waren, da doch die

Väter sonst so leicht Eitelkeit an Frau und Töchtern bemerken, und sie gemeiniglich mit so untauglichen Waffen bekämpfen. Herr Z** hatte aber nach Vermögen geheirathet; er war aus einem bedürftigen Menschen ein Mann geworden, der wenigstens wegen der gewöhnlichsten Bequemlichkeiten des Lebens keine Sorge weiter nöthig hatte. Das schläferte ihn ein. Eine Pfeife Tabak aus einem kostbaren Pfeifenkopf, ein muselinener Schlafrock und ein Kanapee mit einer weichen Lehne wurden seine Hausgötter. Die Kinder sah er wie wilde Pflanzen an, die in der freien Luft am besten fortkommen, und bekümmerte sich nicht um sie.

Doch ja; — er hatte sich ein Schema gemacht, nach welchem er genau handelte. Die Kinder sollten gesund und stark werden. Er ließ sie also von früher Jugend an waschen, baden, ohne Mütze und in dünner Bekleidung gehen, und viel in freier Luft seyn. Sie sollten etwas lernen. Er ließ ihnen also Privatunterricht durch einige im Orte lebende Lehrer geben. Fragte er sie zuweilen und sie antworteten gut, so lobte er sie und belohnte sie aus seinem Beutel. Hatten sie etwas gemalt, geschnitzt, gedrechselt; so freuete er sich darüber und zog den Beutel. Sie sollten mitleidig werden; er schickte also den Bettlern vor der Thür das Allmosen durch eines von den Kindern. Jeden Fehler, den er wahrnahm, beredete und verbot er. Aber das war auch alles, was er that. Schläge zu geben,

war

war ihm zu unedel; die Kinder aber mit Vernunft leiten und zu führen, zu unbequem, und auch über seine Kräfte. Kurz, für die Kinder geschahe nichts, so wohl auch der Vater mit der Erziehung zufrieden war, die er gab.

Die Mutter war von sehr eingeschränkten Geisteskräften. Sie war wie eine Lilie, so unschuldig aber auch so leblos. Sie gab Verweise mit Sanftmuth; hörten aber die Kinder nicht darauf, so entrüstete sie sich auch nicht, sondern ließ es gehen und drohte allenfalls, daß sie um drei Uhr keinen Kuchen, sondern nur Butterbrod, keine neuen Schuhe, kein hübsches Band bekommen würden, oder heute Nachmittag würden zu Hause bleiben müssen, wenn die Eltern zur Visite giengen. Aber, man denke doch ja nicht, daß die Mutter wirklich so hart und unerbittlich gewesen wäre. Wenn die gesetzte Zeit heran kam und das Kind um Erlassung der Strafe bat; so sagte sie zu ihm: willst du es nicht mehr thun? Und kannst du schön bitten? Das Kind küßte hierauf die Hand, gelobte Besserung, bekam den Kuchen, erhielt seine neuen Schuhe, gieng mit in Gesellschaft. Das Vorgefallene war vergessen.

Man sieht, daß die Kinder im Grunde, ohne alle Aufsicht, und nicht viel besser als Vater- und Mutterlos waren. Sie beherschten sich höchstens, wenn sie in dem Zimmer ihrer Eltern waren, und verstellten sich in deren Beiseyn. Denn allerdings sah' man da auf äußeren Anstand, und belohnte deswe-

gen mit neuen Kleidern, mit dem obersten Platz am Tische, mit öffentlichem Lobe in Gesellschaften. Außer ihren Augen thaten sie, was sie wollten und wurden ungezogene, ruchlose Kinder. Ich hebe indessen nur ihre Hartherzigkeit und ihre Geringschätzung Anderer heraus, und will diese Fehler bis zu ihrem Ursprung verfolgen.

Aus Thierquälern wurden Menschenquäler. Käfer, Vögel, Frösche, Hunde und Katzen wurden geplagt, zertreten, todtgeschlagen, geneckt und gemartert. Entweder sahen es die Eltern nicht, oder sie glaubten nicht, daß solche Verhärtungen des Gefühls von Folgen auf den Charakter wären. Von den Thieren kam es zu dem Gesinde. Es wurde geschimpft, geneckt, geschlagen oder gestoßen von den Kindern. Die Leute hatten es aber übrigens gut in dem Z**schen Hause, sie klagten also entweder nicht, duldeten oder neckten und reizten die Kinder wieder, oder wenn sie klagten, wurde nichts daraus gemacht. „Junge, daß du dich nicht wieder unterstehst, auf das Gesinde zu schlagen!“ Das war der Verweis, den der Vater gab, und die Mutter meinte, das Kind würde wohl nicht geschlagen haben, wenn ihm nicht zuerst etwas wäre zuwider gethan worden.

Bei zunehmenden Jahren wurden auch fremde Leute, die in das Haus kamen, Bauern, die etwas zu verkaufen hatten, Bettler und fremde Mägde geneckt und gemißhandelt. Es war ein schwacher

Damm

Damm hingegen, daß Hr. Z** die Allmosen durch die Hand der Kinder vertheilte. Diese glaubten, bei der Verderbniß, welcher sie außerdem ausgesetzt waren, daß die Bettelleute die Almosen durch ihre Gütigkeit erhielten. Sie warfen ihnen mit kalter Miene die Geldstücke in den Hut, hatten keine Regung von Mitleid dabei, machten sich noch lustig über den buntschäckigten Anzug, auch wohl über Leibesgebrechen der armen Leute, und so trug selbst dieses Almosengeben dazu bei, die Rinde zu verhärten, welche sich um die Herzen der Kinder gebildet hatte.

Ich traf diese Kinder einst unter einem Haufen Menschen an, die um einen epileptischkranken Bettler herumstanden. Es war mir unangenehm, bei so einer Scene Kinder zu sehen, denn meiner Meinung nach stumpft so ein Anblick, weil er zu grausend ist, die Empfindung ab. Dies brauchte ich diesmal nicht zu besorgen. Von den vier Z**schen Kindern waren nur zwei, welche wenigstens nicht gänzlich gefühllos schienen. Die zwei ältesten konnten vor Verwunderung über die seltsamen Verzerrungen und Verrenkungen kaum zu Sinnen kommen, und lachten zuweilen laut auf. Das dritte, ein Knabe, stand, wie im Nachdenken da, und das jüngste, ein Mädchen von sechs Jahren, empfand Langeweile dabei, und rieth ihren Geschwistern, man solle lieber fortgehen. Ich merkte aus ihrer Ungeduld, daß ihr der Anblick doch etwas bange machen

mochte; sie wußte das aber entweder selbst nicht, oder getraute sich nicht, es zu sagen. Denn sie schützte bloß die Langeweile vor.

Diese Kinder werden in dieser Seelenverhärtung aufwachsen. Denn die Eltern haben keine Ahndung davon, daß ihre Kinder so vernachlässiget werden. Man braucht nicht lange zu fragen, was für Gattinnen und Hausmütter aus den Töchtern, was für Bürger und Hausväter aus den Söhnen werden können. Es werden Menschen werden, Andern zur Quaal, sich selbst aber zum Ueberdruß, denn es wird ihnen seyn, als lebten sie auf einer wüsten Insel.

*

In dem A* Hause herrscht der entgegengesetzte Fehler. Aus lauter Sorgfalt für gute Erziehung bringen die Eltern sich um ihr Ansehen, und erbittern die Kinder fast unaufhörlich gegen andere Menschen. Fritz ist ein Knabe von eilf Jahren, Hannchen ist neun Jahre, Wilhelm etwas über sieben.

Man hat in diesem Hause den Grundsatz der Vergleichung eingeführt. Es geht kein Kind auf der Gasse, es kömmt keines ins Haus, ohne daß es beurtheilt, und den A* Kindern entweder zur Nachahmung oder zur Warnung vorgestellt wird. Dieß ist den Eltern so geläufig worden, daß sie kaum mehr daran denken, wenn sie es thun, und

daß

daß sie gar nicht darauf Acht geben, was es für Wirkung auf ihre Kinder macht.

D. Vat. Hast du bemerkt, Fritze, heute in der Gesellschaft, wie artig sich Adolph wieder benommen hat? Der Knabe ist in deinem Alter, aber er ist viel anständiger und hat mehr Lebensart, als du.

Fritz. Ach, Vater! Sie kennen Adolphen nicht. Ich gebe wohl Achtung auf Adolphen, weil Sie mir ihn immer zum Muster vorhalten. Er hat es hinter den Ohren sitzen. Er stellt sich nur so stille und ehrbar in der Gesellschaft. Außer derselben ist er wohl gröber und ungeschickter als ich. Er gieng neulich eine Strecke weit vor mir her. Es begegnete uns der Finanzrath v. M. Adolph besann sich, ob er den Hut vor ihm abnehmen sollte. Er that es endlich, als es fast schon zu spät war; aber er machte ein so geringes und unbeschliffenes Compliment, daß ihn der Finanzrath für einen vornehmgekleideten Handwerksjungen gehalten haben muß, denn er rückte kaum seinen Hut. Ich hingegen dachte: dir soll er gewiß anders danken. Ich stellte mich in Positur und machte ihm ein recht anständiges Compliment. Er dankte mir höflich, und sah sich noch nach mir um, als ich vorbei war.

D. Vat. Nun, das ist ganz gut, lieber Fritze, aber deswegen kannst du noch von ihm lernen, was er besser macht als du. Er sitzt mit mehr

An-

Anstand auf dem Stuhle, er hält die Ellbogen näher an den Leib, wenn er etwas auf den Teller schneidet, er hält die Kaffeetasse mit mehr Anstand, dreht den Kopf schöner, wenn er sich bedankt, und steht auch mit mehr Anstand vom Stuhle auf.

Aber das muß ich freilich auch sagen. Du hältst deine Frisur besser in Ordnung und kannst die Complimente im Stehen schöner machen. Das muß dich aber nicht stolz machen, lieber Sohn; denn du wirst noch alle Tage Leute antreffen, von denen du eins und das andere lernen kannst. Wie mag denn Adolph wohl in der Schule seyn?

Fritz. Ach, lieber Vater! der Professor kann ihn gut leiden. Ich gebe wohl darauf Achtung, wie er sich bei ihm einschmeichelt. Der Professor lobt ihn sehr im Lateinischen. Aber meine Buchstaben sind doch viel schöner.

D. Vat. Gut. Aber ein guter lateinischer Styl ist doch eine größere Vollkommenheit, als schöne Buchstaben, du mußt also ja trachten, ihm auch hierinne zuvor zu kommen. Kurz, niemanden vorzulassen, das muß dein immerwährendes Bestreben seyn.

Fritz. Ei, ich bemühe mich auch. Denn nach Adolphen bin ich gewiß der beste Lateiner in der Schule. Fast jeder stockt öfter, wenn wir übersetzen, als ich.

Man setzte sich hierauf zu Tische. Kaum hatte die Mutter die Suppe ausgetheilt, so brachte auch sie ihre Bemerkungen aus der heutigen Gesellschaft hervor. „Es ist Schade, Hannchen, daß du heute nicht mit uns hast seyn können, du hättest wieder viel Gelegenheit gehabt, Gutes und nicht Gutes zu sehen. Ueber Lenchen habe ich mich gewundert, daß sie noch so schlecht strickt. Sie ist um dreizehn Monate älter, als Hannchen, aber Hannchen strickt einen viel netteren Strumpf, als Lenchen. Ich merke aber, daß ihre Mutter wohl auch nicht viel vom Stricken verstehen mag. — Mariane aber ist das geschickteste und artigste Kind in der Gesellschaft gewesen. Diese wünschte ich dir zur Gesellschaft, Hannchen. Da könntest du viel lernen."

Hannch. Es ist wahr, sie soll geschickt seyn, Mutter. Aber geben Sie nur einmal recht auf ihren Gang Achtung, sie hängt sich erstaunlich auf die linke Seite.

D. Mutt. Das habe ich doch noch nicht bemerkt.

Hannch. O ja, ich habe es wohl bemerkt. Mariane wird überall gelobt, und das macht, daß man ihre Fehler übersieht.

D. Mutt. Nun, du mußt ihr also nur im Guten nachfolgen. Sie näht hübsch, sie strickt hübsch, sie spielt schon gut Clavier, sie zeichnet, sie weiß in Gesellschaft mitzusprechen, sie ist bescheiden.

Hannch. Aber war denn Christel nicht auch wieder dort, liebe Mutter?

D. Mutt. O freilich. Nun, die bleibt der Unglückschick, der sie ist. Da hilft doch auch kein Reden. Die Mutter winkt und erinnert sie hundertmal, wie sie etwas machen, angreifen, überreichen soll, aber sie versieht es auch hundertmal, und ist immer in einer Verlegenheit. — —

Hannch. Nun da wird doch Eleonora auch dabei gewesen seyn?

D. Mutt. O ja, der Stax. Das Mädchen sitzt doch dort, wie von Holz. „Ja und Nein; ich danke gehorsamst: nein, gewiß nicht.“ — Das ist ihre ganze Sprache.

D. Vat. Wenn wir wieder gehen, muß Wilhelm mitgenommen werden. Nicht wahr, Alexander ist in Wilhelms Alter?

D. Mutt. Um ein halbes Jahr wird er doch wohl älter seyn, als Wilhelm.

D. Vater. Alexander aber schreibt schon recht gut; ich habe mir seine Schreibebücher zeichen lassen. Da wirst du sehen können, Wilhelm, er hat vor einem halben Jahre schon besser schreiben können, als du jetzt. Auch wurde mir gesagt, daß er so hübsch auf seine Kleider achtete, keinen Schmuzfleck leiden könnte, hörst du, Wilhelm, wie es so gut lautet, wenn die Leute so etwas von einem sagen können?

Ich

*

Ich habe öfters, und zwar auch außer diesem Hause, solche Vergleichungsdiscurse mit angehört; so zum System geworden, habe ich sie aber nirgends angetroffen, als hier. Ich habe jederzeit eine mir unerklärbare Unbehaglichkeit dabei empfunden, und habe daher immer geglaubt, es sey nicht gut, Kindern andere Kinder als Muster vorzuhalten. Und wirklich such ich auch aus meiner Praxis alle solche Vergleichungen zu verbannen. Sie erbittern die Kinder, wie ich bemerkt habe. Sey es nun ein schlimmes oder ein gutes Kennzeichen, genug, es liegt in unserer Natur, daß wir unwillig werden, wenn jemand uns einen Andern geradezu als Muster vorhält, und wir haben uns in Acht zu nehmen, daß wir so ein Muster nicht auffinden. Wenigstens regt sich sogleich ein unwillkührliches Bestreben in uns, etwas Unvollkommenes an demselben aufzusuchen.

Kinder, welche auf diese innern Bewegungen nicht Acht haben, lassen ihnen freien Lauf, und verderben dadurch ihre ganze Gesinnung. Man sieht es in den vorliegenden Beispielen, vorzüglich an Hannchens Exempel. Sie jagt nach Unvollkommenheiten an Marianen, sie dichtet ihr vielleicht dergleichen an, nur um das unangenehme Gefühl des gänzlichen Zurückstehens nicht aushalten zu dürfen. Sie sucht das Gespräch der Mutter auf

Kin-

Kinder zu bringen, mit denen sie die Vergleichung nicht scheuen darf.

Ich getraue mir voraus sagen zu können, was aus diesen Kindern in spätern Jahren geworden ist. Ihr Blick wird geschäftig geworden seyn, an Andern etwas tadelhaftes auszuspähen; sie werden unverträglich, neidisch, rechthaberisch geworden seyn. Sie werden, bei der geringsten Empfindung eines Vorzugs über Andere, diese mit Verachtung belegt, und ihnen, in ihrem Herzen, gar nichts Gutes gelassen haben. Ihr Herz wird der Freundschaft, der Zutraulichkeit, der Theilnahme an Anderer Unglück unempfänglich geworden seyn, und sie werden als Menschenfeinde ihr Leben verwünscht und versegnet haben.

Eitelkeit, Verachtung Anderer, und Hartherzigkeit.

Licht.

Eitelkeit ist einer von den Fehlern, deren Saame in der menschlichen Natur, vorzüglich aber in der Natur des Mädchens zu liegen scheint, und deren erste Ausbrüche theils so frühe schon vorkommen, theils guten Eigenschaften der Kinder so ähnlich sehen, daß ein verständiger Erzieher es wohl schwerlich darauf anlegen wird, die Eitelkeit zu unterdrücken. Dies steht in keines Menschen Gewalt. Unsere Absicht muß also nur auf das **Beherrschen**, auf

auf das Zügeln dieser Leidenschaft gehen. Sie kann auf diese Art in der Jugend die Stelle mancher Tugend vertreten, das Kind von mancher Unart abhalten, sie wird in spätern Jahren die Erweckung vernünftiger Selbstschätzung erleichtern, Selbstgefühl und Selbstvertrauen hervorbringen, welches an und für sich wohl gar nicht tadelnswürdig ist, und dem Menschen schwerlich entbehrlich seyn möchte, und wird nach einer solchen Behandlung, sich gewiß unter die Herrschaft der Vernunft und des Pflichtgefühls bequemen.

Die Erziehung würde also ungefähr folgendes in Betreff der Eitelkeit zu beobachten haben:

1) Sie bei Kindern, bei welchen sie sich zeigt, zu ignoriren, d. h. die Kinder nicht merken zu lassen, daß man Eitelkeit sieht, und eben deswegen sogar das Wort: Eitelkeit vor dem zwölften Jahre, im Beiseyn der Kinder, gar nicht zu gebrauchen *).

2) Sie bei Kindern, bei welchen sie über Hand nehmen will, öfters zu unterdrücken, ohne daß die Kinder eine bestimmte Absicht dabei merken.

3)

*) Es ist hier die Rede von den Fällen, wo die Erziehung von Eltern besorgt wird, und also mit der Existenz der Kinder beginnen kann. Bekömmt ein Erzieher, ein Hofmeister ein eitles Kind, dem seine Eitelkeit bereits oft genug ist vorgehalten worden, so würde es nicht rathsam seyn, das Wort gar nicht zu

3) Sie bei Kindern, bei welchen sie sich bis gegen das sechste, achte Jahr hin, gar nicht zeigen sollte, sogar, den Kindern selbst, jedoch unbewußt, zu erwecken, wenn sich kein anderes, und weniger gefährliches Mittel, sie auf sich selbst, auf ihren Körper, auf ihr Betragen, auf das Urtheil verständiger Personen über sie, auf Reinlichkeit und Ordnung in ihrem Anzuge u. dgl. aufmerksam zu machen. Denn es würde, in diesem Falle sonst zu befürchten seyn, daß die Kinder nie lernten einen Werth auf das Urtheil verständiger Menschen zu legen, und sich über sich selbst zuweilen eine Untersuchung und ein Urtheil abzufordern.

Hier sind nun einzelne Scenen aus einer Erziehung, wie ich sie jedem Hause wünsche. Sie betreffen insgesammt die Behandlung der Eitelkeit, und zwar von dem vierten Lebensjahre an, bis gegen das zwölfte. Philipp ist sechs Jahre, Lottchen vier Jahre alt. Friedrich kömmt nicht eher vor, als bis er acht Jahre ist, denn er ist derjenige, bei welchem man etwas Eitelkeit zu erwe-

brauchen, aber doch immer gut, es nur selten, nur in den dringendsten Fällen zu brauchen, und es alsdann entweder mit einem, Verachtung erregenden Accent auszusprechen, oder dem Kinde, gleichsam wie im Vertrauen zu sagen, daß man so etwas Eitelkeit nenne, und einen Menschen bemitleide, auslache, auch wohl verachte, an dem man sie wahrnehme.

wecken suchte, um das schlummernde Selbstgefühl in Bewegung zu bringen. — Was man mit Mädchen thun muß, bei denen die Eitelkeit über Hand genommen hat, ist bereits angegeben worden. Für dergleichen Knaben gilt dasselbe Mittel, und es ist bei ihnen noch leichter anzuwenden, weil ohnehin die Jahre des angehenden Jünglings zu Erwerbung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten angewandt werden müssen. Man sey scharf in den Urtheilen über seine Arbeiten, man lobe sie selten, man tadle aber oft, jedoch mit Bestand der Wahrheit, ohne Bitterkeit und so, daß man selbst durch den Tadel das Zutrauen des Jünglings gewinnen könne und Muth zu vollkommneren Versuchen in ihm erwecke. So wird seine Eitelkeit zuerst in Stolz auf das, was er kann — also doch auf einen reellen Vorzug — übergehen. Aber selbst diese Fortschritte in seinen Kenntnissen oder Geschicklichkeiten werden ihm zu dem Gefühle von dem verhelfen, was er noch nicht kann, und werden ihm die Vorzüge Anderer hierinne nicht übersehen lassen. Dies wird ihm zu Würdigung der Vollkommenheit überhaupt, gleichviel ob sie in ihm oder in einem Andern anzutreffen ist, bringen, und nun wird auch der Stolz verschwinden, und einem erlaubten, ja sogar pflichtmäßigen Selbstgefühle, ohne welches man nicht einmal Andere achten könnte, und überhaupt keinen Maaßstab für Größe und Vollkommenheit hätte, Platz machen. — So muß der

Feind, der nicht zu erlegen ist, gefangen genommen und zu einem nützlichen Diener gemacht werden *).

Behandlung der Kinder, an denen man Eitelkeit schon wahrgenommen hat, vor dem sechsten Jahre.

Lottchen. Also fahre ich morgen mit, liebe Mutter?

D. Mutt. O ja, es ist dir versprochen worden; und wir fahren, wenn das Wetter schön bleibt.

Lottch.

*) Es wird nicht undienlich seyn, daß ich hier mit meinen Lesern über das, was ich Eitelkeit nenne, einig zu werden suche. „Eitelkeit besteht darinne, daß man gewissen Dingen einen grössern Werth beilegt, als sie in den Augen des Vernünftigen haben, und daß man sich freuet, in dem Besitz dieser Dinge Andere zu übertreffen.“ Jedermann hat etwas von dieser Sinnesart, und in so fern ist die Eitelkeit eine allgemeine und charakteristische Eigenschaft unsers Geschlechtes, und — aus dem bloß moralischen Gesichtspunkte betrachtet — ein schwarzer Fleck der menschlichen Natur. Darum ist aber nicht jedermann auch ein eitler Mensch, sondern nur derjenige kann diesen wehethuenden Titel erhalten, der diesen fehlerhaften Grundzug seiner Natur nicht überdeckt, in seinen Handlungen vielmehr offenbart, daß er dieser Schwäche nachhängt, und daß er sie nicht bekämpft, sondern ihr huldigt. Ein eitler Mann räumt dieser Leidenschaft mehr ein, als viele andere Personen seines Geschlechtes; ein eitles Weib bildet sich z. B. auf Schönheit mehr ein, als viele andere Personen ihres Geschlechtes. Nur durch die:

Lottch. Ei! da werde ich mein neues Kleidchen anziehen, und meine hübschen Schuhe!

D. Mutt. ganz in Ruhe, und als bemerkte sie gar nichts, aber willens, zu erforschen, wie weit die Eitelkeit bei Lottchen bereits gehe, um hienach entscheiden zu können, ob Lottchen morgen das gewünschte Kleidchen anziehen solle oder nicht. Das Kleidchen wird aber im Wagen sehr zerdrückt und verkrüppelt werden, und die Schuhe sind dir noch etwas zu groß, du könntest leicht einen verlieren.

Lottch. Ach nein! Mutter. Ich werde das Kleid hübsch zusammen nehmen. Sieh nur! so indem sie ihr Röckchen zusammen faßt will ich es immer halten, und recht stille sitzen.

dieses freiwillige und sich gar nicht verbergende Hegen und Pflegen einer Eigenschaft, welche sich in allen Menschen findet, zeichnet sich der Eitle in seiner Gattung aus, und muß sich um deswillen gefallen lassen, diesen Namen von solchen anzunehmen, welche doch selbst von aller Eitelkeit nicht frei sind, ohne daß er den Vorwurf, den sie ihm hiemit machen, ihnen wieder zurück geben darf.

Ein Kind ist eitel, wenn die Vorstellungen von neuen Kleidern, Lob, Auszeichnung in der Gesellschaft, schöner Gestalt, von Geschicklichkeiten, bei denen man aber nicht auf Nutzen sieht, z. B. Tanzen, Klavierspielen, mehr über dasselbe vermögen, und es öfter in Thätigkeit setzen, als andere Bewegungsgründe, die ihm vorgehalten werden.

A. d. V.

D. Mutt. Und wenn nun unvermuthet ein Regen käme; — ich dächte wirklich, du zögst lieber das blaue an.

Lottch. bange und nahe am weinerlichen Tone. Ach nein, Mutter; es wird nicht regnen. O! es ist ja so hübsch.

D. Mutt. Und nun fällt mir noch etwas ein. Du weißt, daß der Vater euch gerne unterwegs etwas zeigt, und dann davon erzählt. Da weiß er bald von einem Berg, den man in der Entfernung sieht, bald von einem Dorfe, dessen Häuser hinter den Büschen hervorblicken, etwas zu erzählen; bald kömmt ein besonderer Baum, von dem er euch etwas sagt; bald fliegt ein Vogel auf, den man in der Stadt nicht zu sehen bekömmt, und welchen er euch geschwind zeigen will — da siehst du, Lottchen? — Da wirst du immer stille sitzen müssen, wie ein Pflänzchen, und nichts zu sehen bekommen, oder du wirst dich auf deinem Sitze hin und her drehen, und das Kleidchen verderben, so daß du es nicht mehr anziehen kannst.

Lottch. verlegen, und zaudernd mit der Antwort. Ach! ich werde schon zusehen, l. Mutter, wie ich es mache.

D. Mutt. Ich sehe nicht ein, wie du es machen willst. Du bist noch zu klein, als daß du dich umsehen könntest, ohne auf dem Sitz hin und her zu rücken, oder zuweilen gar aufzustehen. — Fürwahr!

wahr! liebes Kind! laß du das Kleidchen zu Hause; es wird dir sehr unangenehm seyn, wenn du dadurch so oft gehindert würdest.

Lottch. mit zunehmender Bangigkeit. Ach nein; gute Mutter; gute, liebe Mutter! ich bin die ganze Woche auch fleißig und wohlgezogen gewesen.

D. Mutt. O ja, das bist du gewesen. Ich habe auch gar nichts dagegen, daß du das Kleidchen anziehen willst, ich bin nur deswegen besorgt, weil ich glaube, es wird dich in deinem Vergnügen stöhren. — Und das wird gewiß geschehen. Denn denke nur, wenn wir erst in D* sind! Da springt ihr mit den Kindern in den Garten, in feuchtes Gras, an Dornen- und Rosenstöcken vorbei. — Da wird dich dein Kleidchen nun entweder verhindern, mit den Kindern zu spielen, oder du wirst es verderben.

Lottch. Ach nein! Mutter! Du wirst sehen, daß ich es nicht verderbe.

D. Mutt. Nun wohl; du kannst es anziehen. Wirst du aber verdrießlich darüber, oder verdirbst du es, so vergiß nicht, daß ich es dir vorher gesagt habe. — — Es fällt mir eben ein, daß eine Naht daran aufgegangen ist. Ich will es gleich holen, und es dem Schneider schicken, damit es noch heute fertig werde.

Wer war froher, als Lottchen! — Die Mutter hatte aber ihre Parthie ergriffen. Lottchen, obgleich nur vier Jahre alt, hatte schon Verstand

genug, bei ein wenig Ueberlegung einzusehen, daß es gehen würde, wie die Mutter ihr vorstellte, und es war nur die eitle Sucht, ihr schönes Kleidchen anzuhaben, was sie zur Unbesonnenen machte. Die Mutter hielt diesen Grad von Eitelkeit schon für zu stark, und glaubte nicht, ihn unterhalten zu dürfen. Sie gieng hinauf, trennte mit Vorsatz eine Naht an dem Kleidchen auf, zeigte dem Mädchen diesen Schaden, und schickte das Kleidchen zum Schneider, damit es wieder hergestellt werden sollte. Man kann denken, daß die Magd für diesen Fall, und für ähnliche, schon Anweisung hatte, daß sie nicht lächeln oder witzig thun, nicht verrathen und überhaupt, gar nicht darein reden durfte. Sie brachte die Nachricht von dem Schneider, daß er es machen wolle.

Allein es ward Abend, und das Kleidchen kam nicht. Lottchen wollte nicht zu Bette gehen, bis es da wäre, und wollte, daß die Magd noch einmal hingienge. Man bedeutete sie, daß man nicht gar früh wegfahre, und daß der Schneider ja gewöhnlich des morgens die Sache erst schicke. Wo nicht, so solle die Magd morgen hingehen.

Das mußte sie auch wirklich. Allein sie brachte die traurige Nachricht, daß der Mann gestern Nachmittag plötzlich krank geworden, und noch immer bettlägerig sey.

„Der arme Mann, sagte die Mutter. Aber! was ist zu thun? Ein Glück, daß das blaue Kleid-

chen gewaschen und zurecht gemacht ist. Lottchen wurde mit bedeutenden Blicken und Verwunderung verrathenden Mienen vom Weinen und aufsteigenden Aerger zurückgehalten, und hatte wenigstens den Trost, auf die Frage, ob sie die grünen Schuhe anziehen dürfte, keine abschlägliche Antwort zu erhalten. Doch steckte die Mutter auch noch ein paar andere Schuhe zu sich, und gab, nachdem man angekommen war, und die Kinder in den Garten liefen, Achtung, ob Lottchen die Schuhe verlöhre. Es geschah. Die Mutter rief das Kind, aber ohne Heftigkeit, sagte, in einem ebenfalls ruhigen Tone: sieh, du hast deine Schuhe im Laufen schon ein paar mal verlohren, und könntest in denselben gefährlich fallen. Ziehe hier diese an.

Das Kind hatte nun seine Gedanken schon mehr beim Spielen, es hatte wirkliche Proben von dem gehabt, was die Mutter sagte, es war überhaupt ein richtig erzogenes, und kein halsstarriges und eigensinniges Kind: es fügte sich ohne Widerrede, und die Mutter hatte die Freude, der aufwachsenden Eitelkeit ihrer Tochter heute eine wichtige Gelegenheit sich zu äußern, entzogen zu haben. — Wäre Lottchen vier Jahre älter gewesen, so würde die Mutter nicht verfehlt haben, mit ganz wenig Worten im Nachhausefahren zu bemerken, daß sie ohne das neue Kleidchen doch auch vergnügt gewesen wäre. Bei gegenwärtigem Alter aber war es besser, einen Gedanken gar nicht in Anregung zu

bringen, welcher die Leidenschaft, der man entgegen arbeitete, so fort wieder würde aufgeweckt haben. Es wurde also des Vergangenen gar nicht gedacht.

*

Philipp hatte neue Schuhschnallen bekommen; diese fesselten den kleinen Mann so, daß er keinen Menschen kannte, wenn er sie an den Füßen hatte. Beständig waren seine Augen nur auf die Schnallen gerichtet. Es gieng so weit, daß er nicht einmal mehr in den Lehrstunden aufmerksam war. Auch war er überhaupt unbiegsamer geworden, und fuhr wohl gar gegen seine Schwester oder Gespielen auf, wenn ihm etwas an ihnen nicht recht war. Es war ein ziemlicher Grad von Eitelkeit, der sich des Knabens bemächtigt hatte, und die Schnallen zu einer erwünschten Gelegenheit brauchte, sich zu äußern.

Den aufmerksamen Eltern entgieng Philipps Betragen nicht, und sie riethen nicht fehl über die Ursachen desselben. Sie berathschlagten sich, wie sie die Sache angreifen wollten, um das Uebel lieber gleich zu ersticken.

Auch beschlossen sie, daß der Knabe binnen Jahr und Tag nichts neues, wenigstens nichts in die Augen fallendes bekommen, sondern nur erneuerte und schon abgetragene Kleidungsstücke u. dgl. erhalten sollte. Die Schnallen aber sollte er wieder verlieren, und zwar auf eine Art, die eine andere, starke Empfindung an die Stelle der eitlen Liebe zu denselben setzte.

Der

Der Vater. während einer Lehrstunde. Du giebst nicht Achtung, Philipp.

Phil. erschrocken. O ja, Vater!

D. Vat. Wovon sprach ich zuletzt?

Phil. weiß es nicht, und erröthet.

D. Vat. Siehe, du weißt nicht, was du thust. — Ich gab deiner Schwester auf, mir einen Unterschied zwischen einem Rothkehlchen und einer Bachstelze zu sagen.

D. Vat. nach einiger Zeit. Warum antwortest du nicht? Philipp!

Phil. sehr erschrocken und ganz in Verlegenheit.

D. Vat. Ich habe nun die Ursache deiner Zerstreuung bemerkt, du hast deine Aufmerksamkeit auf deine Schuhschnallen. — Ueberhaupt geht mir jetzt ein Licht über dein zeitheriges Betragen auf. — Ich muß einen Augenblick in meinem Unterrichte stille halten, liebe Tochter! verzeihe mir. — Jetzt sehe ich die Ursachen deiner Zanksüchtigkeit bei den letzten Kinderbesuchen, die wir hatten, von deiner Vergeßlichkeit seit einigen Tagen, von deinem gebückten Gange, von deinem Kopfhängen ein. — Pfui, schäme dich, Philipp! Wer wird auf solche Kleinigkeiten so viel Werth legen. Ich wollte, daß ich dir diese Schnallen nimmermehr gekauft hätte; sie machen dich zu einem ungehorsamen Knaben.

Der Vater sprach diese Worte mit vielem Nachdruck und ganz determinirtem Wesen, den

Blick

Blick scharf auf den Knaben geheftet, welcher die Augen zu Boden schlug, roth wurde, und nicht wußte, wie ihm geschah.

Die Unterweisung gieng wieder an. Philipp blieb zwar längere Zeit mit seiner Aufmerksamkeit dabei, allein die Schnallen reizten doch zu sehr, und der aufmerksame Vater ertappte ihn wieder.

„Ungerathener Junge!" sagte er mit Grimm im Gesicht, „gehe mir aus den Augen." Hiemit nahm er ihn bei dem Arme, und führte ihn zur Thüre hinaus *). — Er kürzte die Unterrichtsstunde ab, sagte zu seiner Tochter, daß ihm nicht wohl sey, und ließ sich durch sie bei der Mutter einen Thee bestellen.

Lottchen. als man sich eben zu Tische setzen will. Soll ich den Vater holen, liebe Mutter!

Die

*) Ich merke hiebei an, daß der Vater sonst gelinder zu handeln pflegte. Die Strenge und das rauhe Wesen war aber diesmal besondere Absicht. Der Knabe sollte erschüttert werden, damit die entstandenen Spuren von Eitelkeit in seinem Gemüthe gleichsam wieder ausgelöscht würden. Bei einem Knaben, und zwar in diesem Alter, geht es an. Bei einem Mädchen dürfte diese Cur nicht gebraucht werden, sie würde den Vater um alles Ansehen bringen, denn bei diesem steckt die Eitelkeit zu tief, und es muß da nicht auf gewaltsame Unterdrückung hingearbeitet werden, sondern nur auf Zurückhaltung, auf Lenkung auf reellere Vorzüge.

D. Mutt. Ach nein! Der Vater ist nicht wohl, und darf heute nichts essen.

Man setzte sich zu Tische. Philipp war in sich gekehrt, Lottchen halb niedergeschlagen, halb wünschte sie auf gute Art von dem heutigen Vorfalle sprechen zu können. Die Mutter aber, welche überhaupt nicht für gut hielt, daß über Tische von unangenehmen, und die Kinder angreifenden Dingen gesprochen wurde, auch ihrer Tochter nicht Gelegenheit zu einer, immer nicht zu lobenden Selbsterhöhung über ihren Bruder geben wollte, setzte kein Gespräch fort, das auf diesen Vorfall hätte führen können, that, als wenn sie nicht recht aufgeräumt wäre, und wollte vorsetzlich, daß es etwas stille bei Tische hergehen sollte.

Erst als das Essen abgetragen war, fragte sie, gleichsam wie von ungefähr, was denn heute vorgefallen wäre, das den Vater so entrüstet und bekümmert gemacht hätte, und nun fieng Lottchen an zu erzählen. Kaum aber vernahm die Mutter, wie sie sagte, daß die Sache eigentlich Philippen beträfe, so befahl sie, daß Lottchen zum Vater gehen und fragen möchte, ob er er etwas verlange, und foderte Philippen auf, ihr die Sache zu erzählen. Der Vater behielt indessen Lottchen bei sich und Philipp war allein bei der Mutter.

Philipp erzählte der Mutter den ganzen Hergang ehrlich und offenherzig; denn so pflegt es bei einer liberalen Erziehung immer zu seyn. Die Mut-

ter ließ ihn ausreden, und setzte hinzu: „das war doch aber auch eine starke Unaufmerksamkeit, Phlipp! So bist du wohl in deinem Leben noch nicht gewesen. Der Vater ist krank geworden; er wird vielleicht gar ein Brechmittel nehmen müssen.“

Nach einer kleinen Pause. „Auch ich habe seit einiger Zeit ein besonderes Wesen an dir bemerkt. Du gehst immer mit gebücktem Kopfe; wenn du sitzest, streckst du deine Beine starr vor dich hin, und hast in der letzten Gesellschaft hiedurch Malchen ein Fleck an ihr weißes Kleid gemacht, du warst unverträglich; du siehst nur immer deine Schnallen an. Sage mir, gefallen sie dir denn so?“

Phil. beschämt aber halb freundlich. Ach ja, liebe Mutter.

D. Mutt. Nun ich habe nichts dagegen, an etwas, was man für schön hält, ein Vergnügen zu finden. Aber sich so in etwas vergaffen, daß man es beständig ansieht, und alles um sich her darüber vergißt — Nein! das ist mir noch nicht vorgekommen. Mir würden diese Schnallen nunmehr unausstehlich seyn. Sie haben dich ungezogen gemacht, sie haben deinen Vater krank gemacht — ich könnte sie nicht mehr ansehen.

Phil. Aber ich habe ja keine anderen mehr.

D. Mutt. Würdest du ein paar andere Schnallen in die Schuhe machen, wenn du welche hättest?

Phil. O ja, gewiß, liebe Mutter.

D. Mutt. Wohlan; verkaufe mir diese. Ich will dir den Kaufpreis und ein paar andere Schnallen geben. Was haben sie gekostet?

Phil. Ich glaube, sechzehn Groschen.

D. Mutt. Hier sind sechzehn Groschen und hier ein paar Schnallen. Sie sind zwar unansehnlich, aber sie erinnern dich daran, daß du dich eines Feindes entlediget hast, der dich verführt hatte. Gieb mir die Schnallen.

Philipp übergab sie. Die Mutter gieng und holte einen Hammer von der Wand. In zwei Schlägen waren die Schnallen entzwei.

Ohne entrüstet zu scheinen, sagte die Mutter zu Philipp: Diese Stücken will ich wie einen kostbaren Ring aufheben. Sie können dich daran erinnern, daß du im Stande gewesen bist, etwas dir angenehmes zu entbehren, um keine Versuchung zum Ungehorsam zu haben. — Nun kannst du auch gehen und deinen Vater besuchen. Er hat dich zwar heute nicht sehen wollen; aber nach so einer Veränderung, wie diese, wird er dich nicht von sich weißen.

Philipp gieng; immer noch wie im Traume über das, was eben vorgefallen war.

D. Vat. mit ruhiger Stimme. Wo kömmst du her, Philipp?

Phil. Was machst du lieber Vater?

D. Vat. Ich bin nicht wohl. Mein Magen hat gelitten, ich harte mich entrüstet. Nach ei-

ner kleinen Pause. Du hast geweint, Philipp? fehlet dir etwas?

Phil. Ich habe der Mutter erzählt, daß ich heute so unartig war, daß ich Dich so erzürnt habe.

D. Vat. Ja, Philipp! Das hast du. Ich weiß selbst nicht: es war mir so unerwartet, dich so halsstarrig zu sehen. Du folgst mir sonst auf das erste Wort.

Phil. Ach! Vater; das machten die Schnallen.

D. Vater. Wo hast du sie denn hin, diese Schnallen?

Philipp erzählte nun alles, was vorgegangen war. Der Vater versicherte, es sey ihm lieb, daß die Sache einen solchen Ausgang genommen hätte, und setzte hinzu, es sey äußerst schädlich, etwas gleichgültiges und geringes so lieb zu gewinnen. „Deine Sinnesänderung wird gewiß zu meiner Gesundheit beitragen, Philipp. Jetzt gehe nur, und verlasse mich; ich habe etwas Schlaf nöthig. Vielleicht, daß ich heute Abends wieder in eurer Gesellschaft essen kann.“

Philipp wäre gern bei dem Vater geblieben. Er gieng aber und weinte aus süßer Wehmuth. Sein Herz hatte heute einen tiefen und wohlthätigen Eindruck empfangen.

*

Ueber Philipps Bruder Friedrich konnten die Eltern noch immer zu keinem bestimmten Urtheile kommen. Er war kein verdorbenes und

böses Kind, denn so etwas wird man bei einer solchen Erziehung gar nicht; aber er war schläfrig, langsam, und wie ohne Denkkraft. Er that willig, was man ihm aufgab, er that es auch nicht verkehrt, aber er brauchte immer einen Leiter, immer Anstoß von außem, und sehr viel Zeit. Er interessirte sich für nichts mit einiger Lebhaftigkeit. Tadel that ihm wehe, weil er seine Eltern liebte, die er unzufrieden über ihn sahe, aber demungeachtet griff der Tadel nicht tief genug ein. Wenn der Knabe daran dachte, was er thun sollte, so machte er es gut, auch ohne Tadel und Sporn, aber kein Tadel und keine Aufmunterung war hinreichend, ihn oft genug in Geistesthätigkeit zu bringen.

„Friedrich wird entweder Bürgermeister oder ein General, sagte der Vater oft im Scherz zu der Mutter. Denn es bleibt ihm entweder seine Bedächtlichkeit, und dann ist er gut auf das Rathhaus, oder sein Geist wird noch einst bei irgend einer Veranlassung geweckt, und dann wird ihm alles Wissen zu wenig, und die Welt für sein Kraftgefühl zu klein seyn." — „Doch sey es damit, wie ihm wolle, setzte er im Ernste hinzu, wir müssen Maaßregeln ergreifen, den Knaben in Activität zu bringen. Ich habe Lust, ihn zuerst mit seinem Körper zu beschäftigen. Wir wollen ihn mit schönen, in die Augen fallenden Kleidern versehen, er soll tanzen lernen, und oft mit

Spielen und Arbeiten beschäftiget werden, bei denen es Kunst kostet, der Kleider zu schonen."

Die verständige Mutter wendete zwar dagegen ein, daß man Gefahr laufe, aus Friedrich einen eitlen Gecken zu machen, zumal wenn es sich finden sollte, daß sein langsames, methodisches Wesen wirklich aus Mangel an Talenten herrühre. Sie traute aber der Versicherung ihres Mannes, daß er mit Behutsamkeit verfahren, und schon wieder einlenken wolle, wenn Gefahr für den Knaben zu bemerken wäre, und so beschloß man dann einmüthig, in dem Knaben ein wenig Eitelkeit aufzuwecken.

Eines Morgens fand Friedrich beim Aufstehen zwei ganz neue Anzüge, statt des gestern hier abgelegten, auf dem Stuhle vor seinem Bette liegen. Man sagte ihm, daß einer von seinen entfernt wohnenden Pathen ihm ein Geschenk damit gemacht habe, und Friedrich schien nicht gleichgültig dagegen zu seyn. Man kündigte ihm zu gleicher Zeit an, daß dieser Pathe, ein begüterter und auf äußere Reinlichkeit, Ordnung und Gewandtheit sehender Mann, geschrieben habe, noch diesen Sommer einen Besuch bei ihnen ablegen zu wollen, und man ermahnte den Knaben, doch ja sein schläfriges Wesen fahren zu lassen, fein in seinem Schranke auf Ordnung, in seinen Kleidern auf Reinlichkeit, in seinem Betragen und in seiner Sprache aber auf Munterkeit bedacht zu seyn.

Das Mittel schlug an. Anfangs brauchte es freilich noch Nachhülfe, und Nachsicht; beides aber mit fortrückender Zeit doch noch immer weniger. Beschmuzte der Knabe aus Unachtsamkeit ein Kleidungsstück, so mußte es sogleich ausgezogen, und ein reines angelegt werden. Anfangs erhielt er keine Verweise hiebei, weil man nur haben wollte, daß er Reinlichkeit schätzen lernte. Als dieses Ziel erreicht war, gab er theils selbst mehr Achtung auf sich, theils bekam er auch kleine Verweise noch obendrein, theils wurde auch wohl, nunmehr, ein reines Kleidungsstück ihm vorenthalten, und er damit empfindlich gestraft.

Friedrich besuchte auch die Tanzstunden gerne. Er wurde öfter in kleinen Geschäften ausgeschickt, als vorher, und man merkte nun schon innere Vorwürfe bei ihm, wenn er etwas nicht gut genug ausgerichtet hatte. Zum Glück hatte man einige Freunde, auf deren pädagogischen Tact man sich verlassen konnte. Diese rühmten zuweilen, auf zweckmäßige Art, Friedrichs gegenwärtige Aufmerksamkeit auf seinen Körper und seine Geschäfte, sein mehr lebendiges Wesen, und seinen anständigen Gang. — Auch der Pathe erschien, und fragte, wie man mit Friedrich zufrieden wäre. „Er fängt an, sich gut anzulassen, antwortete man. Er giebt jetzt gut auf sich selbst Achtung, er denkt nach, wie er seine Geschäfte wohl besorgen kann, und ist bedacht, spar-

sam mit der Zeit umzugehen." — So viel Worte, soviel Spornen für Friedrich.

In Zeit von einem Jahre mußte man wirklich wieder einlenken. Man mußte ihm die Gelegenheiten, sich Beifall zu holen, verringern, und mußte zuweilen bemerken, daß man glaube, er wende zu viel Aufmerksamkeit auf seinen Anzug. Man hatte indessen nicht aufgehört, ihn mit Kenntnissen und Geschicklichkeiten zu versehen, für welche er seit der Zeit mehr interessirt war, als er zuweilen Geschenke mit seinen Handarbeiten an die Freunde seiner Eltern gemacht, und Beifall dafür erhalten hatte. Die Fortschritte in diesen waren nun selbst wieder Aufmunterung, und so hofften dann die verständigen Eltern, die nicht zu verleugnende Eitelkeit, welche der Knabe noch an sich hatte, allmählich wieder aus seiner Gesinnung wegzubringen, wenn sie ihr sorgfältig die Gelegenheiten benähmen, sich zu äußern, und dabei einen ansehnlichen Vorrath von reellen Vorzügen in dem Knaben zusammenbrächten.

*

Lottchen war nun zehn Jahre alt. Bei ihrem lebhaften Geiste, der sich schon darauf verstand, Personen, mit denen sie umgieng, ihre Urtheile über Kinder auf dem Gesichte zu lesen, und bei wirklichen Vorzügen, welche dem Kinde Aufmerksamkeit und zuweilen auch ein, ihr schädliches, lautes Urtheil von Andern — denn wer kann dieses für immer verhindern! — zuzogen, konnte es nicht fehlen, daß

daß das Mädchen, sich zum mindesten nicht mehr liebte, als es in den Jahren, wo zu einem vernünftigen Charakter der Grund gelegt werden soll, zu erlauben ist. Dies hatte die Folge, daß sie Andere ihres Gleichen zuweilen zu gering ansah, sich ihre Vorzüge vor ihnen merken ließ, auf Putz und Aeußeres so sehr sah, daß eine ungehorsame Stecknadel ihr wohl schon manchmal üble Laune und Aerger verursacht hatte.

Die Mutter merkte dieses. Sie hütete sich aber sehr, Lottchen wissen zu lassen. daß sie es merke. Denn die Unart hätte dann auf der Stelle getadelt werden müssen; aber ein Tadel auf der Stelle ist bei der Eitelkeit nicht gut angebracht, denn er erbittert, giebt der Eitelkeit Nahrung, und fodert wohl gar zu Widerspruch und ungezogener Rache auf. — Mit einem Worte, die Mutter ignorirte diese Schwäche ihrer Tochter durchaus, um ihr auf diese Art desto empfindlichere Streiche versetzen zu können. Dies gab ihr den Vortheil, daß Lottchen nie auf Vertheidigung dachte und nie auf Verheimlichung fiel, und daß mithin aus einem in die Natur verwebten Hange des Mädchens nicht Vorsatz und System wurde.

Und so konnte dann auch die Sache bleiben bis in die Jahre der Vernunft. Der Fehler hielt sich, bei den erwählten, gelinden Maasregeln, und bei der, übrigens sorgfältigen Erziehung, schon so in Schranken, daß die Mutter nie einen vorbereiteten

pädagogischen Streich (coup) nöthig hatte, sondern mit Gesprächen, nach Art des folgenden, auslangte.

Abends, bei einer Vorlesung zu gemeinschaftlicher Unterhaltung.

Lottchen liest. „In Presburg *) wurde i. J..... eine Gräfin von * * durch das Schwerdt öffentlich hingerichtet. Sie hatte durch ihre Lasterthaten ein solches Schicksal nicht nur verdient, sondern sie verdiente auch noch die Verachtung und den allgemeinen Abscheu, welchen die Zuschauer ihr während der Hinrichtung zu erkennen gaben. Sie hatte nämlich aus einer Eitelkeit, welche an Raserei gränzte, fünf und zwanzig unschuldige Mädchen heimlich und auf die schauderhafteste Art umgebracht. Die Gräfin glaubte, daß sie ihre Schönheit und lebhafte Farbe dauerhaft erhalten könnte, wenn sie sich mit frischem Blute von

*) Diese Geschichte wird hier aus dem Gedächtnisse erzählt, und weicht daher vielleicht in einigen Kleinigkeiten von der Wahrheit ab. Im Ganzen aber ist sie richtig und beglaubigt. Sie trug sich in Ungarn zu, und steht in einer der älteren moralisch-politischen deutschen Zeitschriften.

Ich merke hiebei an, daß eine solche Rüge der Eitelkeit schon eine sehr starke ist, und daher mit Vorsicht und Zeitwahl angebracht seyn will. Die verständige Mutter wird diese Geschichte schwerlich an demselben Tage haben vorlesen lassen, an welchem sie

von jungen Mädchen wüsche. Daher lockte sie immer eine von ihren Dienerinnen in einen Keller, band sie da fest, und raubte ihr mit Stecknadelstichen täglich so viel Blut, als sie brauchte, ihr Gesichte zu waschen. War eines dieser Opfer ihrer Eitelkeit zu todte gemartert, so ergriff sie ein anderes."

„Endlich aber machte das Verschwinden so vieler Menschen die Leute im ganzen Hause aufmerksam; man gab auf jeden Schritt der Gräfin Achtung, man entdeckte ihr regelmäßiges und heimliches Schleichen in den Keller, und kam nach und nach auf eine Vermuthung, welche die gewaltsame Eröffnung des Kellers auf Befehl der Obrigkeit nur zu sehr bestätigte. — Niemand war, der ein Mitleid mit diesem Tiger in menschlicher Gestalt empfunden hätte."

D. Bat. Hart, in der That; auf beiden Seiten hart. Eine solche Probe von Eitelkeit, ist mir, fürwahr, noch nicht vorgekommen. Es ist

 schau-

sie an Lottchen einen Ausbruch von Eitelkeit wahrnahm, sondern etwa an dem Abende des folgenden Tages; wo nicht mehr zu befürchten war, daß das Mädchen sich zu stark getroffen fühlen, und eben dadurch veranlaßt werden möchte, sich mit sophistischen Gründen wegen empfundener Vorwürfe in Ruhe zu bringen. — Die Eitelkeit will sehr behutsam behandelt seyn, wenn sie nicht in Gefühllosigkeit, Seelenverhärtung und Verstocktheit übergehen soll.

schauderhaft und entsetzlich! Indessen würde wenigstens ich Mitleiden mit der Missethäterinn empfunden haben, denn ich bin überzeugt, daß sie vielleicht die Hälfte ihrer Schuld wird auf ihre Jugendbegleiter wälzen können. Zuverlässig hat sie schlechte Anleitung gehabt, auf sich Achtung zu geben; zuverlässig hat man der unglücklichen Frau in ihren Jugendjahren in Gesellschaften geschmeichelt, sie zur Affenliebe gegen ihre Person verführt, sie zur Putzliebe verleitet, und so sie im Grunde um ihren Verstand gebracht! — Es ist entsetzlich; ich kann mich kaum von dem Schauder erholen!

D. Mutt. Ich bin mit dir einerlei Meinung, lieber Mann. Ein so außerordentliches Laster muß schon in der Jugend gepflegt worden seyn; es hätte sonst nicht so überhand nehmen können. Sobald ich aber dieses annehme, so ist mir auch gar nichts unbegreiflich mehr an der ganzen Sache.

Ich habe selbst schon solche Unglückliche gekannt, die sich in ihrer Jugend durch Eitelkeit beherrschen ließen. Sie waren sich selbst und Andern zur Marter. Ich habe in Häusern, wo man nicht viel auf Erziehung hält, ob man gleich Leute dazu bezahlt, zuweilen Auftritte gesehen, die mich betrübt gemacht haben. Mädchen von neun, zehn Jahren konnten blutroth vor Aerger werden, wenn sie sich vor dem Spiegel eine Nadel in den Hut steckten,

und

und diese nicht gehorchen wollte. Ein Band, das nicht recht fallen wollte, rissen sie mit Unwillen, und mit Gefahr, in das Kleid ein Loch zu reißen, wieder ab, und warfen es hin auf den Tisch *).

Je vornehmer die Häuser, desto häßlicher waren die Ausbrüche dieser einfältigen Leidenschaft. Ich kannte ein Fräulein von zwölf Jahren, die ihren Schooshund prügelte, wenn ihr das Kammermädchen ihrer Mutter ein Band in den Haaren nicht recht gesteckt hatte. Ein Mädchen von eilf Jahren, welcher der Schuh nicht recht sitzen wollte, schleuderte ihn im Unwillen mit solcher Gewalt von sich, daß er durch die Fenstertafel auf die Gasse fuhr. — —

D. Bat. O! höre auf, meine Liebe; es empört mich. Die armen Kinder! — Gebe nur Gott, daß sich in keines der unsrigen diese Leidenschaft einnistet. Sie ist schwer zu vertreiben. Man darf ihr ein einzigesmal nachhängen, so hat man viele Wochen lang Mühe, sie nur ein wenig wieder unterjochen zu können, und die zur Fröhlichkeit geschaffenen Jugendjahre verschwinden unter einer ewigen Unzufriedenheit gegen sich selbst. — Lies nur wieder weiter, Lottchen!

*

Es war im Grunde nur Anlage zur Satire bei einem talentvollen Kopfe, was Carln, einen Kna-

 ben

*) Dies waren die Ausbrüche der Eitelkeit, welche die Mutter an Lottchen bemerkt hatte.

ben von eilf Jahren dahin brachte, daß er nicht nur in seinem Herzen sich gerne über Andere setzte, sondern zuweilen auch gar nicht verbarg, ihnen Geringschätzung durch unmerklichen Spott (Persiflage) zu erkennen zu geben. Er nahm z. B. ihre fehlerhaften Ausdrücke an, um sie in ihrem eigenen Beiseyn, in der Gesellschaft lächerlich zu machen.

Ein Mann, dem dieses einmal von Carln geschehen war, und welcher wußte, wie sorgfältig im übrigen der Knabe, nebst seinen Geschwistern erzogen wurde, hielt für Pflicht, die Sache dessen Vater zu melden, und erbat sich zugleich die Erlaubniß, dem Vater bei der Cur seines Sohnes zu Hülfe kommen zu dürfen. Er ersuchte zu dem Ende diesen, vor der Hand gar nicht zu thun, als wüßte er etwas.

Mit Freuden dankte der Vater dem Manne für diese Theilnahme an seinen Kindern, und es schloß sich, von dieser Begebenheit an, ein festes Band um die Herzen der beiden Rechtschaffenen.

Der verspottete Mann war ein Goldarbeiter. Ein paar Wochen nach dem Vorfalle kam einmal, unversehends, ein artiges ledernes Futteral, nebst einem Briefchen an Carln an. Das Futteral enthielt einen silbernen Zirkel nebst Zubehör, zu geometrischen Zeichnungen, und das Briefchen war folgenden Inhaltes:

„Ein

„Ein junger Mensch hat mich unlängst in einer „Gesellschaft auf einige Fehler in meinem Ausdru„cke aufmerksam gemacht. Da ich seine vortreff„lichen Eltern kenne, so kann ich nicht annehmen, „daß er es gethan hat, um mich lächerlich machen „zu wollen; sondern ich glaube, er wird mein Be„stes dabei beabsichtiget haben. Er verdient da„für meinen Dank, den ich ihm hiemit auf eine „geringe Art zu erkennen geben will."

Kein Wieland würde vermuthlich Carls Seelenzustand in der Minute, als dieser Brief gelesen war, beschreiben können. Das ganze Haus lief zusammen, das unerwartete Geschenk zu sehen. Carl aber stand zitternd und konnte keinen Ausdruck finden.

Der Vater schaffte endlich auf gute Art alle überflüssigen Leute weg, und verlangte von Carln, ihm das Verständniß zu eröffnen.

Mit sichtbarer Verlegenheit erzählte nun dieser den ganzen Vorfall.

„Ich besorge sehr, hub der Vater hierauf an, daß du die gute Absicht nicht gehabt hast, welche der Mann dir hier beilegt, sondern daß du durch deine unglückliche Spottsucht dich zu einer groben Vergehung hast verleiten lassen.

„So ist es, Vater! leider! so ist es."

„Nun sieh, diesen rechtschaffenen Mann — — du mußt es wieder gut machen,

Carl.

Carl. Du mußt wörtlich befolgen, was ich dir anbefehle.

Du gehst auf der Stelle hin zu dem Manne, ergreifst seine Hand, und küssest sie *). Du bittest ihn

*) Das Handküssen und auch das Küssen der Kinder unter einander, wenn sie zusammen kommen, war in dem Hause des Vaters von Carln nicht eingeführt. Er hielt beides für eine Veranlassung zu Heuchelei, Verstellung, auch wohl Erbitterung.

Ich gebe diesem Manne vollkommen recht. Ich wünsche, daß er viele haben möge, die es eben so machen. Man muß gar keine Kinder beobachtet haben, wenn man ihnen nicht die Falschheit in den Zügen gelesen hat, welche in ihren Herzen saß, wenn sie ein zu ihnen kommendes Kind küssen mußten, dem sie nicht gut waren, blos weil in ihrer Eltern Haus geküßt werden mußte. — Handküsse aber erniedrigen, selbst nach den Empfindungen eines jungen Knaben. Ein jeder wird dies aus eigener Erfahrung wissen. Ich habe jederzeit einen Widerwillen gegen den, dem ich die Hand küssen mußte, in diesem Augenblicke empfunden.

Ueberhaupt, scheint es mir, daß mit Umarmungen und Handkuß selbst unter Erwachsenen ein Mißbrauch getrieben wird, der an das Tadelnswürdige gränzt, und in pädagogischer Hinsicht nicht gleichgültig ist.

Man küßt, beim Eintritt in das Zimmer der Frau vom Hause die Hand, man umarmt ihren Mann. Beides, auch wenn man diese Personen vielleicht noch nie gesehen hat.

ihn um Verzeihung wegen der groben Unart, die du begangen hast, und dankst ihm für das Beispiel von rechtschaffener Denkungsart, welches er dir gegeben hat. — Geh, und befolge mir pünctlich, was ich dir gesagt habe, sonst bist du ein Scheusal vor meinen Augen."

Carl gieng, und that es. Der Mann warnte ihn nur mit ein paar Worten noch vor diesen Fehler, versicherte, daß das Vergangene vergessen seyn sollte, und lud den Knaben ein, ihn öfters zu besuchen.

3.

Gesetzt nun, man lernt diese Personen kennen, sie verrathen in unsern Augen schätzbare Gesinnungen, man fühlt sich zur Verehrung gegen sie aufgefordert, man möchte, beim Abschied, ihnen durch ein nicht gewöhnliches äußeres Zeichen diese Achtung zu erkennen geben. Welches Zeichen hat man, wenn man mit Handkuß und Umarmung angefangen hat, und wenn Handkuß und Umarmung so gemein worden sind als Bücklinge und Worte?

Es ist immer unweise, in irgend etwas, ohne die dringendste Nothwendigkeit, so weit zu gehen, daß man nicht weiter gehen kann.

Nun nehme man aber an, daß diese Empfangsceremonien gegen Leute beobachtet werden, über welche die Kinder ihre Eltern nicht gut haben urtheilen hören. Was werden die Kinder urtheilen, wenn sie den Vater auf einen schlecht geschilderten Mann zueilen, und ihn denselben umarmen sehen? — Ein Glück wird es seyn, wenn die Geschichte von Judas Iscarioth keinen tiefen Eindruck auf sie gemacht hat.

3.

Neid, Mißgunst, Geiz und Habsucht *).

Schatten.

Julchen. sechs Jahre alt, kömmt zur Thüre herein! und sieht, daß Malchen — ungefähr fünf Jahre alt — einige von Julchens Spielsachen hat, läuft auf diese ihre Schwester zu, stößt sie und nimmt ihr die Sachen weg. Malchen schreit mit Weinen: Mutter, Mutter!

Die Mutter am Nähtische. Nun was giebts wieder? Julchen! was hast du mit deiner Schwester vor?

Julch. Ei! Sehen Sie nur, Mutter! Da hat Malchen meine Spielsachen schon wieder, und Sie haben ihr doch gestern Abends wieder verboten, sie anzurühren.

Malch. Sie hat mich gestoßen und geschlagen, daß ich blaue Flecken auf dem Arme habe.

D. Mutt. läuft mit Heftigkeit zu dem Mädchen. Ihr bösen Kinder ihr! Was habt ihr schon wieder mit einander! — Wem gehört dieser Leuchter?

Die-

*) Diese Fehler entstehen ohne Widerrede durch fehlerhafte Behandlung der Kinder. Denn gesetzt auch, sie sollten sich so frühzeitig äußern, daß man versucht würde zu glauben, sie wären mit in die natürlichen Anlagen des Kindes verflochten; so würde es bei einer verständigen Behandlung desselben doch gar nicht schwer seyn, sie so gut als völlig auszurotten.

Dieses Puppenhemde? Dieses Bilderbuch? Dieses Schächtelchen? Malchen! wem gehört es?

Malch. mit niedergeschlagenen Augen. Es gehört Julchen.

D. Mutt. Hier, Julchen! sind deine Sachen. — Unterstehe dich nicht wieder, Malchen! sie noch einmal anzurühren.

Malch. Sehen Sie nur, Mutter! wie Julchen mich geschlagen hat! sehen Sie diesen Fleck hier an dem Arme.

D. Mutt. Julchen bei dem Arm ergreifend. Komm her! sieh einmal, was du gemacht hast! Habe ich dir nicht schon so oft verboten, daß du deine Schwester nicht schlagen sollst? — Wer schlägt, wird wieder geschlagen. Die Mutter hält Julchen beim Arm fest, und schlägt mit ihrer Hand auf die Finger des Mädchens, daß dieses vor Schmerz laut aufschreit. Nun fühle selbst, wie es thut, wenn man geschlagen wird. Eine kurze Zeit darauf geht die Mutter aus dem Zimmer.

Julch. Warte nur du. — — Komme mir nur in den Garten; ich will dir's schon gedenken, daß ich um deinetwillen Schläge bekommen habe!

Malch. Ja, und warte du nur. Alle deine Sachen will ich nehmen, und in den Graben werfen, weil ich sie nicht anrühren darf. Es giebt ein Wort das andere, Julchen schleicht auf Malchen zu, und versetzt ihr wieder einen Schlag; diese aber ergreift das Ellenmaaß, das ihr zur Seite liegt, und trifft damit Julchen

chen auf den Kopf, daß diese laut aufschreit. — Indem tritt der Vater in das Zimmer, der sich den ganzen Vorgang erzählen läßt, nach dem schon von der Mutter vorgebrachten Grundsatze das Ellenmaaß ergreift, beiden Mädchen ein paar empfindliche Hiebe giebt, und sie zu zwei verschiedenen Thüren hinaussteckt, mit dem Bedeuten, daß keines wieder diesen ganzen Vormittag zu dem andern kommen soll.

D. Mutt. ein paar Stunden nach diesem Vorfalle zu dem Vater, mit welchem sie allein in dem Zimmer ist. **Ich weiß gar nicht, wie es kömmt; die beiden Mädchen sind einander so gram, so mißgünstig und neidisch; es thut mir oft in der Seele weh.**

D. Vat. Nur Geduld, meine Liebe! Es wird sich schon geben. Wir müssen nur nicht nachlassen, sondern ernstlich dahinter her seyn. Wer schlägt, muß wieder Schläge bekommen *). — Doch noch eines. Um diese Mißgunst völlig zu unterdrücken, welche ich vorzüglich bei Julchen wahrnehme, wollen wir künftig immer so halten, daß wenn sie ihre Spielsachen ihrer Schwester

mit

*) Ein Grundsatz, der vortrefflich ist, wenn sonst die Erziehung gut ist, und die Kinder nicht schon gewöhnt sind, einander zu schlagen. Bei einer, übrigens fehlerhaften Erziehung aber macht er die Eltern zu Zuchtmeistern, die Kinder lieblos unter einander, und verdirbt alles mit einander. — Es ist zu bedauern, daß die Eltern, die hier mit einander sprechen, nicht eben so viel pädagogisches Gefühl und richtige Einsicht haben, als sie guten Willen zeigen.

mit Heftigkeit wegnimmt, obgleich diese keinen Schaden daran thut, Julchen zur Strafe allemal gehalten seyn soll, sie Malchen auf eine Zeitlang wieder zu geben. So arbeiten wir dem Uebel gerade entgegen *). — Man that es; die Kinder wurden aber nicht verträglicher, sondern Neid und Mißgunst gegen einander nahm zu. Ich will aber einmal annehmen, Julchen und Malchen wären nach andern Grundsätzen erzogen worden.

Licht.

Julchen thut, was wir sie vorhin haben thun sehen. Malchen ruft weinend die Mutter zu Hülfe.

Die Mutt. steht nicht auf, und geräth nicht in Heftigkeit, sondern bleibt sitzen, und ruft beide Kinder zu sich. Malchen! Du weinst, was hast du zu klagen?

Malch. Julchen hat mich so gestoßen und geschlagen, daß ich blaue Flecken habe. Da, sehen Sie nur! Julchen will mit Heftigkeit einfallen; die Mutter verwehrt es aber mit einem bedeutenden: Stille!

Die

*) Armer Mann! Das ist eben so, als wenn der Arzt, der den Husten curiren will, dem Kranken den Mund zuhielte. — Gerade durch dieses Mittel vermehrtest Du die Mißgunst und die Unverträglichkeit Deiner Kinder. Du suchtest nur den Ausbruch aufzuhalten, und ließest den Keim des Uebels stecken. Aber dieser ist es, der ausgerottet werden mußte.

Die Mutt. Jetzt, Julchen! Jetzt sprich du. — Worüber hast du dich zu beklagen?

Julch. Sie hatte mir meine Spielsachen schon wieder weggenommen.

D. Mutt. Hat Malchen dir Schaden an den Sachen gethan?

Julch. Nein.

D. Mutt. Beschädigt sie dir denn sonst deine Sachen, wenn sie mit denselben spielt?

Julch. mit verzögernder Antwort. O ja, zuweilen.

D. Mutt. Julchen! Du sprichst jetzt nicht ganz, wie dir ums Herz ist. Malchen hat dir gewiß noch sehr wenig an deinen Sachen verdorben. Und wenn auch zuweilen etwas entzwei geht, so weißt du ja, daß auch du selbst manchmal etwas zerbrichst, ohne daß du es willst. — Doch! ihr sollt auseinander kommen.

Hier, Julchen! sind deine Sachen. Du bist heute nicht werth, deiner Schwester ein Vergnügen zu machen, du hast sie geschlagen. Du bist aber auch nicht werth, heute mit ihr in Gesellschaft zu seyn, und überdieß muß ich dich auch unter meinen Augen haben. Denn Leute, welche zuschlagen, darf man nicht zu andern Leuten lassen.

Nachdem die Mutter Malchen mit einem Auftrage hinaus geschickt hat, damit Julchen, die ihre Strafe dictirt bekommen soll, durch die Anwesenheit ihrer Schwester nicht gekränkt werde, und somit nicht eine kleine Veranlassung bekomme, derselben gram zu werden. Julchen! Du

wirst

wirst heute den ganzen Tag über unter meinen Augen seyn, und nicht von meiner Seite kommen. Du hast das Vergnügen verwirkt, in die Lehrstunde zu gehen, du wirst heute nicht mit spatzieren gehen, denn ich habe morgen große Wäsche, die ich heute zusammen suchen muß, weswegen ich selbst den ganzen Tag zu Hause bleibe, und Abends wirst du auch nicht in den Garten kommen, denn ich darf mich meines Hustens wegen der Abendluft nicht aussetzen.

Julchen war traurig, aber sie bat nicht um Linderung oder Aufhebung der Strafe, denn sie wußte schon, daß die Mutter nicht widerruft; oder vielmehr, sie wußte dies nicht, weil Widerruf und Bitte um denselben in diesem Hause etwas ganz unbekanntes waren.

Die Mutter war diesen Tag gegen Julchen, wie an andern Tagen. Ohne ihr eben besonders mit Aufmerksamkeit zu begegnen, warf sie ihr das Verbrechen doch auch nicht vor, und erinnerte das Mädchen durch nichts daran, daß sie eine Gefangenschaft als Strafe erdulde. Sie suchte sie zu beschäftigen, gab ihr Wäsche zum Zusammenlesen, gab ihr in der Küche zu thun u. dgl. Was aber dem Mädchen angekündigt worden war, gieng in Erfüllung.

Nur des Abends vor Schlafengehen suchte die Mutter es so einzurichten, daß sie irgendwo allein war, als Julchen zu ihr kam, ihr gute Nacht zu wünschen. Ruhig gab ihr die Mutter die Hand,

hielt aber die Hand des Mädchens feste, und sprach: „Bist du heute zufrieden mit deinem Betragen, Julchen?“

Julchen mit niedergeschlagenem Gesichte. Ach nein! liebe Mutter.

D. Mutter. Beruhige dich nunmehr deswegen. Aber nie lasse dir so etwas wieder zu Schulden kommen. Geh, und schlaf wohl!

*

Zwei Jahre später fiel etwas ähnliches zwischen den beiden Schwestern vor. Julchen — nunmehr acht Jahre alt — schlug zwar nicht, verrieth aber doch in Blick und Geberden viele Heftigkeit und Mißgunst, indem sie stillschweigend hingieng und ihrer Schwester, die einige Bänder, welche Julchen aus Versehen hatte liegen lassen, aus den Papieren wickelte, aus der Hand riß. Vielleicht that Malchen dieß, mehr um zu sehen, was in den Papieren wäre, als aus irgend einer Absicht. Zuverlässig aber nicht deswegen, um etwa ihre Schwester mit diesen Bändern bei der Mutter der Nachlässigkeit zu bezüchtigen, denn die Mutter nahm dergleichen Nachrichten entweder gar nicht an, oder antwortete dem Kläger wenigstens so, daß er keine Lust bekam, aus dem Verklagen ein ordentliches Geschäfte zu machen.

Malchen erduldete die Kränkung von Julchen stillschweigend; die Mutter aber sah es, und foderte Julchen vor sich.

Die

Die Mutt. Bist du mit deiner Schwester unzufrieden, Julchen?

Julch. hat sich indessen zu fassen gesucht. Ein wenig, liebe Mutter.

D. Mutt. Und warum denn?

Julch. Malchen hat die Unart, daß sie immer meine Sachen angreift.

D. Mutt. Thut sie dir denn Schaden daran?

Julch. Nein. Aber ich kann es nicht leiden. Sie macht es mit allem so. Was ich nicht gleich verschließe, hat sie in der Hand und besieht es, es sey Spielwerk, oder Kleidungsstück, oder was es wolle.

D. Mutt. ruft Malchen auch zu sich. Bekennest du dich dessen schuldig, was Julchen hier von dir sagt?

Malch. Aber ich thue ihr gewiß keinen Schaden an ihren Sachen. Sie haben mir's ja auch noch niemals verboten, liebe Mutter.

D. Mutt. Nun, meine Tochter, man kann hierinne immer zu weit gehen. Manchmal verdirbt man etwas schon dadurch, daß man es anfaßt und aufhebt. Dir also, Malchen, empfehle ich bloß Aufmerksamkeit auf dich, damit aus dieser Gewohnheit, welche du hast, kein Fehler werde. Mit dir aber, Julchen, muß ich ernsthafter von der Sache sprechen *).

*) Malchen konnte jetzt dabei bleiben, denn sie hatte nicht

Ich bemerke seit einiger Zeit dieses heftige, grobe Wesen an dir, wenn Malchen etwas von deinen Sachen in die Hände nimmt. Auch gefällst du mir nicht in deinem Betragen gegen deine Gespielen. Du bist ängstlich, verlegen, wenn sie etwas von deinen Sachen anrühren und besehen wollen, du bist unaufhörlich mit den Augen, oft sogar mit den Händen dabei, und verschließt gleich alles, als müßtest du es vor Räubern und Dieben verwahren. — Julchen, warum thust du das?

Julch. Aber Sie heben ja Ihre Sachen auch hübsch ordentlich auf, liebe Mutter, und sagen uns immer, daß wir uns der Ordnung befleißigen sollen!

D. Mutt. Dies tadle ich auch nicht an dir, liebes Julchen, sondern die Aengstlichkeit, mit welcher du thust, als sey dir nichts im Hause sicher, das unwillige Wesen, wenn jemand etwas von deinen Sachen ansieht, und die Unbereitwilligkeit, mit welcher du etwas heraus giebst, wenn du von Andern ersucht wirst, es zu zeigen; die Härte, mit welcher du abschlagen kannst, wenn

nicht geklagt, Julchen kam also nicht so leicht in Versuchung, ihre Schwester als Ursache der Unannehmlichkeiten anzusehen, welche ihr begegneten. Es war daher keine Gefahr, daß Julchen verführt werden möchte, Malchen anzufeinden.

wenn dich zuweilen Wilhelm oder die kleine Emilie ersuchen, ihnen eine Kleinigkeit zu schenken, — dies mißfällt mir so. Es sind so gar gute Kinder, ich dächte, man müßte sie lieb haben. Aber gewiß haben sie seit einem Vierteljahre nichts von dir bekommen.

Julch. steht und weiß nichts zu sagen.

D. Mutt. Wie? wenn ich dir auflegte, heute Nachmittags, wo die gesammten F**schen Kinder herkommen werden, manches von deinem Spielwerke, was du nicht mehr brauchst, und schon seit Jahren verschlossen hältst, herzugeben, damit diese Kinder einen Zeitvertreib hätten?

Julch. Aber, liebe Mutter, die Sachen sind ja mein. Sie selbst und der Vater haben sie mir geschenkt.

D. Mutt. Sie sollen auch dein bleiben. — Doch einmal für allemal — ich will nicht mehr von dem Vergangenen sprechen, sondern von der Zukunft.

Sieh! diese Scheere ist mein. Ich habe sie mir gekauft, noch ehe ich deinen Vater gekannt habe. Wenn aber dein Vater kömmt, und will etwas damit schneiden, so ist es mir lieb, wenn ich sie gleich bei der Hand habe, um sie ihm geben zu können. — Das Saloppentuch, das du so eben umlegen wolltest, ist mein. Weil aber das deinige schmutzig ist, und du doch heute, der Kälte wegen, ein großes Tuch umlegen wolltest, so holte

ich es aus der Commode mit Vergnügen heraus. Ich lieh es dir gerne. Und so geht es in hundert Fällen. Ich gebrauche Sachen, die eurem Vater sind, er gebraucht Sachen, die mein sind. Da ich jung, und in euren Jahren war, gab ich meinen Geschwistern meine Bilderbücher, meine Spielsachen, wenn sie sie gerne zum Zeitvertreib haben wollten, und ich erhielt dagegen, was sie hatten, zum Gebrauch, wenn ich es verlangte.

Weißt du, was ich hiemit sagen will, Julchen?

„Unter Eltern und Kindern, unter Geschwistern und genauen Freunden, hat man nicht Ursache zu befürchten, daß einem etwas gestohlen oder ruinirt werde, und also thut man auch gegen Geschwister, Freunde und Eltern nicht, als wenn man ein Eigenthum hätte, d. h. man giebt mit Freuden von seinen Sachen her, was Eltern, Geschwister und Freunde etwa sehen oder gebrauchen wollen, ohne es zu verderben."

Julchen wollte noch einiges vorvernünfteln. Die Mutter gebot ihr aber ernstlich Stillschweigen, und empfahl ihr, das Gesagte lieber im Gedächtniß zu behalten, denn es sey ganz umsonst, daß man etwas dagegen einwenden könne.

Dies war indessen nur die Einleitung zur Cur, nur der Grund, auf welchem man bauen wollte, denn die Mutter hatte sich vorgenommen, dem mißgünstigen Wesen bei Julchen ernstlich entgegen zu arbeiten, damit es nicht gar in Neid,

Habsucht und Geiz übergienge, wovon sich wirklich schon einzelne Spuren sehen ließen. Es war gewiß nicht leicht, bei einem achtjährigen Mädchen so etwas ganz auszurotten; denn die Mißgunst mit ihren verschwisterten Leidenschaften ist ein Fehler, den man gleich in der ersten Jugend, wenn er sich spüren läßt, ersticken muß.

Kurze Zeit nachher riß Julchen ihrer Schwester einen Kamm aus den Haaren, der zwar Julchen gehörte, ihr aber zu enge war, und deswegen in einem Fache der Commode lag, welches beiden Schwestern gemeinschaftlich eingeräumt war. Denn auch dieses gemeinschaftliche Schubfach gehört unter die Veranstaltungen, welche die Mutter gegen Julchens Mißgunst und Verschließungssucht machte.

Die Mutter kam eben zur Thüre herein, und sah noch mit Augen, wie unsanft Julchen ihr Eigenthum an sich riß. „Wem ist dieser Kamm?" fragte sie, den Blick scharf auf Julchen geheftet.

Julch. Der Kamm ist mein, liebe Mutter.

D. Mutt. ihr den Kamm aus den Händen nehmend. Der Kamm ist von heute an nicht mehr dein, wenigstens nicht mehr in deiner Verwahrung, sondern ich werde ihn aufheben, um einen gewissen Gebrauch davon zu machen, wenn ich sehen sollte, daß du in deinem unanständigen, lieblosen Betragen fortfährst. — Seit einem Vierteljahre kannst du den Kamm nicht mehr tragen, und dennoch verstattest du deiner Schwester

nicht, ihn heute zu nehmen, weil der ihrige repa-rirt wird? — Schäme dich deiner schändlichen Gesinnung.

Julch. Aber Malchen hätte mir auch etwas davon sagen können!

D. Mutt. Das war gerade nicht nothwendig. Wäre Malchen deine Schwester nicht, und wäre der Kamm etwas, was du noch brauchen könntest, so wäre dies allenfalls nöthig gewesen. Aber Mal-chen ist ja keine Fremde, du siehst es ja, wenn sie etwas von deinen Sachen hat, du kannst es ja zurück fodern, wenn du es selbst brauchst. Pfui! schäme dich, Julchen.

Damit aber Malchen nicht während der Zeit verderbt würde, als man besonders auf Julchen sehen mußte, gab ihr die Mutter jederzeit, wenn sie allein bei ihr war, kleine Verweise und Erinnerungen; „es sey nemlich allerdings besser, wenn sie entweder nichts von ihrer Schwester Sachen nähme, oder sie vorher darum ersuchte, um dieser eine Gelegenheit zu Feh-lern zu ersparen u. dgl."

Der gewisse Gebrauch, welchen die Mut-ter von diesem Kamm machen wollte, ward bald darauf nothwendig. — Julchen zeigte ihr miß-günstiges, unfreigebiges Wesen wieder. Die Mut-ter nahm sie zu sich allein, und sprach folgendes mit ihr:

Julchen, du machst schlechte Anstalten, den Fehler, den ich immer an dir getadelt habe, weg-

zu-

zuschaffen. Ist es Unaufmerksamkeit, ist es Vergessenheit, oder was ist es, daß du, da du sonst eben nicht hartnäckig bist, diesmal thust, als hörten deine Ohren gar nicht? —

Ich muß annehmen, daß du nicht oft genug an die Sache denkst, und will dir also eine Veranlassung hiezu geben. — Hier liegt der Kamm, den du verlohren hast, weil er dich veranlaßte, häßlich zu handeln. Hier liegt ein Papier, auf welches du schreiben wirst, was hier auf diesen Zettel steht, und zwar mit deines Namens Unterschrift.

Julchen schrieb also: „Ich mache hiemit diesen „Kamm mir zum Merkzeichen, daß ich mir vor„nehme, einen Fehler abzulegen, der mich zu „einem verachtungswürdigen Geschöpfe machen „könnte."

Julchen.

Diesen Zettel, fuhr die Mutter fort, werde ich zu dem Kamm legen, und aufbewahren. Ich hoffe, daß die Erinnerung an das, was du eben geschrieben hast, schon ganz allein zureichen wird, dich von deinem Fehler zu bessern. Sollte ich aber hierinne irren, so würde ich gezwungen seyn, mehr für dich zu thun. Ich würde ein Glasschränkchen machen lassen, und in dasselbe den Kamm nebst diesem Briefchen legen, und würde das Schränkchen in unsere Stube neben die Stockuhr setzen, damit du dein Gelübde unaufhörlich

vor Augen hättest. — Weine nur nicht, liebe Tochter! Weinen hilft nicht; du mußt aufmerksam auf dich, und entschlossen seyn, etwas für dein Bestes zu thun.

Dennoch half auch dieses Mittel nur einige Zeit, und die aufmerksame Mutter fand das Uebel zu groß, als daß sie nun nicht ihren Mann mit zu Hülfe zu nehmen hätte suchen sollen. Sie erzählte ihm nochmals, was sie bisher angewandt hätte, und bat sich von ihm Rath und Unterstützung aus.

Er billigte, was seine Frau gethan hatte; doch — setzte er hinzu — nunmehr bist Du auch schon auf das Aeußerste gegangen, gutes Weib. Du hast ein hartes Mittel angedroht, und mußt, bei dem ersten Ausbruche dieses Fehlers, eigentlich halten, was Du gedrohet hast. — Weil aber doch noch gelindere Mittel vorhanden seyn möchten, und ich die Ehrliebe des Mädchens, die bei Deiner genommenen Maaßregel, wahrscheinlich zerknickt werden würde, gerne noch schonen möchte; so rathe ich Dir, die Sache auf folgende Art anzugreifen:

Bei der ersten Gelegenheit, die Julchen giebt, schickst Du wirklich zu dem Glaser, und bestellst in Julchens Beiseyn ein Kästchen, wie es zu der Absicht nöthig wäre. Nach Tische giebst Du mir, ebenfalls in Julchens Beiseyn, Nachricht davon, daß Du ein dergleichen Schränkchen bestellt hast, und bringst auf diese Art mich mit in das Spiel. Dies und

die

die Saumseligkeit des Glasers wird Dir auf einige Zeit freie Hände geben, und wir werden schon sehen, was anzufangen ist. —

Es geschah, wie der Vater gesagt hatte. Julchen fehlte, das Schränkchen wurde bestellt, und der Vater in Julchens Anwesenheit, mit kurzem, von der ganzen Sache benachrichtigt.

Der Vater, nachdem er Julchen zu sich gerufen hatte.

Ich erfahre diesen häßlichen Fehler an dir, meine Tochter, heute nicht zum erstenmale; ich habe ihn schon seit längerer Zeit selbst bemerkt. Weil ich aber glaubte, daß du ihn von freien Stücken wieder ablegen würdest, und weil ich sehen wollte, ob deine Mutter wohl aufmerksam genug auf dich wäre, sagte ich keinem Menschen etwas, sondern behielt, was ich wußte, und meinen Unmuth darüber, bei mir. Ich sehe nun, daß deine Mutter als eine rechtschaffene Mutter an dir gehandelt hat. Sie hat es an nichts fehlen lassen, dich zur Erkenntniß über dich selbst zu bringen. — — Julchen! wie kannst du so lieblos gegen dich seyn? Du wirst ein Mädchen werden, das von jedermann verachtet und geflohen wird. Pfui! so selbstsüchtig und unfreundschaftlich zu seyn! Das Mädchen weinte, und war sehr erschüttert. Der Vater setzte also nur noch hinzu: beruhige dich; höre auf zu weinen; gehe in dich, und bessere dich!

Und in der That war der heutige Tag nicht ohne gute Folgen für Julchen. Das harte Herz

war

war erschüttert worden. Das in demselben verborgene Fünkchen von Menschenliebe wurde sichtbar, und das Mädchen bekam nun doch wenigstens eine Ahndung von dem, was Gefälligkeit und freundschaftliches Betragen heißt. Von jetzt an war nur Anstrengung für Julchen nöthig, um das Ziel zu erreichen, das sie nun sah; vorher hatte die eingewurzelte Mißgunst ihr sogar dieses Ziel verdeckt.

Auf dem angefangenen Wege mußte nun fortgefahren werden, und Julchen brauchte Unterstützung. Diese mußte ihr aber gegeben werden, ohne daß sie es merkte, damit man die Fortschritte in der Besserung dem Mädchen als Wirkungen ihrer eigenen Aufmerksamkeit auf sich selbst, und ihres eigenen Muthes vorstellen, und so mit Zuversicht und Zutrauen in ihre eigenen Kräfte in ihr hervorbringen konnte. — Das mißgünstige und besitzsüchtige Wesen des Mädchens mußte in den Winkeln und Fächern ihres Schrankes aufgesucht werden, wenn es aus ihrem Herzen sollte vertrieben werden.

Der Vater erwähnte einstmals über Tische, daß er in einiger Verlegenheit sey, indem er ein Schränkchen für Papiere, Mineralien u. dgl. brauche, das von einer gewissen Größe seyn müßte, um dahin zu passen, wo er es haben wollte. Die neue Tischlerarbeit, fügte er hinzu, rieche ihm zu unangenehm, in seiner, ohnehin eingeschlossenen Studierstube, sonst würde er sich ein neues bestellen. — „Ist denn gar nichts im Hause, was Du brauchen kön-

könntest, lieber Mann?“ setzte die Mutter hinzu, die ihres Mannes Gedanken schon wußte. „Nichts, antwortete dieser, als höchstens das Schränkchen, in welchem Julchen ihre Sachen hat. Und doch, glaube ich, wird auch dieses noch zu groß seyn.“ — „O miß doch einmal, erwiederte die Mutter: wenn es paßt, Julchen würde Dir's gerne geben, denn man könnte ihr ja einen andern Schrank für ihre Sachen ausräumen.“

„Herzlich gerne,“ schrie Julchen, die sich erinnerte, hier eine Gelegenheit zu haben, bei welcher sie zeigen könnte, daß sie ihrem Fehler nicht mehr nachhienge.

Es wurde gemessen; das Schränkchen wurde paßend gefunden, und Julchen eilte, es auszuleeren.

„Laß es noch, meine Tochter! sagte der Vater zu ihr; es ist mir sehr lieb, daß du mir aushelfen willst. Ich sehe hierinn nicht nur einen Beweis deiner Liebe zu mir, sondern ich sehe auch zugleich, wie weit du schon in der Herrschaft über dich selbst gekommen bist. Vor ein paar Wochen noch hättest du vielleicht anders gesprochen und gehandelt.“

„Dieser Vorfall soll dir zu einem Andenken an meine Freude über deine Sinnesänderung verhelfen. Du sollst einen neuen und schönen Schrank von mir erhalten, um deine Sachen in demselben aufbewahren zu können. Räume also den deinigen nicht eher aus, bis der neue angekommen ist.“

Dieser neue Schrank nun war nicht mit Schubfächern versehen, sondern so eingerichtet, daß nichts in denselben verborgen gelegt werden konnte, und bekam Glasthüren. Nun sah, wer in das Zimmer trat, alles, was Julchen besaß, und es fehlte ihr, wenn Besuche von Kindern kamen, nicht an Veranlassung, den Schrank zu öffnen, einiges zum Spielen herzugeben, einiges zu verschenken, auch einiges zu verschmerzen, was beschmuzt oder beschädiget wurde. Ganz geringe Winke indessen, von Seiten der Eltern, vorzüglich aber der Mutter, passend angebrachter Ersatz für das, was Julchen hiebei etwa verlohren gieng, und ähnliche, unmerklich angelegte Hülfsmittel waren hinreichend, das Mädchen von diesem großen Uebel nach und nach loszureißen. Zufälliger Weise mußte dieser Glasschrank auf dreierlei Art wirken. Er war ein Andenken an die Freude des Vaters über Julchens Besserung, er hob durch seine Glasthüren Julchens fehlerhafte Neigung ganz aus den Angeln, und er erinnerte an einen kleinen Glasschrank, welcher dem Mädchen nicht so angenehm würde gewesen seyn, und welchen nicht mehr zu fürchten zu haben für Julchen kein geringer Gewinn seyn mußte.

Schatten.

Hr. A** hielt, gegen die Meinung vieler Eltern, für gut, seinen Kindern Geld in die Hände zu geben. Hierinne war wohl nichts unrechtes.

Allein

Allein er vergaß, von diesem wirksamen Hülfsmittel in der Erziehung, durch anhaltende Aufmerksamkeit auf das Beste der Kinder, den gehörigen Gebrauch zu machen. Und dann ist selten etwas andres, als Geiz, Habsucht, Spielsucht, Hang zu Verschwendung und Liederlichkeit die Folge davon, daß Kinder Geld unter die Hände bekommen.

Friedrich, ein Knabe von fünf Jahren. Wie viel habe ich denn in meiner Casse, lieber Vater?

D. Vat. In welcher Casse denn? In der großen oder in der kleinen?

Friedr. In der kleinen.

D. Vat. In der kleinen hast du fünf Thaler, zwölf Groschen.

Friedr. Nicht wahr, da werde ich nun bald so viel haben, als Heinrich?

D. Vat. O ja. In der großen Casse hast du noch mehr, als Heinrich. Du hast vier und zwanzig Thaler und er hat nur zwei und zwanzig.

Friedr. Vater! Schenke mir etwas, damit ich in der kleinen Casse bald so viel bekomme, als Heinrich.

D. Vat. Hast du dich denn heute gut aufgeführt, mein Söhnchen? Bist du nicht unartig gewesen?

Friedr. Nein, lieber Vater.

D. Vat. Nun, da hast du einen Dreier.

Friedr. Bitte, lieber Vater, gieb mir ihn in meine Casse.

Bayerische Staatsbibliothek München

D. Vat. indem er den Schrank aufschließt, und ein Beutelchen hervorzieht. Da, siehe Friedrich, was du für schönes Geld hast! Sieh, diesen hübschen Gulden! Und hier das Achtgroschenstück! Sieh einmal! Alles wie neu!

Friedr. voll Freuden. Ach! Ach! — Bitte, zeige mir auch die große Casse!

D. Vat. Nein; die bekömmst du den Sonntag zu sehen, wenn du dich die Woche über gut aufgeführet hast.

Friedr. Lieber Vater! Wenn bekomme ich denn meine kleine Casse in die Hände? Ich will sie gewiß recht gut aufheben?

D. Vat. Wenn du sechs Jahre alt bist, lieber Friedrich; jetzt bist du noch zu klein und unverständig dazu.

*

Wie viele Fehler in ein paar Minuten! Es ist thörigt, einem Kinde Geld zu geben, und ihm keinen Gebrauch davon machen zu lassen, sondern es aufzuheben. Es ist thörigt, dem Kinde Wohlgefallen an gewissen Geldstücken einzuprägen. Es ist thörigt, dem Kinde sich etwas darauf zu gute thun zu lassen, daß es mehr Geld hat, als ein anderes. Es ist thörigt, dem Kinde aus dem Geldzeigen eine Belohnung zu machen, und es überhaupt mit Geld zu belohnen *). Es ist, mit einem Worte, gefährlich,

*) Dies letztere nicht unbedingt, denn es kömmt eigentlich

lich, das Kind auf Geld aufmerksam zu machen, so lange es keines in seine Hände bekommen und gebrauchen soll.

Hr. A** dachte anders. An dem sechsten Geburtstage bekam jedes Kind seine Casse, und es wurde ihm eingeschärft, wohl mit dem Gelde umzugehen; nicht geizig zu seyn, aber auch nichts zu verschwenden. „Bist du nicht sparsam, hieß es, und deine Casse wird leer, so magst du zusehen, wie sie wieder gefüllt wird. Bist du aber sparsam und giebst nur zuweilen etwas aus, so wirst du immer wieder unter der Hand so viel bekommen, als du ausgegeben hast, und das Beutelchen wird vollgefüllt seyn. Denn du weißt wohl, wenn der Pathe oder der Oncle kömmt, da wirft es immer etwas ab, und wir sparen auch nicht. Wenn ihr fleißig, ordentlich und gut seyd, so schenken wir euch immer von Zeit zu Zeit etwas."

Friedrich bekam also auch am sechsten Geburtstage sein Geld. — Etwas eingeschränkt an Talenten, etwas furchtsamen Geistes, und am Körper ein wenig zärtlich, wurde dieser einzige von A**s Kindern ein Geizhalz, indessen daß die andern sich auf die Seite der Verschwendung und Lüderlichkeit neigten. Man kann denken, daß Friedrichs Sparsamkeit, wie man es nannte, seinen Geschwistern

 nicht

lich darauf an, wie überhaupt die Geldeinrichtung bei den Kindern ist.

nicht selten als Muster vorgehalten wurde, daß dadurch Haß gegen Friedrich entstand, daß dieser auch seiner Seits lieblos gegen sie verfuhr, und daß mithin die ganze Familie in Verdruß gerieth, vielleicht aus der einzigen Ursache, weil man den Kindern Geld in die Hände gab, und sie dabei sich selbst überließ.

*

In dem B** Hause geschah das Gegentheil. Kein Kind war über einen Pfennig Herr. Dennoch gieng es auch hier, wie bei A**. Von vier Kindern wurden dreie verschwenderisch, und das vierte geizig.

Dieser Knabe hieß auch Friedrich. — Bei den Eltern war Stolz mit einer etwas engen Casse gepaart. Die Kinder sollten also gut in Kleidern gehen, sie sollten aber auch lange an denselben haben. Sich beschmutzen, etwas zerreißen war in diesem Hause Hauptverbrechen. Dagegen floß man in Lob und Belohnungen über, wenn ein Kind schonte, was es hatte, zusammenhielte, und wenn es etwas gefunden oder geschenkt bekommen hatte.

D. Mutt. an einem Sonntagsabend. Nun Kinder, wer kann sagen, daß er seine Sachen heute fein reinlich gehalten hat? Die Untersuchung ergab, daß Friedrich abermals der reinlichste und schonendste gewesen war. Dachte ichs doch! Friedrich läßt sich in der Reinlichkeit von keinem übertreffen. Aber — siehst du, Friedrich? Hier wartet auch ein Geschenk auf dich, diese schöne rothe Leibbinde, die

habe

habe ich dem zugedacht, der seine Sachen am besten halten würde, und das ist Friedrich. Sieh! Hier lege ich sie her in dein Schubfach, zu deinen Sachen! Sieh, wie alles hier so ordentlich neben einander liegt. So ordentlich müßt auch ihr werden, ihr Kinder.

Friedrich. damals fünf Jahre alt; der Mutter die Hand küssend. Danke schön, liebe Mutter. Ich will gewiß ordentlich werden, und meine Sachen hübsch halten. — —

So wurde dann Friedrich ein Kleinigkeitsgeist. Wo er eine Stecknadel fand, hob er sie auf, um sie der Mutter zu bringen und ein Löbchen für seine Accurateſſe und Wirthschaftlichkeit einzuärndten. Wie er in der Jugend schon die Kleider geschont hatte, so schonte er in den folgenden Jahren auch seine Bücher, seine Bilder, kurz alles, was er bekam. Er verschloß, was unter das Schloß gehen wollte, und sah mürrisch dazu, wenn etwas von seinen Sachen in die Hände seiner Geschwister oder Gespielen kam. Auch wurde er eitel, hielt viel auf sein Persönchen und auf die Kleider, die er diesem Persönchen anzog. Als er in den Jünglingsjahren, Geld in die Hände bekam, erwog er, wie theuer ein seidenes Westchen sey, und vermied von Ausgaben, was er vermeiden konnte, nur, um sich eine seidene Weste kaufen zu können, und doch noch etwas im Beutel zu behalten. Diese Eitelkeit dauerte bis in die Mannsjahre, da gieng sie zur Ruhe, und nur die Sparsucht blieb.

Der Mann ward ein Geiziger und der Greis ein Filz.

Licht.

Die Kinder in dem L** schen Hause hatten von einem sie besuchenden Anverwandten Geldstücke geschenkt bekommen, und übergaben sie ihren Eltern. Denn es war damals von diesen Kindern keines noch sechs Jahre alt, und keines hatte daher seine Casse noch selbst, theils weil kleine Kinder zu leicht etwas verlieren, theils weil es leicht geschehen ist, daß sich in einem oder dem andern Anreiz zu Betrug oder Dieberei einstellt: zwei sehr schwer auszurottende Neigungen. Dennoch aber disponirten die Kinder schon in diesem Alter über ihr Geld, und die Eltern wußten sie dabei so geschickt zu leiten, daß die Kinder volle Freiheit zu haben glaubten.

Von dem vierten Jahre an wußte ein Kind, daß es Geld hatte, und durfte zu Vater oder Mutter gehen, um sich Geld zu holen und dafür etwas zu kaufen. Etwa mit dem sechsten Jahre bekam ein Kind den Beutel selbst.

Mit diesem Zeitpuncte aber traten auch ganz bestimmte Artikel ein, für welche die Kinder selbst sorgen, und zum Theil an bestimmten Tagen bezahlen mußten. Wenn daher ein Kind den Beutel in die Hände bekam, so hieß es, man habe ihm, damit es wirthschaften lernte, bisher dieses Geld zusammengespart und sey auch erbötig, ihm wöchentlich noch eine gewisse Einnahme zu versprechen. Dafür

müsse

müsse das Kind aber auch seine gewisse Ausgabe haben, und also z. B. sein Frühstück bezahlen.

Auf diese Art wurde das Kind schon von Jugend auf gewöhnt, Einnahme und Ausgabe mit einander in Verhältniß zu setzen, und kam in Lagen, wo seine Verstandeskräfte geübt, und seine Neigungen gezügelt werden konnten. — Mit zunehmenden Jahren vermehrten die Eltern die Einnahme, vervielfältigten aber auch die nothwendigen Ausgaben, das Kind mußte alsdann z. B. den Eltern auch das Vesperbrod, den Abendtisch bezahlen. Späterhin bezahlte es auch den Mittagstisch, und weiterhin sogar auch Kleidungsstücke und Wäsche. Es versteht sich dabei, daß auch die Einnahme vermehrt wurde.

Die Einnahme eines Kindes bestand theils in etwas festgesetztem, was die Eltern wöchentlich baar gaben, theils in dem, was die Kinder sich durch Fleiß und Geschicklichkeit verdienten; denn jedes Stück Papp: oder andere Arbeit hatte seinen Preiß, und fand, entweder unter den Mitgeschwistern und Anverwandten, oder doch bei den Eltern, wenn nicht ganz besondere Umstände das Gegentheil nothwendig machten, seinen Abnehmer und Bezahler.

Die Ausgaben waren ebenfalls theils bestimmt, wie schon erwähnt worden, theils unbestimmt, z. B. was die Kinder sich von Materialien zu ihren Arbeiten, oder was sie an Instrumenten u. dgl. kauften, oder für ein Vergnügen, oder bei

sonst einer Veranlassung ausgaben. Die bestimmten Abgaben, für Frühstück u. dgl. mußten Sonnabend Abends baar entrichtet werden; wo nicht, so fehlte am folgenden Tag dieser Nahrungsartikel. Dafür erfolgte aber die bestimmte Einnahme auch Montags des Morgens ganz gewiß.

Schriftliche Rechnung wurde vor dem zehnten Jahre wenigstens nicht abgelegt; theils weil die Kinder in den ersten Erziehungsjahren sie noch gar nicht würden führen können, theils um ihr Gedächtniß und die Kopfrechnung zu üben, theils aber auch, um sie gegen die Versuchung zu falschen Angaben und Betrug zu verwahren, welche sich bei schriftlich aufgesetzten Rechnungen leichter einstellt, als bei mündlich gegebener Auskunft. —

Die Kinder hatten große Freude über die Geschenke von ihren Anverwandten, und verlangten, als sie ihren Eltern das Geld übergaben, ebenfalls, daß ihnen alle ihre Reichthümer gezeigt werden möchten. Der Vater that es, zählte jedem von den Kindern die ihm gehörigen Geldstücke auf den Tisch, suchte aber ihre Aufmerksamkeit von diesen Geldstücken dadurch abzulenken, daß er ihnen sagte, wie viel jedes nach Thalern und Groschen habe, und was es sich dafür kaufen könnte. „Wilhelm, sagte er z. B. hat zehn Thaler. Dafür kann er, wenn ich einmal zu arm würde, um ihm etwas zu essen zu geben, fünf Wochen lang in den Gasthof gehen, und sich da Frühstück, Mittag- und Abend- und Vesperbrod

geben

geben lassen. Oder] er kann zwei solche Kupferstiche dafür kaufen, wie dort an der Wand hängen; oder vierzig solche Landcharten; oder er kann sich zweimal von Kopf bis auf den Fuß neu kleiden; oder er bekömmt eine solche Commode dafür, wie die, die hier steht, u. dgl.

Sigmund, fünf Jahre alt, und mit Anlage zum Geizhals. Aber lieber Vater! ich könnte mein Geld ja auch behalten.

D. Vat. Allerdings; so lange du entweder nichts brauchst, oder deine Eltern da sind, welche für dich bezahlen, was du nöthig hast. Wenn aber das nicht wäre; was wolltest du dann machen? Wolltest du hungern? Oder deine Geldstücke essen?

Sigm. Da bettelte ich, daß mir die Leute etwas gäben.

D. Vat. Du wolltest betteln, wenn du noch Geld hast? — Ei, das würde ich nicht thun. Betteln ist eine Schande für den, der Geld hat, oder sich welches verdienen kann. Nein, da will ich dir sagen, was ich thäte, wenn ich so ein kleiner Junge wäre, wie du; wenn ich nichts hätte, als nur ein paar Thaler, und keine Eltern, die mich ernähren könnten.

Ich nähme einen Groschen von diesen paar Thalern und kaufte mir sechs Bogen feines, grünes Papier. Da nähme ich noch sechs Groschen davon, und kaufte mir eine gute, scharfe Scheere. Nun schnitte ich aus diesem Papiere solche Licht-

scheibchen, die man um die Lichter macht, damit die Leuchter nicht betropft werden sallen. Dann gieng ich herum in den Häusern, fragte, ob niemand meine Lichtscheibchen kaufen wollte, uud ließ mir für jedes Scheibchen einen Pfennig geben. — Da würde ich mehr bekommen, als mich das Papier gekostet hat. Und was ich mehr bekäme als einen Groschen, — für welchen ich mir wieder sechs Bogen Papier kaufte, um wieder andere Scheibchen machen zu können — dafür kaufte ich mir an einem Beckerladen entweder ein Brödchen, oder eine Semmel, oder auch zuweilen ein Stücke Kuchen. — Siehst du, Sigmund, da brauchte ich nicht zu betteln, und bekäme doch etwas zu essen.

Sigm. Aber wenn du nun keine Papierscheibchen schneiden könntest?

D. Vat. Wenn ich es nicht könnte, so lernte ich's. Ich probirte es entweder an einem schlechten Stückchen Papiere selbst, oder ich bäte jemanden von Erwachsenen, daß er mich es lehrte. Es ist leicht; ihr alle könnt es lernen, wenn ihr wollt.

Alle. O ja, wir wollen.

D. Vat. Gut, ich will es euch zeigen. Auch will ich euch Papier umsonst dazu geben, und dennoch die Scheibchen bezahlen, damit ihr etwas für eure Mühe habt. Für zwölf Stücke gut und sauber geschnitten, gebe ich einen Dreier. —

Dies war einer von den ersten Versuchen, Sigmunds hervorblickender Geldsucht eine Fußangel in

den

den Weg zu werfen. So sorgfältig man aber auch diesem Laster entgegen arbeitete, so wuchs es doch heimlich mit fort, zeigte sich von Zeit zu Zeit in nicht zu verkennenden Aeußerungen, und vergiftete die Gesinnung des Knaben.

Er war etwa sieben Jahre alt, als er eine sehr deutliche Probe von dieser unglücklichen Neigung ablegte. Seine Geschwister kauften sich junge Obststämmchen von einem Manne, der sie feil trug. Sigmund aber konnte von ihnen durch nichts bewogen werden, sich auch welche zu kaufen. Er blieb dabei, daß er lieber Kerne stecken und sich selbst Stämmchen ziehen wollte. Der Vater meinte, dies gehe zwar an; allein es würde doch hübsch gewesen seyn, wenn er, zugleich mit seinen Geschwistern, einige Bäumchen gepflanzt hätte, um sich mit ihnen gemeinschaftlich über das gute Gedeihen derselben freuen zu können. Auch, sagte er, stehst du dir im Lichte, wenn du bei dem Kernestecken besser wegzukommen glaubst. Es dauert vier und mehrere Jahre, ehe du hoffen kannst, an diesen selbst gezogenen Stämmchen auch nur eine Blüthe zu sehen. Deine Geschwister aber können schon künftiges Jahr Früchte ärndten; können, wenn sie wollen, solche verkaufen, und also das Geld wieder bekommen, das sie heuer für die Stämmchen hingegeban haben. Dann haben sie diese umsonst, und was sie jährlich von ihnen ärndten, ist baarer Ueberschuß. Du kannst mit deinem Kernstecken, was dir freilich nichts

nichts kostet, in vier, fünf Jahren noch nichts verdienen. Gesetzt also, ihr hättet euch vorgenommen, vom Obstverkaufen Geld zu sammeln, so würden deine Geschwister wenigstens um drei Jahre eher anfangen können zu sammlen. — Sigmund that zwar, als wenn es ihm nun Leid wäre, daß der Mann mit den Stämmchen nicht mehr da war; allein der Vater merkte doch, daß dies nur ein vorübergehender Gedanke wäre, und daß die Liebe zum Geldbesitz schon tiefe Wurzel in dem Knaben geschlagen habe.

Er wußte diese Liebe zu Geldbesitz in dem Knaben nicht anders zu vertilgen, als durch Beförderung der Neigung zu Gelderwerb. Zwar — dachte der Vater — wird auch der Geiz, der nur den Besitz sucht, hiedurch geradezu noch nicht angegriffen, sondern sogar mit genährt; allein es kommen alsdann doch Zeiten, wo das Geld weggegeben werden muß, und der Knabe lernt seinen Blick doch mehr auf den zukünftigen Besitz richten, als auf den gegenwärtigen. Zugleich verhilft ihm die Neigung zu Gelderwerb zu manchen Geschicklichkeiten und Kenntnissen. Dadurch erhält sein Verstand Nahrung, so daß man sich mit der Zeit an diesen wenden kann, wenn man den Geiz, der jederzeit auch blind ist, mit Wurzel und Stiel ausrotten will.

Den Knaben aus dem Besitz seines Geldes zu bringen, war also die Losung. Der Vater lieh ihm, unter dem Vorwande, daß es ihm gerade an baarer

Müns-

Münze fehle, beinahe die gesammte Baarschaft auf ein Vierteljahr ab, erzählte ihm dabei, wie es in ähnlichen Fällen unter Erwachsenen zugehe, und gab ihm ziemlich ansehnliche Interessen, die er wöchentlich auszahlte. Nicht ohne Schwierigkeiten gab der Knabe das Geld her, und erschrak in der That, als der Vater solches vor seinen Augen wegschickte, um in der Apotheke eine Rechnung damit zu bezahlen. Dies that aber der Vater mit Vorbedacht. Der Knabe sollte von der Anhänglichkeit zu diesen Geldstücken losgerissen werden. Die Interessen erfolgten wöchentlich zur Stunde, und das Capital kam nach Verlauf dreier Monate auf den Tag wieder ein.

Dies gefiel dem kleinen Wucherer, und er fragte in ein paar Tagen, ob der Vater nicht wieder Geld nöthig habe?

D. Vat. Nein, mein Sohn; ich habe eine ziemlich ansehnliche Einnahme gehabt, und werde dich so bald nicht wieder zu incommodiren brauchen.

Sigm. O, ich gebe es ihnen gern, lieber Vater.

D. Vat. Das ist mir lieb. Allein ohne die dringendste Noth mache ich keine Schulden.

Sigm. Es ist so schön, wenn man Interessen einzunehmen hat.

D. Vat. Ja, das ist wahr. Indessen, es giebt noch mehrere Arten, Sigmund, wie man Interessen einnehmen kann, als das verleihen. Weißt du, wie es die Kaufleute machen?

Sigm.

Sigm. Nein. Wie machen sie es?

D. Vat. Die machen es so: Wenn sie z. B. hundert Thaler haben, so behalten sie zwanzig, um davon zu leben, und achtzig Thaler schicken sie nach Hamburg und lassen sich Zucker und Caffee dafür bringen. Wenn sie in Hamburg einen halben Gulden für ein Pfund geben müssen, so verkaufen sie hier das Pfund um einen halben Thaler, und rechnen so: zwei Groschen kömmt Fuhrlohn auf Ein Pfund Caffee, und es kostet mich also das Pfund bis hieher zehn Groschen. Zwei Groschen will ich für meine Mühe haben, daß ich den Caffee verschreibe, auspacke und verkaufe, ich muß also das Pfund für zwölf Groschen geben. — Siehe, Sigmund, da bekömmt der Kaufmann etwas für seine Mühe, und das sind die Interessen. Hat er nun die zwei Fässer voll Zucker und Caffee verkauft, so hat er nicht nur die achtzig Thaler wieder, die er nach Hamburg schickte, und das Geld, das er dem Fuhrmanne geben mußte, der die Fässer von Hamburg hieher fuhr, sondern er hat auch noch etwas für seine Mühe; er ist also reicher, als er vorher war.

So etwas kannst du nun auch thun, Sigmund, nimm die Hälfte von deinem Gelde und kaufe dir Reiß, Graupen, Gewürz u. dgl. und verwahre es fein in Schachteln und Büchsen, daß weder Staub noch Ungeziefer dazu kömmt. Die Mutter wird dir ab-

kau-

kaufen, anstatt zu dem Kaufmanne zu schicken, und du kannst, für die Mühe, daß du die Sachen aufbewahrst und verkaufst, das Pfund Reiß um drei Pfennige theurer geben, das Loth Gewürze um drei Pfennige theurer verkaufen u. dgl.

Dies geschah. Sigmund war mit Leib und Seele Kaufmann, lernte, wiewohl immer mit Hinsicht auf Vortheil, Geld mit Freuden hingeben, und kleine Schäden, welche bei der Handlung vorfielen, verschmerzen.

Indessen sollte hiemit die Cur nur angefangen seyn. Es konnte dem Vater nicht gefallen, daß der Knabe wie ein Krämer rechnete, und sich in andern Stücken vernachlässigte, weil sein ganzer Geist an dem Handel hieng. Aber man mußte das Uebel gleichsam zertheilen, wenn es gehoben werden sollte, der einschrumpfende Geiz mußte durch den raffinirenden vertrieben werden, weil jener taub ist, dieser aber doch Lehren annimmt, und seine Gegenstände wechselt.

Nachdem die Krämerei ungefähr ein Jahr gedauert hatte, nahm der Vater von der Unaufmerksamkeit, welche der Knabe in den Lehrstunden bewieß, Veranlassung mit ihm zu sprechen. Damit dieses Gespräch desto eher auf den Punct kommen könnte, wo der Vater es haben wollte, mußte ein paar Tage hinter einander Sigmund aus den Lehrstunden abgerufen werden, um etwas von seinen Waaren in die Küche zu geben. Der Vater sagte hiebei nichts,

sondern veranstaltete eine gelegenere Zeit. Sigmund war allein bei ihm, da entstand folgendes Gespräch:

D. Vat. Sigmund! bemerkst du nicht auch, daß du an Kenntnissen so weit hinter deinen Geschwistern zurück bist?

Sigm. steht beschämt da, und weiß nichts zu sagen.

D. Vat. Komm näher, lieber Sohn! — Ich sage dies nicht zu deiner Beschämung, denn siehe! es ist niemand hier, als ich und du; sondern ich sage es nur um dich aufmerksam auf dich selbst zu machen. Ich bin betrübt darüber. Fast niemals weist du zu antworten, wenn von etwas die Frage kömmt. — Was mag denn wohl die Ursache davon seyn?

Sigm. Ich weiß es nicht, Vater.

D. Vat. Ich glaube sie zu wissen, lieber Sohn. — Du hast zu viel zu thun. Dein Handel beschäftigt dich zu sehr. Du wirst oft aus den Lehrstunden gerufen, um etwas zu verkaufen. Und außer den Stunden, wenn deine Geschwister sich aufschreiben, was sie zu vergessen fürchten, wenn sie zuweilen in Büchern lesen, wenn sie Versuche anstellen, um zu sehen, ob es wahr ist, was sie gehört haben — da steckst du bei deinen Schachteln, oder gehst in der Stadt herum, zu sehen, wo du das wohlfeilste Gewürz bekömmst. — — Ich dächte, du gäbst deinen Handel auf.

Sigm.

Sigm. Aber womit sollte ich denn Geld verdienen?

D. Vat. Fehlt es denn deinen Geschwistern an Geld?

Sigm. Sie haben aber doch nicht so viel als ich.

D. Vat. Aber brauchen sie denn auch so viel Geld als sie haben? — Ich glaube nicht; ich sehe, daß sie immer noch etwas übrig haben, ob sie gleich manche Ausgabe bestreiten. Ich glaube also, Sigmund, daß du weit mehr Geld hast, als du brauchst.

Sigm. Das ist ja aber gut, Vater!

D. Vat. Nach dem man es nimmt, lieber Sohn. Höre mir einmal zu. Ich will dir sagen, wie ich mir die Sache denke.

Wer erwachsen ist, und allenfalls Frau und Kinder zu versorgen hat, so wie z. B. ich, der muß allerdings darauf sehen, daß er so viel, als möglich Geld verdiene, denn er kann nicht wissen, ob er nicht einmal krank wird, wo er nichts verdienen kann. Da muß also Geld im Vorrathe da seyn. — Nun sage mir aber, ist dies bei dir der Fall auch? Hast du jemanden zu ernähren? Mußt du den Arzt und die Arzneien selbst bezahlen, wenn du krank wirst?

Sigm. O nein, guter Vater.

D. Vat. Nun sieh also! Wenn du irgend einmal sagen hörst, es sey gut, so viel als möglich Geld zu verdienen, so ist das nicht so viel, als wenn

nun Knaben von deinen Jahren schon mit Unruhe auf Gelderwerb trachten müßten, sondern das geht nur die Erwachsenen, denen niemand giebt, wenn sie nichts haben; und die sich auch schämen würden, wenn ihnen jemand etwas anböthe. —

Womit glaubst du aber wohl, daß die Erwachsenen Geld verdienen?

Sigm. Sie haben mir ja schon gesagt, mit Ausleihen, mit Kaufen und Verkaufen.

D. Vat. Hiemit nicht allein, mein Sohn. Dies hast du nur gemerkt, und das andere wieder vergessen. — Nimm mich als Beispiel an. Bin ich denn ein Kaufmann? Leihe ich denn Capitalien aus?

Sigm. Nein.

D. Vat. Nun sieh, und ich verdiene doch Geld, um dich mit meinem ganzen Haushalte erhalten zu können. Ich bin ein Advocate, d. h. wenn Leute zu mir kommen, welche Schreiben haben wollen, wie man sie bei der Obrigkeit braucht, so mache ich ihnen diese Schreiben, und dafür bezahlen sie mich. Oder wenn mich jemand bittet, ich möchte mit ihm vor die Obrigkeit, und ihm helfen, seine Sachen ordentlich vorzubringen, so gehe ich mit, und dafür bezahlt er mich auch. Womit verdiene ich also wohl mein Geld?

Sigm. Mit Schreiben und Reden.

D. Vat. Richtig. — Kannst du denn auch so schreiben und reden, wie ich?

Sigm. Nein.

D. Vat. Da ich ein Knabe von deinen Jahren war, konnte ichs auch noch nicht. Aber ich fieng schon damals an, es zu lernen, denn ich nahm mir schon damals vor, mit Schreiben und Reden mein Geld zu verdienen. — Möchtest du wohl auch ein Advocate werden?

Sigm. Nein.

D. Vat. Was möchtest dann du werden?

Sigm. Ein Kaufmann.

D. Vat. Gut. Ich freue mich darüber. — Weist du aber auch, was ein Kaufmann wissen und können muß?

Sigm. Er muß das Geld kennen, und wiegen und messen, und kaufen und verkaufen.

D. Vat. Das ist's nicht alles, lieber Sohn. — Wir wollen nächsten Tags zu Hr. Gottlob Fleischmann gehen, den du ja gut kennst, und wollen ihn fragen, was ein Kaufmann wissen und können muß. Da wirst du hören, ungefähr folgendes:

Er muß gut rechnen können; das kannst du auch. Er muß gut schreiben können; das kannst du auch so ziemlich. Er muß französisch, englisch und italienisch können, damit er nach Frankreich, England und Italien schreiben kann, denn da verstehen sie die deutschen

Briefe nicht. Er muß Naturgeschichte wissen, damit er weiß, wie die Dinge beschaffen sind, mit denen er handelt; er muß Geographie wissen, damit er weiß, wo sie zu bekommen sind, und wo er hinschreiben soll; er muß Technologie wissen, damit er weiß, wie seine Handelsartikel zubereitet werden. Siehst du, ein Kaufmann muß viel wissen. — Weist du das nun schon?

Sigm. O nein; ich weiß nur wenig davon.

D. Vat. Sieh! das mußt du also alles lernen, wenn du ein Kaufmann werden willst. Meinst du nicht, da es so viel ist, daß du schon in deiner Jugend da anfangen müssest? Zumal da du mit deinen Geschwistern das meiste hievon umsonst in deinen Lehrstunden lernen kannst?

Sigm. Ach wenn ich nur Zeit hätte, lieber Vater.

D. Vat Die hast du, sobald du willst, du darfst nur deinen Handel aufgeben.

Sigm. Aber, wie soll ich denn Geld verdienen?

D. Vat. So wie deine Geschwister es verdienen. Es muß ja nicht gerade Handel seyn. — Ich hätte nichts gegen deinen Handel, wenn er dir nur nicht so viel Zeit wegnähme.

Sigm. Ja das ist wahr.

D. Vat. Nun höre einen Vorschlag zur Güte. — Ich will das Geld, was du in deinem Handel stecken hast, von dir als Darlehn nehmen und dir

verintereſſiren. Ich habe es zwar nicht nöthig. Damit aber dein Geld nicht müßig liegt, während du lernſt, was ein Kaufmann wiſſen muß, will ich dir dieſen Gefallen thun. Verkaufe alſo alles, was du von Waaren haſt; behalte nur etwas weniges von dem Gelde, und gieb mir das übrige. Ich werde dir einen Zettel darüber geben. Wenn du zwanzig Thaler haſt, ſo bekömmſt du von mir jährlich einen Thaler Intereſſen.

Sigm. Iſt das nicht zu wenig, lieber Vater?

D. Vat. Nein, es iſt viel. Frage nur den Oncle, der leiht Capitalien aus. Da wirſt du hören, daß er von zwanzig Thalern jährlich nur zwanzig Groſchen bekömmt. — Doch, wenn ich ſehe, daß du deinen künftigen Beruf als Kaufmann fein vor Augen haſt, dir Mühe giebſt und brav lerneſt, ſo kömmt es mir nicht darauf an, dir von deinem Gelde ſo viel Intereſſen zu geben, als die Kaufleute bekommen; die verdienen jährlich mit zwanzig Thalern zwei Thaler. Aber wie geſagt, dieſe hohen Intereſſen erfolgen nicht eher, als bis du mir durch Aufmerkſamkeit und Fleiß beweiſeſt, daß du ein verſtändiger und geſchickter Kaufmann werden willſt.

So hatte alſo Sigmunds Eigennutz wieder einen andern Wirkungskreis bekommen. Das Ziel ſtand nun entfernter, und der Weg zu demſelben führte durch das Feld der Erkenntniſſe, die dem menſchlichen Geiſte jederzeit etwas von ſeiner Roh-

heit entreißen. Der Vater hoffte nun keinen eigentlichen und bedeutenden pädagogischen Schlag weiter nöthig zu haben, sondern er hielt dafür, daß das öftere Hinweisen auf das entferntere Ziel, und die gewöhnlichen Mittel, womit er den Kindern das Lernen angenehm machte, zureichen würden, in dem Knaben eine liberale Denkungsart empor zu bringen. Höchstens, meinte er, werde zuweilen eine passende Erinnerung, eine verständliche Belehrung und Zurechtweisung, und eine unschädliche Aufmunterung im Fleiße nothwendig seyn. Für das übrige rechnete er auf die sorgfältige Erziehung, welche seine Kinder genossen, und auf den anständigen, humanen Ton, der überhaupt in dem Hause herrschte*).

4.

Betragen der Erwachsenen in Rücksicht der Geschlechtsneigung der Kinder.

Der Geschlechtstrieb hat in Ansehung der Herrschaft, welche er über den Menschen ausübt, seines Gleichen nicht. Der Grund ist leicht einzusehen. Die Natur will, daß die Menschheit fortdaure, und das einzige Mittel, dessen sie sich zu dieser Absicht bedient,

*) Er wird sich nicht verrechnet haben, der vortreffliche Mann. Ein lieblicher, anständiger Ton im Hause ist für die Seele der Kinder, was frische Luft für den Körper ist, Ein Balsam in kranken und in gesunden Tagen.

bedient, ist der Geschlechtstrieb. Dieser Trieb nimmt es daher auch laut mit der Vernunft auf; er scheut sich selten, gemachte Vergehungen einzugestehen, und hat den Spruch bei der Hand: Wer unter Euch ohne Sünde ist, u. s. w.

Demungeachtet ist keine Art von unglücklichen Lagen gemeiner, als die, in welche der Geschlechtstrieb geführt hat. Der Grund hievon ist, weil es in einem so verwickelten Zustande, als das gesellschaftliche Leben der Menschen ist, nicht angeht, diesem Triebe die Forderungen einzugestehen, welche er macht, und welche nur durch äußere Umstände unsittlich und verbrecherisch werden.

Doch auch hierin hat die Natur den Menschen, dem sie wahrhaftig eine sehr unsanfte Lage auf diesem Erdenrunde zugedacht hat, nicht ganz verlassen, sondern etwas für ihn gethan; nämlich dadurch, „daß dieser wüthende Trieb in dem ersten „Viertheil des Lebens (wenigstens in dem glücklichen Clima, welches das nördliche Europa genießet) „schweigt."

Was man auch hiegegen sagen mag, es ist Geschwätze, welches der Faulheit zum Ruhepolster dient, „bei richtiger Behandlung der Kinder erwacht der „Geschlechtstrieb vor dem funfzehnten Jahre entweder gar nicht, oder seine Aeusserungen sind so „schwach und den Kindern so unverständlich, daß „zweckmäßige Beschäftigung ihres Geistes ganz

„allein im Stande ist, den Trieb wieder in Schlum„mer zu bringen."

Das Einzige, was den Trieb wach und wirkend erhält, ist, — wenn man in der Jugend entweder unzüchtige Dinge, Galanterien genannt, sieht, oder wenn man Kundschaft von dem Geheimnisse der Fortpflanzung bekömmt. Was ihn aber wüthend, und zum offenen Feind der Vernunft macht, ist — die erste Befriedigung desselben.

Unwissenheit und Unerfahrenheit in Gegenständen der Geschlechtsneigung vereinigt, heißt jugendliche Unschuld. Diese Unschuld hat keinen Schutz als sich selbst. Ist sie verletzt, so ist sie auch dahin; jede Wunde an ihr ist tödtlich.

Ist diese Unschuld dahin, so steht der junge Weltbürger in Gefahr, unter der Wuth der Geschlechtsneigung zu erliegen. Alle angewandten Mittel sind Flickwerk; kein Mensch kann sich verbürgen, daß sie ganz gewiß helfen werden. Wohl aber kann ein verständiger Erzieher sich verbürgen, daß er, wenn ihm erlaubt wird, die äußere Lage des Kindes anzuordnen, das Kind in der Unschuld erhalten, und somit ganz gewiß ungefährdet, in die Jahre der physischen Mündigkeit bringen kann.

Auch noch in diese Periode werden sich die Folgen einer richtigen Erziehung erstrecken, obgleich um diese Zeit die eigentliche Erziehung aufhören, und

der

der Vater nur der Gesellschafter und Freund seines Sohnes werden muß.

Ich will von dem „Betragen der Erwachsenen in Ansehung der Geschlechtsneigung der Kinder" keine Schattenseite aufstellen, ob ich gleich einen reichen Vorrath von Beispielen habe. Die Erwachsenen sind in diesem Puncte nicht unwissend, sondern leichtsinnig, leichtfertig, verstockt. Ich will sagen: sie wissen gar wohl, daß sie dies und jenes im Beiseyn von Kindern nicht sagen, oder nicht thun sollten; sie thun es aber dennoch, weil ihr Geist selbst den wollüstigen Vorstellungen nicht widerstehen mag. — Ich will nicht anführen, daß verfängliche mit Blicken und unschicklichen Handbewegungen verbundene Scherze im Beiseyn von Kindern unerlaubt sind; nicht, daß es Gefahr bringt, im Beiseyn der Kinder von frühzeitigen Kindbetten, von Brautbesuchen, selbst von Ehebündnissen viel zu sprechen, oder gar zu scherzen; nicht daß unverheirathete Personen einander im Beiseyn von Kindern nie küssen sollten; nicht, daß selbst Küsse zwischen Mann und Weib verführerisch seyn können, wenn das liebkosende Paar sich unter Kindern befindet, die nicht ihre eigenen sind. Ich will nicht anführen, daß Kupferstiche, wo nackte oder entblößte Personen *) vorgestellt werden, oder gar, wo

*) Auch das Eichenblatt, welches einige Zeichner an die Stelle des Geschlechtsgliedes setzen, taugt nichts.

Man

verliebte Scenen erscheinen, Vergiftungen für Kinder sind; nicht, daß man selbst schlechte Bilderbögen und ganz gemeine Drechslerwaaren, erst sorgfältig ansehen muß, ehe man sie für Kinder kauft, denn das Sittenverderb ist schon in die Buden der Bildertröttler und Tandmacher gekommen; — — — wer weiß dies alles nicht schon? — Nein, ich will nur einige Beispiele von einem gesetzten, regelmäßigen Betragen geben, um gutgesinnte Eltern und Erzieher vorzubereiten auf Fälle, die selbst bei einer sorgfältigen Erziehung vorkommen könnten.

Der Knabe. Wo kommen denn die Kinder her? lieber Hr. Hofmeister?

Der Hofm. Sie wachsen in dem Leibe ihrer Mutter. Wenn sie so groß sind, daß sie keinen Platz

Man zeichne die Figur, als wenn das Original solche Glieder gar nicht hätte. — Ueberhaupt würde ich mich in Acht nehmen, Kindern vor dem zwölften oder vierzehnten Jahre Abbildungen nackter Personen in die Hände zu geben. Was nützen sie? In diesen Jahren giebt es noch keine Zeichner, welche die Natur studiren müßten. Sie können aber schaden. Denn auf jeden Fall ist es nöthig, die Kinder schaamhaft zu machen, d. h. sie dahin zu bringen, daß schon der Anblick eines gemeiniglich bekleideten Theiles des Körpers ihnen eine befremdende Empfindung verursacht. Diese Schaamhaftigkeit wird jederzeit geschwächt und verletzt, wenn das Kind eine nackte Figur im Bilde sieht.

Platz mehr im Leibe haben, so müssen die Mütter sie von sich drücken, ungefähr so wie wir, wenn wir viel gegessen haben, und dann auf den Abtritt gehen. Aber es thut den Müttern sehr wehe.

D. Knab. Und dann ist das Kind geboren?

D. Hofm. Ja.

D. Knab. Aber wie kömmt denn das Kind in den Leib der Mutter?

D. Hofm. Das weiß man nicht; man weiß nur, daß es darinne wächst.

D. Knab. Das ist doch sonderbar.

D. Hofm. Nun das eben nicht. — Siehe, dort steht ein ganzer Wald, der ist auf dieser Stelle in die Höhe gewachsen. Es wundert sich kein Mensch darüber; denn man weiß schon, daß die Bäume aus der Erde hervorwachsen. Eben so wundert sich kein Verständiger darüber, daß Kinder in dem Leibe der Mütter wachsen. Denn dies ist so gewesen, so lange als Menschen auf der Erde sind.

D. Knab. Und da müssen Hebammen dabei seyn, wenn ein Kind geboren wird?

D. Hofm. Ja; eben weil die Mütter so viel Schmerzen empfinden, daß sie sich nicht allein zu helfen wissen. Weil nun nicht alle Weiber so hartherzig und muthig sind, daß sie mit Leuten, welche viel Schmerzen ausstehen müssen, umgehen können, so hat man in jedem Orte Weiber, welche für Bezahlung so lange bei den Müttern bleiben,

bis

bis die Schmerzen wieder vorbei sind. Eben so wie man Todtenweiber oder Todtenwäscherinnen hat; denn die Todten zu waschen, oder aus- und anzuziehen, ist auch ein Geschäft, das nicht jedermann thun mag, und wozu sich daher Leute um Geld verstehen.

D. Knab. Ich möchte doch einmal dabei seyn, wenn ein Kind geboren wird.

D. Hofm. Wenn du dir eine Vorstellung von den Schmerzen und dem Jammern der Mütter machen willst, so brauchst du nicht eben dahin zu gehen, wo ein Kind geboren wird, denn man erfährt so etwas selten, weil die Mütter selbst nicht wissen, in welcher Viertelstunde die Schmerzen angehen; sondern ich will mit dir zu dem Hofrath R.** gehen; wenn er einmal einem Patienten ein Bein abzuschneiden, oder einen Stein aus dem Leibe zu holen hat. Diese Leute jammern und winseln gerade so, wie die Mütter, wenn sie gebären müssen.

*

Zu einer andern Zeit.

D. Knab. Die Mutter hat mir unlängst gesagt, die Hebamme kennte die Kinder gleich, ob es Knaben oder Mädchen wären. Woran kann denn die Hebamme dies erkennen?

D. Hofm. Das will ich dir sagen. Die Knaben sind überhaupt viel breitschulteriger und stärker von Knochen, als die Mädchen: vorzüglich aber ist die

Hand

Hand und der Fuß eines Knabens allemal breiter und ungeformter, als die Hand und der Fuß bei einem Mädchen. Du darfst z. B. nur deiner Schwester Hand ansehen, welche doch fast anderthalb Jahr älter ist, als du. Deine Hand ist viel breiter, als die ihrige, und deine Finger sind dicker und fleischigter. Sie scheinen auch deswegen kürzer zu seyn, ob sie es gleich nicht sind.

*

Bei einem Spatziergange.

D. Knab. Ei! Sehen Sie! Was machen die Hunde da?

D. Hofm. Sie haben nichts beßres zu thun, darum spielen sie. — Komm! Halte dich nicht auf! ich habe keine Zeit, und Hunde kannst du ja überall sehen.

D. Knab. nachdem sie in eine andere Gasse gekommen sind. Ei! Sehen Sie, da hängen gar ein paar Hunde aneinander.

D. Hofm. Ja wohl. Und wie die armen Thiere so ängstlich aussehen! Sie müssen viele Schmerzen haben. — Nein! Fürwahr, es giebt doch zuweilen recht böse Buben.

D. Knab. Nun, wie so denn?

D. Hofm. O ganz gewiß haben ein paar leichtfertige Knaben sich einen Spaß daraus gemacht, diese Hunde am Hintern mit Vogelleim zu beschmieren und an einander zu hängen. — Wenn es sich nur hier auf öffentlicher Gasse schickte, ich

möchte

möchte gleich einen Topf voll Wasser nehmen, und es über die Thiere herschütten, damit der Leim loswelchte.

D. Knab. Ja, ja, das würde helfen. Denn ich erinnere mich, daß ich vorm Jahr auch ein paar Hunde aneinander hängen sahe. Die Kinder warfen mit Steinen nach ihnen, aber sie konnten nicht auseinander, bis endlich jemand aus dem Fenster Wasser auf sie goß. Da sprangen sie gleich weg; der eine dahin, der andere dorthin.

D. Hofm. Komm, laß uns gehen! Es sind unartige Buben, welche die Thiere so martern. Ich weiß auch Beispiele, daß manche die Katzen so plagen. Sie nehmen ebenfalls Vogelleim, beschmieren die Pfoten der Katzen damit und stecken alsdann die Pfoten in ausgehöhlte Nußschaalen. Das Thier tappt nun erstaunlich und kann nicht feststehen.

D. Knab. Ei! Das möchte ich doch wirklich einmal sehen!

D. Hofm. Nur nicht machen. Das Kunststück ist grausam und gefährlich zugleich. Es verräth immer eine schlechte Denkungsart, wenn man ein Thier martern kann. Und die Katze ist ein starkes, schmiegsames und böses Thier. Es hat schon mancher Knabe sein Auge über solche Leichtfertigkeiten eingebüßt, denn wenn er das Thier auch noch so fest zu halten glaubte, so riß

es sich los und hieb ihm mit den Krallen in das Auge.

*

Wieder zu einer andern Zeit.

Der Knab. Ist es denn wahr, Hr. Hofmeister, daß Frauenzimmer, die nicht verheirathet sind, auch keine Kinder bekommen?

D. Hofm. O nein. Es bekommen auch unverheirathete Frauenzimmer Kinder. Nur sind die Fälle selten, und gemeiniglich ist ein Frauenzimmer, welches Kinder bekömmt, auch verheirathet.

D. Knab. Aber wie kömmt denn das?

D. Hofm. Das ist sehr leicht einzusehen. Erstlich bekömmt ein Frauenzimmer nicht eher Kinder, als bis es schon erwachsen, und also wenigstens sechszehn bis achtzehn Jahre alt ist. Nun heirathen aber die Frauenzimmer gewöhnlich, wenn sie erwachsen sind; und also fügt es sich, daß ein Frauenzimmer gewöhnlich schon verheirathet ist, wenn es Kinder bekömmt.

Daß aber, zweitens, unverheirathete Frauenzimmer selten Kinder bekommen, das kömmt daher, weil die Frauenzimmer, welche nicht heirathen, gemeiniglich schwächlich, ungesund oder auch arm sind, und sich daher nur von schlechten Speisen ernähren müssen. Wenn aber ein Frauenzimmer nicht recht gesund ist, oder wenn es ihm zu elend geht, so bekömmt es auch keine Kinder. Auch verderben sich manche im

Tan-

Tanzen und durch Erhitzen so, daß sie keine Kinder bekommen können.

*

Abermals zu einer andern Zeit.

D. Knab. Was heißt denn das eigentlich: Heirathen? Muß es denn immer nur ein Mann und eine Frau seyn, die einander heirathen? Und können nicht auch zwei Mannspersonen einander heirathen?

D. Hofm. Das will ich dir sagen, mein Lieber. — Wenn zwei Personen einander heirathen, so versprechen sie sich, daß sie bis zum Tod bei einander bleiben, in ihren Geschäften einander helfen, und einander das Leben so angenehm machen wollen, als möglich.

Nun weißt du selbst, lieber Wilhelm, wie vielerlei Geschäfte im Haushalte vorfallen. Es muß „gekocht, gewaschen, genäht, gesponnen" werden. Dies sind lauter Arbeiten, welche gewöhnlich nur Frauenzimmer lernen, und welche Mannspersonen nicht verrichten mögen. Will also ein Mann, der heirathen will, diese Geschäfte nicht selbst verrichten, so darf er nicht auch eine Mannsperson heirathen, sondern er muß ein Frauenzimmer nehmen. Dazu kömmt noch, daß ein Mann, der Einkünfte genug hat, sich gemeiniglich auch Kinder wünscht, und also heirathet er auch um deswillen ein Frauenzimmer und keine Mannsperson, weil, wie

du weißt, die Mannspersonen keine Kinder bekommen.

Und die Gewohnheit, Frauenzimmer zu heirathen, ist um so besser, weil Kinder ernähren und erziehen sehr viel Geld kostet. Die Frauenzimmer, deren Arbeiten nur schlecht bezahlt werden, würden daher die Kinder nicht wohl ernähren und erziehen können, wenn sie nicht heiratheten. Denn alsdann macht sich der Mann verbindlich, das Geld zu verdienen, das zur Ernährung und Erziehung der Kinder nöthig ist.

5.

Ungezogenheit, Störrigkeit, Halsstarrigkeit, Eigensinn.

Diese ganze Familie von Lastern entsteht nur durch fehlerhafte Behandlung der Kinder; durch Lieblosigkeit und Unaufmerksamkeit der Eltern; durch unvernünftige Drohungen und unverständige Strafen; am unausbleiblichsten aber dadurch, daß die Eltern durch unsittliches Betragen sich in den Augen der Kinder selbst verächtlich machen. Wer würde fertig werden, wenn er von allen den Fehlern, welche die genannten Laster in Kindern hervorbringen können, auch nur ein einziges Exempel anführen wollte! — Ich begnüge mich also, nur einige gewöhnliche aber verwerfliche Arten, diese Fehler

zu heben, in mein Schattenregister aufzunehmen; in der Lichtseite aber die entgegengesetzte und wirksame Heilart anzugeben.

Schatten.

D. Mutt. Nun! was habt ihr einmal wieder, ihr Schlingel!

Ferdinand, fünf Jahr alt. Sehn Sie nur den Flegel an, liebe Mutter, da hat er mir mein Papier ganz beschmiert, und noch dazu mit meinen eigenen Farben. Er schlägt dabei nach seinem Bruder.

Ludewig, sieben Jahr alt, schlägt den Bruder wieder, und zwar derb. Warte du Hundsjunge, ich will dich schlagen lehren.

Ferd. Ach Mutter! Mutter! Er hat mich geschlagen, daß das Blut läuft.

D. Mutt. steht in Hastigkeit auf. Ludwig will zur Thüre hinaus entwischen; sie ergreift ihn aber noch bei den Haaren und hält ihn fest. Warte nur, Flegel! Ich will dir deinen „Hundsjungen" schon anstreichen. Du ungerathener Bube! wer hat dir erlaubt, gleich auf deinen Bruder loszuschlagen?

Ludew. Warum hat er mich zuerst geschlagen. Er soll auch nicht schlagen, so thue ich ihm auch nichts. Es ist nicht wahr, daß ihm der Kopf blutet.

D. Mutt. Ferdinandens Kopf untersuchend, und mit ein paar Ohrfeigen von sich stoßend. Ja wohl! schreit der Kerl gleich, als wenn ihm der Schädel von einander wäre; es sieht kein Mensch etwas daran!

Ferd.

Ferd. Ja, ja; ich weiß schon; die Mutter hilft Ludewigen allemal über; aber er soll's schon kriegen. Mit diesen Worten läuft er zur Thüre hinaus, und schlägt sie zu, daß die Fenster klingen.

D. Mutt. läuft nach und schreit zur Thür hinaus. Warte, Grobian! Komm mir nur wieder! Es ist dir unvergessen. Zu Ludewig. Aber, Schlingel! es war von dir auch garstig, daß du gleich zuschlugst. Weist du denn nicht, daß du nicht schlagen sollst? Mit diesen Worten bekömmt Ludewig eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf summt; er schreit laut auf, aber mehr aus Unart, als aus Schmerz. Die Mutter öffnet die Thüre und zwingt ihn hinaus zu gehen. Fort, packe dich, du Hollunke *)!

D. Vat. nachdem man vom Tisch aufgestanden ist. Ferdinand! Was bist du denn heute schon wieder für ein Reckel gewesen?

Ferd. schweigt, und macht eine trotzige Miene.

D. Vat. Seit wann hilft denn die Mutter dem Ludewig, gegen dich, über? He? als noch keine Antwort erfolgt. Rede, sag' ich dir! Rede, Trotzkopf!

Ferd. Aber der Schlag that mir doch sehr wehe; ich dachte es müßte bluten.

*) Wie denken sich meine Leser diese Mutter? Sie stellen sich dieselbe vielleicht als eine Hufschmidts oder Steinhauersfrau vor! Ach nein! Sie soll eines Hofraths Tochter seyn, und drei Männer, einen Rath, einen Doctor und einen Geistlichen gehabt haben.

D. Vat. Ich frage dich, seit wann die Mutter dem Ludewig überhilft, und auf dich schärfer ist, als auf ihn?

Ferd. Aber, warum schlug sie den Ludewig nicht auch; er hatte mich doch geschlagen.

D. Mutt. Du hättest nur die Zeit erwarten sollen. Ludewig hat seine Kopfwäsche so gut bekommen, als du.

D. Vat. Du ungerathener Bube! weißt du nicht, daß das ungehorsam ist, wenn man so etwas zu der Mutter sagt? — Gleich gehe und bitte ihr ab!

Ferd. steht wie ein Stock.

D. Vat. Wirst du gleich gehen und der Mutter abbitten?

Ferd. rührt sich nicht.

D. Vat. indem er auf die Thüre zugeht. Wo ist denn die Hundspeitsche! geht ab.

D. Mutt. Komm geschwind, Ferdinand! und bitte ab. Der Vater ist böse, du bekömmst Schläge.

Ferd. bleibt unbeweglich. Als aber die Thüre sich öffnet, und er den Vater mit der Peitsche sieht, fängt er laut an zu schreien und zu weinen. Dennoch geht er nicht zur Mutter; sondern die Execution geht vor sich, und Ferdinand wird zur Thüre hinaus geworfen.

D. Vat. als man sich Abends zu Tische setzen will. Hat Ferdinand der Mutter abgebeten?

Die

Die Kinder insgesammt: Ach nein! noch nicht.

D. Vat. Wo ist Ferdinand?

Alle. Er getraut sich nicht herein, er ist draussen vor der Thüre.

D. Vat. Geht und sagt ihm, daß er keinen Bissen zu essen bekäme, bis er Abbitte gethan hätte.

Die Kinder laufen alle hinaus, und bewegen endlich Ferdinanden zur Mutter zu gehen, oder vielmehr, sich von ihnen zu ihr schieben zu lassen. Ferdinand murmelt die Abbitte zwischen den Zähnen her, ob er gleich weiß, daß er in diesem Falle sie wiederholen muß, bis er deutlich gesagt hat: „Mutter ich bitt' um Verzeihung! will's nicht wieder thun." — Heute aber ist man mit dem Gemurmel zufrieden, weil man fürchtet, Ferdinand möchte aufs neue halsstarrig seyn, und die Suppe könnte darüber kalt werden.

Eine Scene, wie man sie, häßlicher und gemilderter, noch alle Tage sehen kann! Hier trug der ungeschlachte Ton der Eltern, das unbesonnene Zuschlagen und das in Grund verderbende Abbitten dazu bei, daß ein Knabe schon in seinem fünften Jahre ein wahrer Verstockter wurde.

*

Die Mutt. Laß dir zureden, Fritz, und zieh' heute die blaue Weste an. Es ist Feiertag, ich kann dich in der andern nicht gehen lassen.

Fritz, etwa neun Jahr alt. Ich thu' es nicht und thu' es nicht Mutter, und wenn sie mir sechs Thaler gäben. Die Kinder lachen mich aus, und

lieber gehe ich heute nicht aus dem Hause. Es war nämlich eine altmodisch, großblumigtgestickte Weste, die dem Knaben in den Augen seiner Schulcammeraden ein lächerliches Aussehen gab, und ihm ihre Spöttereien zuzog. Die etwas eitle und dabei ökonomische Mutter aber wollte doch ihren Sohn gern in einer „seidenen" Weste sehen.

D. Mutt. Ich bitte dich darum, Fritz!

Fritz. Ich kann nicht, liebe Mutter! Lassen Sie mich gehen.

D. Mutt. Gut; so mußt du. Heftig. Ich will doch sehen, ob ich mit so einem Starrkopf werde fertig werden können. Her da; wo ist die Weste?

Fritz, schweigt.

D. Mutt. Wo ist die Weste? sag' ich.

Fritz. rührt weder Miene noch Glied.

D. Mutt. Um desto eher sollst du sie anziehen, du ungezogener Junge du! Ich will sie schon finden. Geht ab, die Weste zu suchen. Der Knabe lacht ihr nach, weil er weiß, daß sie die Weste nicht finden wird.

D. Mutt. nachdem sie lange vergebens gesucht hat und wiederkömmt. Du ungerathener Junge, wo hast du die Weste? Nachdem weder auf diese, noch auf andere mit Drohungen begleitete Fragen Antwort erfolgt. Nun warte, der Vater wird dich schon curiren, du — — geht in voller Heftigkeit hinaus.

D. Vat, mißbilligte zwar immer den aufbrausenden Ton, den die Mutter gegen die Kinder annahm, und der seinem Temperamente entgegen war. Doch glaubte er, die Mutter nicht im Stich lassen zu dürfen, und fand dazu kein bes-

seres

feres Mittel als — Androhen harter Strafen, die selten oder nie erfüllt wurden. Was giebt's denn schon wieder für Ungezogenheiten hier?

Fritz. Et; ich soll da die Weste anziehen, und ich ziehe sie nicht an; ich will den Kindern nicht zum Narren dienen.

D. Vat. Wo ist denn die Weste?

Fritz. Ich ziehe sie nicht an.

D. Vat. Wo ist die Weste? frag' ich.

Fritz. Sie steckt oben hinter unserm Bücherbrett.

D. Vat. nachdem die Weste gebracht und ziemlich verkrüppelt befunden worden war. Ist das nicht eine Sünde, seine Sachen so zu verderben? — Fritz! Willst du die Weste anziehen? Oder willst du heute am Feiertage in deinen ältesten Kleidern in die Kirche gehen, und heute Mittags fasten?

Fritz. Ich ziehe die Weste nicht an, und wenn ich verhungern sollte.

D. Vat. Nun gut; du hast deine Strafe gehört. Und hiemit glaubte der Vater genug gethan zu haben; er gieng wieder in seine Stube, um seine Pfeife noch vor der Kirche ausrauchen zu können.

Daß Fritz nicht in seinen ältesten Kleidern in die Kirche gieng, läßt sich von seiner, sich auf Ehre verstehenden Frau Mutter schon erwarten. Doch wurden ihm die gewöhnlichen Sonntagskleider nicht mit Anstand von ihr in die Hände gegeben, sondern im Zorn, wie billig, halb vor die Füße geworfen. Niemand war froher als Fritz über diesen Ausgang

der Sache; denn um das Mittagsbrod war ihm nicht leid. Er wußte, daß in solchen Fällen die Eltern immer von den Geschwistern bestürmt werden, ihnen zu erlauben, daß sie dem armen Bruder ein wenig von dem ihrigen geben dürfen. Die Eltern stellten sich anfangs, als wollten sie es nicht erlauben, thaten aber endlich, als müßten sie diesem schönen Beweise von Geschwister- und Menschenliebe nachgeben, und erlaubten nicht nur, daß die Kinder dem Delinquenten zusteckten, sondern ersetzten ihnen auch wieder, was sie gegeben hatten *).

Licht.

Hr. A ein harter und rauher Mann, von Temperament aber nicht übel, aber ohne alles Nachdens**

*) Ich würde nicht wagen, diese sinn- und hirnlose Behandlung hier nachzuerzählen, wenn mir nicht mehrere Beispiele dieser Art vorgekommen wären. Ich kenne eine Familie, deren Vater gemeiniglich auf Reisen ist, und deswegen einen Hofmeister annahm. Bald nach dessen Ankunft wurde ein Kind mit Entfernung vom Tische bestraft. Die Mutter schien mißmuthig darüber. Allein nach Tisch entdeckte sich die eigentliche Ursache des Mißmuthes. Sie rief nämlich ihre Kinder zusammen, und gab ihnen derbe Verweise, daß sie so lieblos seyn könnten, und nicht einmal für das bestrafte Kind gebeten hätten. Die Kinder berichteten, daß der Hofmeister sich daran nicht kehre, und ihnen solches verboten habe. Die Mutter schüttelte den Kopf, und der Vater führte bei der Rückkehr das Fürbitten wieder ein, wenigstens wenn Er oder die Mutter straften.

denken und von einer tiefen Verachtung gegen alles, was Theorie heißt, es sey über Erziehung oder über etwas anderes, eingenommen, hatte durch harte Strafen, die er in der Hitze austheilte, und überhaupt durch ein barsches, unedles Benehmen gegen seine Kinder, diese zu lieblosen, trotzigen, und halsstarrigen Creaturen gemacht. Er wurde endlich selbst inne, daß sie das wären, und klagte einem Freunde sein Anliegen. Dieser Mann kannte die Quelle des Uebels und schlug einen Hofmeister vor, den er kannte, und der auch Muth genug hatte, diese dornichte Laufbahn anzutreten.

Er ermangelte nicht bei schicklicher Gelegenheit, dem Vater etwas mehr Milde, wie der Hofmeister es nannte, gegen die Kinder zu empfehlen, und bat übrigens, die Kinder, wenigstens ein halbes Jahr lang, zur Probe bloß ihm zu überlassen. Dem Vater gefiel das freie, anständige Wesen des jungen Mannes, und er that, was er konnte, sich seines rauhen Tones gegen die Kinder zu enthalten.

Es waren ein paar Knaben, von zehn und von acht Jahren, grob, ungeschliffen und halsstarrig schon im hohen Grade. „Einst war, — so erzählte einmal Wilhelm, der jüngere, dem Hofmeister in aller Unschuld, — ein Vetter von uns da, der uns im Tanzen Unterricht gab, und wenn wir etwas nicht recht machten, uns gleich bei den Haaren schüttelte. Aber ich hab' ihn dafür bezahlt; einmal erwischte ich seinen Ellbogen und biß ihm mit den Zäh-

nen tüchtig hinein." — „Das war viel gewagt, Wilhelm, erwiederte der Hofmeister, denn manche Leute sind sehr kitzlich am Ellbogen; wie ich z. B. Ich hatte auch einmal einen Zögling, der, halb im Spaß, halb im Ernst in meinen Ellbogen beißen wollte. Ich merkte es gar nicht, denn ich dachte nicht, daß es einen Knaben geben könnte, der so unartig wäre. Auf einmal aber kitzelte michs am Ellbogen, und — ohne daß ich den Arm zurück halten konnte, schlug ich, unwillkührlich, aus, und stieß dem Knaben drei Zähne in den Mund. Der arme Junge schrie, als sollt' es mit ihm in den Tod gehen, und sein Unglück that mir wehe; allein ich konnte wirklich nichts dazu, denn ich bin erstaunlich kitzlich, und weiß nicht, was ich thue, wenn ich gekitzelt werde." — Wilhelm machte große Augen, und hielt von Stund an das Ellbogenbeissen für eine gefährliche Operation.

Der Hofmeister fieng seine Cur damit an, daß er anfangs den Fehler übersah, und die Veranlassungen zum Ausbruch vermied. Stellte sich Grobheit ein, so wußte er unvermerkt es so zu lenken, als habe er sich anders besonnen, damit nicht Halsstarrigkeit nachkäme, mit welcher er es nicht eher aufnehmen wollte, als bis er sich bei den Kindern in Gunst und Ansehen gesetzt hätte.

Er erhielt dieß in Zeit eines Vierteljahres durch ein ernsthaftes anständiges Betragen, gleich weit entfernt von Strenge und Rauhheit, als von läppischer

Schmei-

Schmiegerei. Er fieng mit den Kindern lebendigen Unterricht in der Naturgeschichte an, er lehrte sie allerlei Handgeschicklichkeiten. Dies that den Kindern wohl; auch freuten sie sich, daß ihnen der Hofmeister fast jede Frage beantworten konnte, die sie an ihn thaten, welches bei dem Vater nicht der Fall war.

Die Kinder waren selbst noch im Lesen zurück, und der Hofmeister wollte, daß sie über diese Kleinigkeit schnell hinweg kommen sollten. Er ließ also täglich lesen, und weil es oft nur an Aufmerksamkeit gebrach, so sagte er nun die bemerkten Fehler nicht mehr ausdrücklich, sondern er ließ eine Zeile oder einen Perioden so oft lesen, bis der Vorlesende bei gehöriger Aufmerksamkeit ihn selbst entdeckte. Dies schmeckte den Wildfängen nicht, und hiebei äußerte sich ihre Unbiegsamkeit zuerst.

Wilhelm sollte einmal eine Zeile wiederholen. Er schwieg aber, war durch nichts zum Lesen zu bringen, und zwang sich mit heimlichem Aerger zum Weinen. „Was ist denn das? Fragte der Hofmeister ganz verwundert; hast du deinen Verstand verlohren?“

Es erfolgte keine Antwort, sondern die Gesichtszüge wurden immer trotziger und drohender.

„Solche Leute können nicht hier am Tische seyn, Wilhelm! Setze dich dorthin beim Ofen auf jenen Stuhl!“

Wilhelm

Wilhelm gehorchte nicht, und rieb sich unartig auf dem Stuhle herum.

Der Hofmeister, ohne entrüstet zu scheinen, ergriff ihn unter den Achseln, und wollte ihn auf den angewiesenen Stuhl tragen. Als aber der Knabe mit den Füßen strampft und dem Hofmeister tritt, so legt dieser ihn über das Knie, und zählt ihm, stillschweigend mit flacher Hand eine derbe Gabe auf die glattgezogenen Hosen.

Der Knabe schreit, wie ein Besessener und will zur Thüre hinaus; welche aber von dem Hofmeister abgeschlossen wurde. Nun setzt sich der Knabe auf den angewiesenen Stuhl, unterdrückt seine Thränen, und will vor Inngrimm ersticken.

Der Hofmeister verliert kein Wort bei der ganzen Sache, scheint aber etwas unmuthig und setzt sich wieder an den Tisch, wo Carl (der ältere Knabe) noch sitzt, der über den Vorfall sehr betreten geworden ist.

Auch Carl will den Perioden nicht wiederholen, da er etwas nicht recht liest. Der Hofmeister sieht ihn verwundert an, der Knabe aber sagt ihm gerade heraus, daß er nicht wiederholen werde, und wenn er ihn auch noch ärger schlüge, als seinen Bruder.

„Glaubst du, erwiederte der Hofmeister, daß ich zu euch gekommen bin, um euch zu schlagen? O nein! Es giebt mir eben kein Vergnügen, einem ungezogenen Jungen den Hintern auszuprügeln. Es

ist

ist gar nicht nöthig, daß ihr etwas von mir lernt, und dann werdet ihr wohl auch nicht geschlagen werden. Meine Stunde ist von jetzt an geschlossen, und ich werde mich sehr hüten, euch wieder etwas zu lehren.“ Er stellte hiemit die Bücher in den Schrank; gieng an seinen Schreibtisch, und that, als bemerkte er die Kinder gar nicht.

D. Hofm. etwa nach einer halben Stunde; als Carl bittet, wegen eines natürlichen Bedürfnisses aus der Stube gelassen zu werden. Hier! nimm gleich dieses Billet mit zu deinem Vater.

Carl, weigert sich.

D. Hofm. Warum willst du nicht?

Carl. Es steht gewiß etwas von uns in demselben.

D. Hofm. O ja. Der Vater hat mich wiederholt gebeten, daß ich ihm die erste Ungezogenheit, die ihr begienget, anzeigen, und zwar schriftlich anzeigen möchte. „Warum?“ Das weiß ich nicht; ich hab' es ihm aber versprochen und muß also auch Wort halten.

Carl. Ach! Lieber Hr. Hofm. thun Sie es nicht; wir wollen nicht wieder ungezogen seyn.

D. Hofm. Willst du das Billet zu dem Vater tragen oder nicht?

Carl. Ach nein.

D. Hofm. Nun es hat nichts zu sagen. Er ruft

zur

zur Thüre hinaus und giebt das Billet der Magd, die es dem Vater überbringt *).

Der Vat. bei Tische; denn diesmal ließe sich die Execution nicht wohl zu einer andern Zeit vornehmen. Seyd ihr heute fleißig gewesen, ihr Knaben?

Die Kinder. schweigen ganz betreten stille.

D. Vat. Ja so; ihr erinnert mich durch euer Schweigen an ein Billet, daß ich euretwegen bekommen habe. — Ja ja; ihr habt nichts gelernt, und war't noch ungezogen oben ein. Nun! wie ihr seyd, so bin ich auch; das wißt ihr von jeher. Mein Spruch ist: wer nicht arbeitet, der ißt nicht. — Für die Viertelstunde Lesen könnt

*) Der Hofmeister hatte sich vorgenommen, den Vater mit in die Sache zu ziehen, und gab diesem in dem Billete die Instruction. Zugleich vermied er durch diese Art der Benachrichtigung eine Klippe, an welcher das Ansehen der Hofmeister oft scheitert. Geben sie den Eltern Nachricht von den Fehlern der Kinder, ohne daß diese dabei sind, so erhalten sie das Ansehen der heimlichen Ankläger und Verfälscher. Benachrichtigen sie die Eltern im Beiseyn der Kinder, so sieht es aus, als wenn zwei Partheien vor ihrem gemeinschaftlichen Richter stünden, welches die Hofmeister ebenfalls in kein günstiges Licht stellt. — Eine schriftliche Benachrichtigung auf diese Art und in diesem Falle wich, wenigstens diesmal beiden Klippen aus, denn es ließe, als wenn von zwei, einander ganz gleichen Männern einer dem andern über eine Sache nur Nachricht gäbe.

könnt ihr weiter nichts bekommen, als ein Stück Brod. Fleisch, Suppe und Zugemüse sind nur für uns, die wir das Unsrige gethan haben.

Die Knaben schwiegen, ohne etwas von Reue zu verrathen, und aßen das trockene Brod mit roher und verwilderter Gemüthsstimmung hinein. Es wurde aber nichts weiter über ihr Betragen gesprochen.

Der Hofmeister gieng des Nachmittags über aus, und kam erst Abends kurz vor Tische wieder nach Hause. Als man sich zu Tisch setzte, that der Vater dieselbe Frage, wie Mittags. Der Hofmeister versäumte zwar nicht, zu bemerken, daß er diesen Nachmittag habe ausgehen müssen, weil ihm nicht recht wohl gewesen wäre. Der Vater aber meinte, daß seine Unpäßlichkeit zuverlässig eine Folge seiner Entrüstung über die, des Vormittags vorgefallenen Ungezogenheiten der beiden Knaben würde gewesen seyn, und daß also die Unterlassung der Lehrstunden dennoch auf Rechnung der Knaben käme. Sie mußten sich daher nochmals mit trockenem Brode behelfen. Aber diesmal aßen sie es in Thränen und Wehmuth. — Dies war, wie der Hofmeister versicherte, ein gutes Zeichen, und soweit, bewies er hernach dem Vater, habe man in der Strenge gehen müssen.

Am folgenden Vormittag sahen die Knaben nicht, daß der Hofmeister Anstalten zum Unterricht machte und fragten ihn endlich, ob er ihnen heute keine Lehrstunden geben wollte. „Wollt ihr denn

welche haben?" Fragte der Hofmeister. „O ja! Wir bitten darum."

D. Hofm. Nun gut. — Aber das mache ich zur Bedingung, daß nicht wieder so etwas vorfällt als gestern, denn ich bin nicht gewöhnt, mir Ungezogenheiten anthun zu lassen; es schadet, wie ich bemerkt habe, meiner Gesundheit; und ich kann Ein für allemal, mit ungezogenen Kindern nichts zu thun haben. — Nun fiengen, ohne weiteres die Lectionen wieder an, und Carl und Wilhelm brauchten nicht oft mehr die Zeilen im Lesen zu wiederholen, denn sie wurden aufmerksam.

Die Grobheit aber, das ungezogene Wesen an ihnen, erstarb allmählich, und zur Halsstarrigkeit kam es nicht mehr. Ein Blick, ein Wort des Hofmeisters erinnerte die Knaben gleich an die scharfen und eindringenden Verweise, die sie sich von ihm zuzogen, wenn sie ungezogen und grob gewesen waren. — —

Der Hofmeister wunderte sich selbst über diese, binnen Jahr und Tag vollkommen bewirkte Umänderung. Allein — es ist gewiß, daß bei Kindern dieses Alters, eine derbe und nicht gewöhnlich gewordene Strafe sehr viel hilft, weil sie gleichsam in den Sumpf einer fehlerhaften Gewohnheit, mit Gewalt ein Loch stößt. — Auch nützt es bei Fehlern, denen nicht eine tief in die menschliche Natur gewurzelte Neigung das Wort redet, viel, wenn man die Sache beim rechten Namen nennt. So

warf

warf zwar dieser Hofmeister nicht mit: Grobianen und Schlingeln um sich, aber er sprach so oft von „groben“ und „ungeschliffenen Kindern,“ von „rohem Betragen,“ von einer „empörenden und zurückstoßenden Aufführung,“ und wußte dabei seinen Worten einen Accent zu geben, der eindrang ohne zu beleidigen, daß endlich das schlafende Feinheitsgefühl der Kinder geweckt wurde, und ein mit solchen Ausdrücken reichlich bespickter Verweis sie endlich in eine unbeschreibliche Unbehaglichkeit versetzte.

Sobald er dieses gewahr wurde, glaubte er gewonnen zu haben. Nun vermied er diese rauhen Ausdrücke sorgfältig, und erinnerte nur durch verwandte Wörter von weitem daran. Das Ehrgefühl ward rege, die Neigung gegen den Hofmeister nahm zu, denn das Ehrgefühl schonen, zugleich aber auch auf schickliche Art bemerken lassen, daß man es schont, ist ein untrügliches Mittel, Zutrauen und Liebe bei Kindern zu erhalten, — und die Kinder gediehen, selbst zur Verwunderung der Eltern.

6.

Der Hang der Kinder zum Stehlen.

Es werden Diebe geboren. — Ich will damit sagen, daß sich bei manchen Kindern der Hang zu stehlen so frühzeitig einstellt, daß man kaum seinen Augen traut. Nebst diesem frühzeitigen Erwachen

hat der Hang zum Stehlen noch folgende Sonderbarkeiten:

a) Er findet sich nur bei sehr wenigen Kindern. Für tausend andere ist es, als wenn eine solche Klippe der Denkungsart gar nicht in der Natur wäre.

b) Er findet sich selten oder nie mit Eigennutz oder Geiz gepaart, sondern im Gegentheil, bei Kindern, die ihre Sachen nicht achten, und also Verschwender sind, wie man nämlich in diesen Jahren Verschwender seyn kann.

Diese Sonderbarkeiten dienen aber vielleicht gerade zur Erklärung dieser psychologischen Erscheinung. Wahrscheinlich ist nämlich bei Kindern, welche schon früh zu stehlen anfangen, die Idee von Eigenthum, und die Anhänglichkeit an Dinge, die ihnen gehören, schwächer als bei andern. Da nun der Mensch seinen Bruder immer nach sich beurtheilt, so glaubt ein solches Kind gar nicht, daß es etwas zu bedeuten habe, wenn es thut, als ob die Sache eines andern, sein eigenes Eigenthum wäre, und es verschleudert die Sache des andern, wie seine eigene.

Allmählich aber zieht ein solches Kind sich dafür Unannehmlichkeiten von seinen Geschwistern, und Strafe von seinen Eltern zu. Dadurch wird es verleitet, die regellosen Eingriffe in das Eigenthum seiner Geschwister nur heimlich zu thun. Ein solcher Eingriff, der eigentlich schon ein wirklicher Diebstahl

stahl ist, wird nun auch für das Kind ein solcher, wenn die Unannehmlichkeit und die Strafen groß sind, denen es sich dadurch aussetzt; denn von nun an nimmt es sich vor, nicht nur das Nehmen, sondern auch den Gebrauch des Genommenen zu verheimlichen, und, wo es nöthig und möglich wäre, gar abzuleugnen. Gelingt dies ein einzigesmal, so ist die heimliche Freude über eine Unternehmung, die man, jedermann zu Trotze, ausgeführt und vor Entdeckung gesichert hat, so groß, daß von nun an das Stehlen aufhört, Sache des Charakters zu seyn, und Sache des Verstandes wird. Das Kind ist bestrickt; es stiehlt nun, um zu stehlen, d. h. um listiger zu seyn, als alle andere.

Ein gefährlicher Seelenzustand. — Ist aber die Entstehung desselben hier richtig angegeben, so folgen zwei Regeln daraus, die man bei der Cur desselben nicht zu vernachlässigen hat. Nämlich, den kleinen Dieb durchaus nicht merken zu lassen, daß man sich über seine Verschlagenheit wundere; aber zweitens, ihn eben so wenig auf die Albernheiten aufmerksam zu machen, durch welche er sich gewöhnlich selbst entdeckt. Denn das hieße ihn geradezu zu neuen Versuchen ermuntern und auffodern.

Nebst diesen beiden Regeln befolge man aber noch eine dritte, nämlich: in dem kleinen Diebe das Ehrgefühl zu schonen, und ihn dieses Fehlers wegen nicht öffentlich zu strafen. Es ist nicht

leicht, diese Regel zu befolgen; es ist aber durchaus nothwendig. Es ist weniger zu besorgen, daß die Geschwister, welche glauben könnten, es gehe ihrem Bruder ein solcher Fehler ungeahndet hin, dadurch verführt werden möchten, sich ihm auch zu ergeben *), als vielmehr, daß man über diese Rücksicht auf die Geschwister den kleinen Dieb selbst unheilbar machen möge. Denn Pflichtgefühl und Scham vor sich selbst ist der Grund, auf welchem mit der Zeit die Denkungsart, sich vom Stehlen gänzlich zu enthalten, gebauet werden muß; diese wird aber entweder nie, oder doch wenigstens vor den Mannsjahren nicht eintreten, wenn in dem Kinde das Ehrgefühl verletzt worden ist, das sich zu jenem verhält, wie das Fleisch des Apfels zu dem Kerne; es schützt ihn, und wird seine erste Nahrung. Ich

*) Hr. Willich hat hier nur den eigentlichen Hang zum Stehlen im Sinn, der, „ohne besondere und bemerkbare Veranlassung oder Vernachlässigung der Kinder" vorhanden ist, und sich frühzeitig einstellt. — Es giebt aber auch Fehler in der Erziehung, welche die Neigung zum Stehlen in späteren Jahren hervorbringen können. Alsdann wird aber der aufmerksame Erzieher die Quelle leicht entdecken und verstopfen können. Der junge Dieb wird alsdann gemeiniglich von schlechter Gesellschaft verführt, betrogen und belogen, oder spielt und schwelgt gerne. Hier wird aber der Diebstahl nur Mittel und nicht Zweck, ob er sich gleich auch unter solchen Umständen so einwurzeln kann, daß es Jahre und Rückfälle kostet, ehe er vertilgt wird. Man beugt daher

ge-

Ich will hier einen Vater mit einem kleinen Diebe die Laufbahn durch das ganze Jugendalter machen lassen. Nicht, als glaubte ich, der Hang zum Stehlen könne bei einer so sorgfältigen Erziehung nicht eher unterdrückt seyn, sondern, um in möglichster Kürze zu zeigen, wie ich einen jungen Dieb in allen den genannten Jahren, behandeln würde.

Es waren Klagen gekommen, daß Luischen, ein Mädchen von vier Jahren, ein paar Ringe vermißt, und es war Verdacht vorhanden, daß Philipp, fünf Jahre alt, sie haben möge. Man hatte nämlich die Ringe seit einigen Tagen bei ihm gesehen; er leugnete sie aber nicht nur Luischen bei der Nachfrage ab, sondern er leugnete selbst bei der Mutter, da diese ihn, ganz unbefangen, fragte, ob er nicht

 wüßte,

gemeiniglich auch diesem Diebstahl alsdann vor, wenn man den jungen Unglücklichen in andere Gesellschaft und Verhältnisse bringt, vorzüglich, wenn man seinen Geist mit wissenswürdigen Kenntnissen anfüllt und ihn auf diese Art stark beschäftiget. — Daß übrigens ein Kind in späterem Alter, d. h. nach dem sechsten oder siebenten Jahre, unabhängig von einer der genannten äußeren Veranlassungen, und etwa bloß deswegen, weil es glaubte: ein an dem Geschwister entdeckter Diebstahl werde nicht hart genug bestraft, sich auch zu dergleichen könne verleiten lassen, ist nicht zu befürchten. Das Stehlen hat so etwas abschreckendes und häßliches, daß eine sehr starke Veranlassung dazu gehört, wenn ein Kind, welches nicht von Kleinauf gestohlen hat, sich demselben ergeben soll.

wüßte, wo die Ringe wären. Doch wurde der Knabe über die Frage der Mutter roth, und stotterte das: Nein hervor. Weil die Mutter schon Anweisung vom Vater hatte, in solchen Fällen bei Philipp nie zwei Fragen zu thun, indem der Vater, der bereits argwohnte, daß der Knabe diesen unglücklichen Hang habe, sich selbst die Behandlung Philipps vorbehalten hatte; so begnügte sich diese, dem Vater bloß Nachricht davon zu geben. Der Vater suchte Abends, nachdem die Kinder zu Bette waren, unter Philipps Sachen, und fand, daß dieser die Ringe in sein Schnupftuch gebunden hatte, und sie also immer bei sich trug. Er ließ sie daselbst und verschob die Untersuchung bis auf den nächsten Morgen, wo er den Knaben unvermerkt allein zu sich ins Zimmer brachte.

Der Vater. Ich habe schon alle Ecken und Winkel in meiner Stube ausgesucht und kann doch die fatalen Ringe nirgends finden. — Weist du denn nicht, wo sie seyn mögen.

Phil. Nein.

D. Vater. der durch das Folgende nur erkunden will, wie weit bei dem Knaben die Besonnenheit gehen möge. Es könnte sie auch keines von Euch brauchen, sie sind euch viel zu groß.

Phil. einfallend. O nein! Sie gehen mir gerade an diesen Finger hier.

D. Vat. Was? Meine Trauringe giengen dir an deinen Finger?

Phil. betreten. Ja so: Ich dachte, Sie meinten Luischens Ringe.

D. Bat. Ja, es ist wahr; die fehlen auch. Nun das ist doch sonderbar, vier Ringe auf einmal weg. Weist du denn auch von Luischens Ringen nicht, wo sie hin sind.

Phil. erröthend. Nein; ich weiß es nicht.

D. Bat. Höre, Philipp! ich ruhe nicht, bis die Ringe wieder da sind; jetzt auf der Stelle lasse ich alle Leute zusammen kommen. Sie müssen ihre Taschen ausleeren, und alles, was sie darin haben, auf dem Tisch untersuchen lassen.

Philipp. wird betreten.

D. Bat. thut nicht, als ob er es merkte. Damit wir beide nun sicher seyn können, daß keiner von uns die Ringe hat, so wollen wir uns vorher hier in meiner Stube recht sorgfältig untersuchen.

Er fuhr fort zu thun, als wenn er Philipps Verlegenheit und zunehmende Röthe nicht bemerke, fieng an, seine eigenen Taschen auszuleeren, und packte unter andern ein ledernes Sackfeuerzeug aus. Dies schien ihm ungewöhnlich stark angefüllt; er untersuchte es, und fand seine Trauringe in demselben. „Nun; Sonderbarer sollte man sich's doch kaum träumen lassen," sagte er, halb zu Philipp, halb zu sich selbst. „Da muß ich gestern Abends vor Schlafengehen die Ringe in Gedanken in dieses Feuerzeug gesteckt haben, anstatt sie an den gewöhnlichen Ort in den Schrank hinzulegen. — Nun ich bin froh!

Nach einer kleinen Pause. Ei! ja so! Ich wollte auch noch sehen, ob ich Luischens Ringe nicht etwa hätte. — Er zwingt bei diesen Worten den immer mehr erröthenden und zitternden Knaben, hin an den Tisch zu kommen, und, was er aus den Taschen bringt, untersuchen zu helfen.

Nachdem sich nichts bei ihm gefunden hat, so ermuntert er, mit den Worten: „Nun, geschwind, Philipp! Auch deine Taschen!" — den Knaben, sie zu leeren, und ergreift ihn, da dieser zögert, beim Arm, um selbst mit zu helfen. — Er findet das Schnupftuch, greift auf etwas hartes, öffnet den Knoten, und findet die Ringe.

D. Vat. Was ist denn das? Wie? Du hast die Ringe, Philipp?

Phil. roth und in Angst bis zum Niedersinken; leise. Ja.

D. Vat. verwundert. Und hast es gewußt, daß du sie habest? Ein: Ja, wie vorhin. Ei! Philipp! Das ist häßlich. Das arme Mädchen um ihre Ringe so bekümmern, und die Leute alle schon ein paar Tage suchen zu lassen! — Diesen Augenblick, Philipp, springe hin zu Luischen, und bringe ihr ihre Ringe. Und künftighin nimm dich, so lieb dir dein Leben ist, in Acht, so etwas nicht wieder zu thun. Pfui! das ist häßlich.

*

Dies war die Einleitung. Philipp war bisher noch niemals ernstlich wegen seiner Diebereien

anges-

angeredet worden, sondern man hatte sich begnügt, ihm die gestohlenen Sachen wegzunehmen, wenn man sie nach einiger Zeit bei ihm fand, ohne etwas weiter hinzuzusetzen. Der Vater ließ es deswegen bei so wenigem bewenden, weil der Knabe so wenig Verstocktheit und Trotz gezeigt hatte. Er hielt daher für möglich, daß auch schon die leiseste Ahndung seines Verbrechens ihn von demselben heilen könnte.

Dies geschah aber nicht. — Es fehlte bald nachher, ebenfalls Luischen, ein kleines, niedliches Taschenmesserchen, und der Vater fand es, ebenfalls wieder bei einer Abenduntersuchung bei Philipp. Er hatte es in einem Winkel seines Schrankes, hinter Pappstücken und Malermuscheln verborgen.

Der Vater unterdrückte seinen Unmuth. — Es mußte am folgenden Morgen, nach eingenommenem Frühstücke, erwähnt werden, daß Luischens Messerchen schon seit ein paar Tagen fehle. Vater und Mutter foderten daher das ganze junge Personale auf, alle Kästchen und Schränke mit Sorgfalt zu untersuchen, und gaben den Kindern deswegen einige Lehrstunden des Vormittags frei. — Man suchte; auch Philipp suchte; aber das Messer fand sich nicht. Es wurde über Tisch gefragt, ob es da wäre, die allgemeine Antwort war aber: Nein.

Gegen Abend kam der Vater aus seiner Stube hervor. Er hatte, wie er sagte, allerlei gefunden, was er unter die Kinder austheilen wollte, und gab jedem etwas. Philipp erhielt Farbenmuscheln.

Als die andern Kinder unter schicklichem Vorwande entfernt worden waren, redete der Vater von Luischens Messer mit Philipp, und fragte ihn, ob er denn überall in seinen Sachen gesucht hätte. „Ja" war die Antwort. „Das ist doch seltsam," erwiederte der Vater, that aber, als wenn er die Sache wieder vergäße, und kam auf die Farben zu reden. „Du mußt deine Farben schlecht verwahren," sagte er zu Philipp, die Bilder, die du malst, sehen immer so beschmutzt aus; wo hast du denn deine Muscheln?"

Phil. In meinem Schranke.

D. Vat. In keiner besondern Schachtel?

Phil. Nein.

D. Vat. Ja das glaube ich; da fällt ja aller Staub hinein. Komm mit in meine Stube, da will ich dir eine Schachtel zu deinen Muscheln geben. Nachdem der Knabe die Schachtel hat. Ich will dir aber auch zeigen, wie du die Muscheln ordentlich hineinzulegen hast.

Hiemit gieng der Vater mit Philipp zu dem Schranke. Dem Sohne pochte das Herz. — Mit Vorsatz griff der Vater nicht gleich zu den Muscheln, hinter welchen er das Messerchen wußte, sondern suchte erst unter den andern Sachen umher. Er wollte, daß der Knabe in möglichst verlängerter Herzensangst einen Theil der verdienten Strafe empfinden sollte. Endlich aber kam die suchende Hand an die Muscheln in der Ecke, und — das Messerchen kam zum Vorscheln.

Ein durchstechender Blick wurde, von einer zornigen Miene begleitet, auf Philipp geworfen und der Knabe zitterte. „Du böser Bube du; was macht das Messer hier? — Diesen Augenblick gehe, bring es der Mutter, sag' ihr, ich habe es gefunden, und komm gleich wieder zu mir."

Der Vater nahm hierauf den Knaben stillschweigend bei der Hand, gieng durch so viele Stuben, als es möglich war, mit ihm hindurch, schloß überall hinter sich zu und suchte die abgelegenste Kammer im Hause auf. In diese begab er sich mit Philipp, schloß die Thüre sorgfältig zu, sah sich aus dem Fenster um, schloß auch dieses sorgfältig und sprach endlich in einem Ton, der Erstaunen, Unwillen und Unruhe ausdrückte, zu dem Knaben:

Philipp! ich sehe nun, daß du ein Dieb bist. Willst du wissen, was ein Dieb ist? Es ist ein Mensch, der anderer Leute ihre Sachen heimlich wegnimmt, so lange bis er erwischt, und mit einem Strick um den Hals an den Galgen gehenkt wird, der da vor dem Thore auf dem Hügel steht.

Phil. ist todtenblaß, erschrocken, zittert und fängt an zu weinen.

D. Vat. läßt dem Knaben Zeit, daß er ausweinen und sich erholen kann. Er geht indessen langsam in der Kammer auf und ab, und scheint sich ebenfalls zu erholen. Endlich setzt er sich, nimmt den Knaben sanft bei der Hand, zieht ihn zu sich hin, und sagt, mit Zutrauen erweckendem Tone: **Philipp! Hast du mich lieb?**

Phil.

Phil. bricht aufs neue in Thränen aus, lehnt aber den Kopf, voll Reue und Herzlichkeit, an des Vaters Brust.

D. Vat. Beruhige dich, Philipp! Höre auf zu weinen. Ich will dir etwas sagen. Nach einer Pause, während welcher der Knabe sich besänftiget hat. Ich habe dich auch lieb. — Daß ich jetzt „hier in dieser Kammer" mit dir bin, ist der größte Beweis meiner Liebe gegen dich. Ich möchte nicht gerne; daß jemand hörte, was ich dir sage.

Philipp! Die Diebe sind unehrlich, d. h. wenn die Leute wissen, daß jemand dem Andern etwas heimlich genommen hat, so mögen sie mit diesem nicht mehr umgehen. Sie scheuen sich vor ihm, als wenn er stänke, und bitten wohl gar die Obrigkeit, daß sie ihn zum Lande hinausjagt oder hängen läßt.

Es würde dir schlimm gehen, Philipp! wenn deine Geschwister wüßten, was ich weiß, wenn sie wüßten, daß du Luischen schon zweimal bestohlen hast. Sie würden dich hassen, sie würden nicht mit dir essen wollen, sie würden mich plagen, ihnen Schlösser vor alle ihre Schubkästen und Schränke zu kaufen, damit du ihnen nicht etwa auch etwas heimlich wegnehmen könntest.

Sie würden nicht mit dir spielen wollen, kurz, es würde dir gehen, wie dem armen Jungen mit dem Krindkopfe; man würde vor dir ausspeien mögen. Nach einer kleinen Pause.

Siehe, Philipp! Diese Kränkungen erspare ich dir alle. Ich will keinem Menschen sagen, daß du ein Dieb bist, und will gegen dich so gut seyn, wie gegen meine übrigen Kinder. — Aber — wirst du wohl wieder stehlen?

Phil. Nein; gewiß nicht wieder.

D. Vat. Nun, das hoffe ich. — Thue also ja, was ich dir sage. — Wenn du etwas findest, was jemanden gehört, den du kennst, so laufe, so schnell als du kannst, zu ihm, und gieb es ihm. Mache die Schränke, oder die Schachteln und Schubfächer deiner Geschwister nicht auf, wenn sie nicht dabei sind, und bleibe nicht allein in der Stube; sondern springe fort, wenn niemand weiter da ist, als du. — Wenn du etwas siehst, was du gerne haben möchtest, was aber nicht dein ist, so greife es nicht an, sondern thue, als wenn es Stacheln hätte, und gehe geschwind weg davon. — Wirst du das merken und thun, Philipp!

Phil. Ja, gewiß Vater!

D. Vat. Ich hoffe es. — Komm, trockene dich recht ab, und erheitere dein Gesicht wieder. Ich will dich mit mir in meine Stube nehmen, und dir ein Bilderbuch geben. Da kannst du bleiben, bis man dir nicht mehr ansieht, wie sehr du geweint hast.

*

In dem Alter vom siebenten zum achten Jahr blendete ein schönes Zweigroschenstück in einem

nem

nem Beutel, der Philipps Bruder gehörte, Philippen so, daß er es stahl, und äußerst sorgfältig in seinen Schrank, hinter ein nicht recht passendes Brett, verbarg. — Dennoch fand es der Vater, da er einmal, ohne daß Anzeige von etwas Gestohlenem gekommen war, darinne suchte. Die Nachfrage entdeckte, daß es wirklich gestohlen war.

Der Vat. mit Philipp auf seiner Stube allein. Du hast dich vergessen, Philipp! Du hast mir nicht gefolgt! Du hast doch wieder gestohlen.

Phil. dem die Sache ganz unerwartet kömmt, stottert in der Verwirrung ein: Nein heraus.

D. Vat. Ich brauche weder dein: Ja noch dein: Nein; hier ist das Diebsgut, indem er das Geldstück auf den Tisch wirft.

Phil. fängt an zu weinen. Ach Gott! Vater! Ach Gott!

D. Vat. Unglückliches Kind! — Ich errinnerte dich doch zuweilen, du möchtest auf deiner Hut seyn. Ich warnte dich, deiner Geschwister Sachen, wenn sie nicht dabei sind, nicht in die Hand zu nehmen.

Phil. Ach! Vater! ich hatte es vergessen.

D. Vat. Eben das wundert mich so, und macht mich bekümmert. — Allein ich sehe, leider! daß du auch in mehreren Dingen zu unaufmerksam auf dich bist. Nach einer Pause. Ich kann dir nicht helfen, Philipp! Du mußt dir ein wenig Schmerzen gefallen lassen. Die Sache ist

zu wichtig; ich darf nicht zugeben, daß du in solchen Fällen meine Ermahnungen wieder vergißt. — Ich muß dir ein Loch in das Ohr stechen, und einen Faden durchziehen, daß es nicht wieder zuheilt.

Phil. fängt an zu heulen und zu schreien.

D. Vat. Es hilft nichts, Philipp! Beruhige dich lieber. Die Schmerzen sind nicht groß, und dauern nur einige Tage. Du sollst alsdann dieses Ohrringchen hier in dem Loche tragen. Das thut nicht weh; sondern es ist nur, um dir ein Andenken an deinen Vorsatz zu geben, das du immer bei dir hast. Es half kein Widerstreben. Mit Ernst, aber ohne Zorn, nahm der Vater den Knaben zwischen die Beine, legte das Ohrläppchen auf ein Stück Seife und stach die eingefädelte Nadel hindurch.

D. Vat. Nach einigen Tagen, als die Wunde geheilt war, und Philipp den Ohrring bekam. Nicht wahr, es schmerzt nicht mehr? Philipp!

Phil. Nein, Vater.

D. Vat. Philipp! Ich habe dieses Ohrringchen so klein machen lassen, als möglich, damit es niemand so leicht in deinen Ohren bemerken kann, zumal da dir die Haare über das Ohr fallen. Der Mutter, die dir die Haare kämmt, werde ich bloß sagen, daß ich dir das Loch ins Ohr aus guter Absicht gemacht habe, und es wird dich, hoffentlich niemand, um dieses Ohrringes willen

fra-

fragen. Er wird durchaus nichts weiter, als eine Erinnerung für dich seyn.

Aber, ich bitte dich, Philipp! laß dich ihn auch erinnern! Dieser Ohrring ist das gelindeste Mittel, das ich habe anwenden können, dich von deinem Laster zu heilen. Sollte dieses nicht helfen — — du würdest dich großen Unannehmlichkeiten aussetzen. — — —

Als nach einem Vierteljahre kein Ausbruch von Philipps unglücklichem Hange gespürt worden war, rief der Vater den Knaben zu sich, lobte ihn seines Betragens wegen, und stellte es ihm selbst anheim, ob er nun sich getraue, ohne diesen Erinnerungsring ein ehrlicher Mensch zu bleiben, oder nicht. In dem ersten Falle, sagte der Vater, könne Philipp den Ring ablegen. — Es war ihm lieb, daß der Knabe sich für das Beibehalten des Ringes entschloß. Er gab ihm seine Zufriedenheit hierüber zu erkennen, und schloß mit folgenden Worten: „Philipp! Du weißt, daß in meiner Abwesenheit niemand in meine Stube gehen darf. — Von heute an mache ich, in Ansehung deiner, eine Ausnahme hievon. Du hast mir durch dein verständiges Betragen großes Zutrauen zu deiner Ehrlichkeit eingeflößt. Ich werde also künftig, wenn ich mir etwa einen Gang ersparen will, dich zuweilen mit meinem Schlüssel in meine Stube schicken. Du wirst mir nichts nehmen. Aber das einzige bitt' ich dich, mache ja das Schloß immer sorgfältig

fältig zu. Der Schlüssel muß dreimal gedreht werden!“

Phil. Ich danke, Vater; ich will gewiß alles gut besorgen.

D. Vat. Auch das noch, Philipp! Du brauchst hievon niemanden etwas zu sagen. Du weißt schon; es giebt Dinge, die bloß unter uns bleiben müssen.

*

Philipp, nunmehr dreizehen Jahre alt, hatte sich von seiner Leidenschaft wieder berücken lassen. Man vermißte verschiedenes und warf Verdacht auf ihn.

Der Vater blieb seiner Methode treu. Er fragte und examinirte nicht, um dem Knaben nicht Gelegenheit zu Lügen und Verhärtung im Laster zu geben. Er untersuchte, ohne daß, außer der Mutter, jemand es wußte, Philipps Sachen. Es fand sich aber nichts. — „Schlimm!“ dachte der Vater: „der Knabe ist listiger geworden, er wird einen andern Winkel ausgesucht haben.“ Man mußte also nun desto aufmerksamer auf Philipps Gänge seyn. Man war es, und fand den Winkel. Es lagen hier Beweise einiger Diebereien beisammen.

D. Vat. auf seiner Stube mit Philipp allein. Es ist mir leid, Philipp! dich schon wieder einer Diebere bezüchtigen zu müssen. Sage nur, Sohn, wie kannst du so ruchlos seyn?

Phil. hatte sich so etwas nicht vermuthet; ist verlegen, will sprechen, will leugnen, kann aber nichts über die Zunge bringen.

D. Vat. fährt in seinem ruhigen Tone fort. Und was das schlimmste ist, so weiß nunmehr auch jemand anderes als ich, daß du ein Dieb bist. Man hat dich gesehen, wie du dein Diebsgut oben hinter den Wäschschrank gesteckt hast.

Phil. ist nun ganz ausser Fassung.

D. Vat. Komm' mit mir! Man gieng hierauf die Treppe hinauf, zu den Schrank; der Vater zieht das Papier hervor. Hier ist ein Papier. Eine Diebshand hat es hieher gebracht; die meinige scheut sich es anzurühren. Er läßt das Papier fallen, und die Sachen fallen auf den Boden. Ließ sie auf, und komme mit mir! der Weg geht in eine Stube, des oberen Stockes, wo man hoffen kann allein zu seyn; die Stube wird verschlossen.

D. Vat. Lieber Sohn! Du scheinst in Unruhe und Verwirrung zu seyn. Ich bin es noch mehr. Sage mir nur, ums Himmelswillen, kannst du denn diesen erschrecklichen Fehler nicht lassen?

Phil. nach einigem Kampfe mit sich selbst. Nein, Vater! ich kann nicht.

D. Vat. Ich kann mir so etwas gar nicht denken. Wie mir nur einfallen könnte, einem Andern etwas heimlich wegzunehmen; ich dächte die Hand müßte mir zittern, daß die Finger nicht zugreifen könnten.

Phil. Lieber Vater; seyn Sie nicht böse auf mich.

D. Vat. Nein, mein Sohn! Es ist mir wirklich darum zu thun, mich über deinen Seelenzustand zu belehren. Mein Geist weiß nichts von Diebstahl; es ist mir noch eben so wenig eingefallen, etwas zu stehlen, als es mir eingefallen ist, mich in einen Teich zu stürzen.

Phil. Ach! Vater! Wenn ich etwas sehe, das mir gefällt, so ist es, als schöbe mich jemand hin, es zu nehmen. Ich zittre auch dabei, und es ist mir Angst, aber ich kann nicht anders.

D. Vat. Kind! du bist unglücklich! Nach einiger Besinnung. Philipp! ich zittere für dich! — Ist es dir Ernst diesen Fehler abzulegen? Ich will dir ein Mittel sagen.

Phil. in großer Bewegung. Ach ja!

D. Vat. Wenn es dich wieder zum Stehlen anreitzt, so wende gleich deine Augen von dem Dinge weg, und gehe ganz weg; suche es zu vergessen! Kämpfe mit dir selbst, was du kannst. — — Hilft aber alles nichts, und du hast die Sache genommen — Philipp! so komme den Tag darauf zu mir, und sage mir's, daß du sie genommen hast. — — Vor mir brauchst du dich nicht zu schämen, Philipp! Ich will dich von deinem Fehler heilen. Willst du das, lieber Sohn? Willst du mirs mit einem Handschlage versprechen?

Phil. bewegt; giebt dem Vater die Hand.

D. Vat. Schlage die Augen nicht nieder, mein Sohn, du thust jetzt ein gutes Werk. Mit steigendem Nachdruck. Folge mir, Sohn! sonst bist du verlohren. Wüßte ich, daß diese Hand wieder stehlen wird, ohne daß ich es erführe — lieber wollte ich sie meinem Sohne vom Arme abhauen.

Phil. nach einer langen Pause, während welcher der Vater schwermüthig in der Stube auf und abgegangen ist. Vater! Wer weiß es denn?

D. Vat. Was?

Phil. Daß ich — — daß ich —

D. Vat. der mit Freuden die Delikatesse des Knabens bemerkt, die ihm nicht erlaubt das Wort: Stehlen, in den Mund zu nehmen. Was denn? Was denn?

Phil. Daß ich — das Papier hinter den Schrank gelegt habe?

D. Vat. Ach ja! Das ist fatal! Das verdirbt mir meinen ganzen Plan.

Phil. Wer weiß es denn, Vater?

D. Vat. freudig und schnell. Ich will dir heraushelfen, Philipp! Es soll dennoch niemand, außer mir, wissen, daß du gestohlen hast. Ja ja; so will ich es machen.

Es war der Bediente, Philipp! Er sahe dich hastig die Treppe hinauflaufen, und schlich dir heimlich nach. Er sah, daß du etwas in das Papier packtest, und zog es, nachdem du wieder weg warst, hervor.

Siehe! Philipp! so viel ist mir daran gelegen, daß niemand im Hause von deinem Fehler wisse, als ich, daß ich deinetwegen eine Unwahrheit sagen will. Ich will dem Bedienten die Sachen geben, und ihm befehlen, daß er sie den Eigenthümern wieder zustellen soll, mit der Warnung, künftig auf ihre Sachen fein besser Achtung zu geben. Denn ich hätte, um ihre Aufmerksamkeit zu prüfen, dir aufgetragen, ihnen etwas heimlich wegzunehmen, und auf einige Zeit irgendwo zu verstecken.

Siehe! Ich will deine Ehre diesmal noch retten. Aber wage darauf ja keinen Diebstahl wieder; es möchte ein anderesmal nicht so gut angehen. — Weißt du, was du mir versprochen hast?

Phil. Ja.

D. Vat. Nun also genug hievon. — — Komm mit in meine Stube. Du bist sehr in Bewegung. Beruhige dich, nimm ein Buch und lies.

Zwölfter Abschnitt.

Hn. Willichs Gedanken über die Inoculation der Blattern*).

Ebenfalls ein Fragment aus dem für das Haus verfertigten pädagogischen Taschenbuche.

Die Blattern sind in unserem Dorfe, meine Liebe, und ich glaube, daß unsere Kinder der Gefahr ausgesetzt sind, sie zu bekommen. Du hast Pflichten gegen sie ausgeübt, zärtliche Mutter, Du hast Rechte an ihnen, über welche niemand verfügen darf, als Du selbst.

Ich

*) Da die Form meiner Schrift nicht gestattet, daß ich eine Zeitlang in meiner Person spreche, so lege ich auch die jetzt folgenden Reflexionen über die Inoculation der Blattern meinem Willich in den Mund.

Weil

Ich habe der Lehre über die Blatterinoculation ein langes Nachdenken gewidmet, ich habe mich über-

 zeugt,

Weil aber die Sache diesmal von ganz eigener Art ist, so füge ich hier hinzu, daß alles, was Hr. W. über diesen Gegenstand sagt, meine wirkliche, durch ernsthafte Prüfung nun Jahre lang fortdauernde Ueberzeugung ist. — Die Geburt meines ältesten Kindes fiel in eine Zeit, zu welcher die Blattern damals (in Jena, wo ich lebte) herrschten. Ich hatte schon vorher über die Sache gelesen, und geforscht: man wird mir aber glauben, daß ich nun neue Gründe hatte, sie zu durchdenken. Noch ist es mir nicht aus der Erinnerung gekommen, welche Mühe ich mir gab, meine Urtheilskraft ins Gleichgewicht, und mein Nachdenken in Unbefangenheit zu bringen. — Die Gründe für die Inoculation siegten.

Ich hatte nun die Mutter meines Kindes für meine Ueberzeugung zu gewinnen. Dieses vortreffliche Weib, welches bei einer, in der That angreifenden Mutterliebe zu ihrem Kinde, dennoch einen der Wahrheit leicht sich öffnenden Verstand besaß, hörte mich an, wankte, flehete, bat, hörte aber nicht auf zu überlegen und meine Unterredungen zu beherzigen. Die Gründe siegten über die natürliche Zärtlichkeit, und das Mädchen wurde, zehn Wochen alt (im Januar 1796) durch Hufeland geimpft. — Die Blattern waren vollkommen, es zeigten sich über zweihundert, ohne die zusammengeflossenen zu rechnen, welche an den Impfwunden saßen, und diese auf einen Zoll in der Breite der Arme erweiterten, hinterließen aber nicht mehr, als zwei Narben.

zeugt, daß die Gefahr für unser Kind geringer seyn wird, wenn es die Blattern durch Inoculation erhält, als wenn es von selbst angesteckt wird.

Ich

Mein zweites Kind, ein Knabe, wurde (zu Eisenach) unter weit bedenklichern Umständen geimpft. Er gieng in den sechsten Monat, trank noch, und hatte das Unglück, nebst der Mutter, durch ein Kindermädchen von der Grätze angesteckt zu werden. Dennoch entschlossen wir uns, weil unser Haus von Blatternkranken umgeben war, ihn impfen zu lassen, fest überzeugt, daß die geimpften Blattern gutartiger sind, als die natürlichen. Die Blattern und der Ausschlag setzten, jedes für sich, ihren Gang fort; es erschienen aber kaum dreißig Blattern. Da jedoch unter diesen einige sehr große und vollständige waren, so überzeugte ich mich, mit dem Arzte, hinlänglich, daß dieser Knabe angesehen werden könne, als ein Kind, welches die Blattern gehabt hat, und bin in Ansehung seiner vollkommen beruhiget.

Man halte mir diese umständliche Erzählung einiger Vorfälle, die sich nicht in der Familie Werthheim zutrugen, zu gute. Ich entrichte mit dieser Stelle einen Theil des schuldigen Tributes von Dankbarkeit gegen eine Person, welcher ich nicht mehr persönlich danken kann, und deren Verlust mich niederbeugt, so oft ich bedenke, was sie ihren Kindern war und gewesen worden seyn würde.

Aber auch abgesehen, von dieser individuellen Rücksicht, halte ich für Pflicht, umständlich von dieser Materie zu reden, da sie unlängst im Publicum wieder sehr laut zur Sprache gebracht worden ist, und

da

Ich lege Dir meine Ueberzeugung vor, so unverfälscht, wie Gott sie in meinem Herzen sieht. Vernimm sie, prüfe sie mit Ruhe der Seele, gleich entfernt von Aengstlichkeit und Leichtsinn. Man muß besorgt seyn, ehe man in eine Gefahr kömmt, ist man aber bereits in derselben verwickelt, so erlaubt die Vernunft weiter nichts, als daß man auf einen Ausweg denke.

Die Erfahrung lehrt bereits seit langen Jahren, daß die Blattern nicht so gefährlich sind, wenn sie eingeimpft werden, als wenn man sie durch die ge-

 wöhn-

da man sie vor einen Gerichtshof gezogen hat, vor welchem man sich nicht auf so leicht in die Augen fallende Gründe, als Erfahrung und Experiment sind, berufen darf. Man hat nämlich behauptet, es sey der Pflicht entgegen, sich oder seinen Kindern die Blattern impfen zu lassen. — Ich werde auf diesen Punct zu reden kommen, wenn ich Hrn. Willich erst meine Ueberzeugung über diese Sache, so weit sie auf medicinischen Gründen beruht, habe vortragen lassen. Ich verdanke diese Ueberzeugung zunächst dem Studium der hierüber vorhandenen Hufelandischen Schrift, und spreche über die Sache als Laie in der Medicin; versichere aber nochmals, daß das Ansehen von hundert Aerzten diese Ueberzeugung weder schwächen noch vermehren würde, weil sie durch rastloses Ueberlegen bewirkt und befestiget wurde, und daß sie mich bestimmen wird, auch meinem dritten Kinde die Blattern einimpfen zu lassen, wenn sie in meinem Wohnorte ausbrechen sollten.

wöhnliche und unbemerkte Ansteckung bekömmt. Es sterben weit weniger Kinder an den geimpften Blattern, es erblinden und erlahmen weit wenigere, oder vielleicht gar keine an denselben. — Diese Bemerkung bewirkte, daß man in einer Asiatischen Provinz, im Cirkassien, wo man mit Frauenzimmern einen schändlichen Handel treibt, und schöne Mädchen wie Kaufmannsgut ansieht, alle Kinder inoculirt. Auf diese Art kann, wie man daselbst überzeugt ist, für das Leben und die Schönheit der Kinder am besten gesorgt, und also eine kostbare Waare am sichersten vor Untergang oder Verderbniß bewahrt werden.

Man hat diesen Gebrauch der Cirkassischen Eltern und Kaufleute in Europa nachgemacht, und auch hier hat man gefunden, daß die geimpften Blattern gutartiger sind, und weit weniger um Gesundheit und Leben bringen. In England, wo man, mehr als in andern Ländern, Werth auf sich und die Seinigen legt, wurde die Inoculation deswegen allgemeine Mode, und ein einziger Arzt daselbst, Sutton, hat sechzehntausend Menschen die Blattern durch Impfung beigebracht. — Auch in Frankreich und in andern Ländern fand die Inoculation allgemeinen Beifall, und es ist daselbst, so wie in Deutschland, in der Regel, daß Fürsten und reiche Eltern, die also auch noch andere Bewegungsgründe, ihre Kinder zu erhalten, haben, als Zärtlichkeit und Pflichtgefühl, diesen die Blattern inoculiren lassen. —

Es

Es bestätigte sich also auch in unserm Welttheile diese Gutartigkeit und Mindergefährlichkeit der geimpften Blattern. Hofmann, ein deutscher Arzt, impfte über zweitausendmal und es starb ihm kein einziger Patient. Hufeland impfte beinahe dreihundertmal, und hat noch keinen von diesen Patienten verlohren. In London, wo man ein besonderes Impfungshospital hat, wurden im vorigen Jahre funfzehnhundert Menschen geimpft, von denen nur drei starben, da hingegen in dem daneben stehenden Gebäude, wohin vierhundert nicht geimpfte Blatterkranke gebracht worden waren, von diesen vierhunderten hundert gestorben sind. — Und so hat man überhaupt durch Beobachtung, Vergleichung und Berechnung gefunden, daß von fünfhundert geimpften nur Einer stirbt, von fünfhundert Nichtgeimpften aber funfzig.

Nun dachte man über diese auffallende Gutartigkeit der Blattern, welche doch immer Blattern bleiben, sie mögen geimpft oder nicht geimpft seyn, nach, und fand die Gründe, warum die geimpften Blattern weniger gefährlich sind.

Ich will Dir diese Gründe, die mich ganz überzeugt haben, vorlegen, liebes Weib. Sollten sie auch Dir einleuchten, so wirst Du finden, daß wir für unsere Kinder nicht gewissenhafter sorgen können, als wenn wir ihnen, nach gehöriger Vorbereitung, die Blatiern inoculiren lassen.

Erstens. Wenn die Blattern einem Kinde inoculirt werden, so bringt der Arzt den Blatterneiter, den er von einem andern Kinde genommen hat, in eine auf der Haut gemachte Oeffnung, von welcher die Kinder jedoch nichts empfinden. — Wird aber ein Kind nicht geimpft, so schluckt es das Blatterngift mit dem Athem, durch Mund und Nase ein. Zwischen diesen beiden Arten von Ansteckung ist nun ein großer Unterschied.

Wird das Blatterngift durch Nase und Mund, und also mit der Luft, in welche es durch Hauch und Ausdünstung von Blatterkranken kömmt, eingeschluckt, so setzt es sich, natürlicher Weise, im Halse, an den Lungen und in dem Magen fest, und verbreitet sich von da aus in und über den ganzen Körper. Wo sich aber der Blatterneiter festsetzt, da frißt er und schadet er am meisten. Er frißt sich also bei der natürlichen Ansteckung, im Halse, an den Lungen und an dem Magen fest, und schadet also diesen Theilen, die wir unmittelbar zur Erhaltung des Lebens brauchen, am meisten. Kein Wunder also, wenn der Patient schon tödtlich krank wird, ehe die Blattern an den äußeren Theilen des Leibes erst zum Vorschein kommen, denn Lungen und Eingeweide sind schon angegriffen. Ja, sie leiden immer mehr, je weiter es mit der Krankheit kömmt.

Bei den geimpften Blattern hingegen, frißt sich das Gift an den Impfwunden fest,

und

und tobt also an diesen am stärksten. Aus einem kleinen Ritzchen in der äussersten Haut, welches man gar nicht sieht, wenn es gemacht wird, machen die Blattern eine Wunde, bei einem Zoll lang, und fressen daselbst so um sich, daß man oft durch Umschläge mit kaltem Wasser, der Entzündung zuvorkommen muß. — Denke Dir, daß diese Wunde an den Lungen gefressen würde, wo man nicht mit kalten Umschlägen hinkommen kann, und wo sie, durch das Athemholen, jeden Augenblick grösser gerissen wird. Fürwahr, es ist kein Wunder, wenn ein Kind an den natürlichen Blattern stirbt. — Zuweilen, aber selten macht sich die Natur selbst an einem Gliede des Körpers so eine Impfwunde, und zwar vielleicht in den wenigen Fällen, wo ein Kind nicht durch Einschlucken vergifteter Luft, sondern durch die zarten Gefäße, welche unsere Haut zum Einsaugen der Flüssigkeiten in der Luft hat, angesteckt wird. Da entsteht nun eine sehr große und stark schwärende Blatter, welche die Leute die Mutter-Pocke oder Mutterblatter nennen, und froh sind, wenn sich eine solche zeigt. Das kann man auch seyn, wenn sie nur nicht etwa am Auge, oder sonst an einem besonders edeln Theile des Körpers sitzt. Denn wirklich wirft sich auf die Stelle der Mutterblatter ein großer Theil des Giftes, und die edlern und zärteren Theile des Körpers bleiben verschont, oder leiden wenigstens nicht so viel.

Es sind also die geimpften Blattern, erstens, deswegen weniger schädlich, weil man ihnen einen Ort anweisen kann, wo sie ihre stärkste Wuth ausüben, und dennoch nicht viel schaden können; denn zwei starke Narben auf den Oberarmen ist der höchste Schade, den sie anrichten.

Zweitens. Das Blatterngift wird, wenn es vermittelst einer Impfwunde in den Körper gebracht wird, in der Wunde erst mit Feuchtigkeiten von unserm Körper vermischt, ehe es weiter durch den Leib verbreitet wird, und setzt sich, nahe an der Haut eher fest, als inwendig im Leibe.

Dies ist ein großer Vortheil. Denn es kömmt theils nicht so viel Gift zu den innern Theilen, z. B. zu dem Magen, den Lungen u. s. w. theils ist das Gift, wenn es auch wirklich zu ihnen kömmt, schon vermischt, zertheilt und geschwächt, und kann also nicht so viel schaden. Hiedurch wird theils bewirkt, daß die Hauptwerkzeuge des Lebens wenig leiden, oder gar verschont bleiben, während daß auf der Haut eine Krankheit wüthet, und der Mensch wird also trotz der Krankheit, dennoch bei Kräften erhalten; theils ist die Krankheit auch leichter auf dem Wege, auf welchem die Aerzte gern alle Krankheiten fortschaffen möchten, wieder wegzubringen, nämlich durch Ausdünstung, d. h. durch die zarten Röhrchen, aus denen die Haut besteht, und durch welche Feuchtigkeiten aus dem Körper gebracht werden, welche wir Schweiß nennen, wenn die

Quan-

Quantität so groß ist, daß wir es sehen oder fühlen, oder gar riechen können.

Der zweite Grund also, warum die geimpften Blattern weniger schädlich sind, als die nicht geimpften, ist, weil die geimpften Blattern ihre Wuth mehr an dem Fleische auslassen, als an den innern Theilen des Leibes, und diese daher ihre Arbeit auch während der Krankheit entweder ganz ungehindert, oder doch so gut wie ungehindert fortsetzen können.

Drittens, die Blattern sind eine Krankheit, deren Gift zwar eine Zeitlang in dem Körper bleibt, aber sich am Ende durch die Haut fressen, und als Geschwür fortgehen muß. —

Findet das Gift nun bereits eine Oeffnung in der Haut, so zieht es sich bald dahin, und geht also bald wieder aus dem Körper weg. Dies ist der Fall, wenn die Blattern eingeimpft werden. — Wird aber das Kind ohne Einimpfung angesteckt, so findet das Blatterngift keine solche Oeffnung, und muß sich erst eine machen. Das Gift bleibt also theils länger in dem Körper, theils muß es in größerer Quantität in denselben kommen, um nur wieder herausdringen zu können. Es braucht also ein Kind, welches die Blattern ohne Impfung bekommen soll, mehr Gift, als das geimpfte, und wird also auch von dieser größern Menge des Giftes während der Krankheit auch stärker angegriffen. Dies ist zugleich die Ursache, warum die ungeimpf-

impften Patienten vor dem Ausbruche der Blattern das Fieber länger haben, als die geimpften. Sie bekommen das Gift nicht auf einmal, sondern nur nach und nach, und zwar, wie es durch den Aufenthalt in der Luft schon geschwächt ist. Das Fieber stellt sich nun zwar ein, wenn auch nur wenig Gift in dem Körper ist, allein da dieses wenige nicht hinlänglich ist zum Ausbruche, so muß der Patient so lange am Fieber leiden, bis er Gift genug eingeschluckt hat, um nun alles mit einander wieder wegschaffen zu können.

Der dritte Grund also, warum die geimpften Blattern weniger schädlich sind, als die nicht geimpften, ist, weil der geimpfte Patient an wenig Gift genug hat, und es bald wieder los wird, der nicht geimpfte aber viel braucht und länger vor dem Ausbruch leiden muß, als jener.

Nach den Beobachtungen der Aerzte giebt es nun keine bessere Zeit zu der Inoculation, als entweder von der siebenten Woche an, bis gegen die dreizehnte hin, oder späterhin, vom dritten Jahre bis zu dem zwölften. Von dem ersten Vierteljahre bis gegen das dritte Jahr hin haben die Kinder zu viel mit dem Zahnen zu thun, und es ist nicht gut, wenn wirkliche Zahnkrankheiten mit den Blattern oder überhaupt mit andern Krankheiten zusammen kommen. — Unser Sohn ist über drei Jahre alt, das Mädchen aber

frei-

freilich noch nicht. Hätten alle Umstände von mir abgehangen, so würde ich mit beiden noch ein paar Jahre gewartet haben. Da aber die Blattern einmal in unsrem Orte sind, und Emilie gerade gegenwärtig sehr gesund scheint; so wünschte ich, meine Liebe, daß wir über die Blatterninoculation mit einander berathschlagten, beide uns an Eine Ueberzeugung festhielten, und den Feind unserer Ruhe entkräfteten, indem wir ihm herzhaft entgegen gehen.

So weit von dieser Sache in medicinischer Hinsicht. Ich nehme nun die Rede auf einige Augenblicke selbst wieder auf, um über die Frage zu sprechen, ob es nun auch erlaubt sey, und keiner Pflicht widerstreite, wenn man an sich oder an seinen Kindern die Impfung vornehmen läßt.

Wenn jemand diese Frage an mich thäte, so würde ich ihn vor allen Dingen wieder fragen, ob er aus medicinischen Gründen überzeugt sey, daß die geimpften Blattern weniger gefährlich sind, als die ungeimpften. Wäre er dieses nicht, so würde ich antworten, daß er für sich und seine Kinder die ungeimpften Blattern abwarten müsse, denn es ist der Pflicht entgegen, sich einer Gefahr ohne die Ueberzeugung, daß man sie durch freie Uebernehmung verringere, selbst auszusetzen.

Gesetzt aber, es wäre jemand von der Minderschädlichkeit der geimpften Blattern entweder über-

zeugt, oder er schlüge mir vor, diesen Umstand ganz aus der Betrachtung wegzulassen, und mich bloß daran zu halten, daß jemand, der sich oder eines von seinen Kindern impfen läßt, aus freier Entschließung einen Menschen der Todesgefahr aussetze; so würde ich dagegen erinnern, daß jemand, der sich oder eines der Seinigen die Blattern, „zu einer Zeit inoculiren läßt, wenn „Blattern in dem Orte, wo er lebt, herrschen," nicht aus freiem Entschlusse einen Menschen der Todesgefahr aussetze, sondern daß dies nur so scheine.

Ein Mensch, der an einem Orte lebt, wo Blattern herrschen, ist ohne sein Zuthun der Todesgefahr schon ausgesetzt, und setzt sich derselben nicht erst durch Annehmung der Impfwunde aus. Die Frage: soll ich mich impfen lassen, oder nicht? heißt also keinesweges: soll ich mich frei entschließen, eine Todesgefahr zu übernehmen oder nicht? sondern sie heißt: soll ich, wenn ich mich ohne mein Zuthun in einer Todesgefahr befinde, meine Rettung dadurch wahrscheinlicher machen, daß ich ihr gerade entgegen gehe, oder soll ich dies nicht thun?

Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, was ein Mann von Verstand auf diese Frage antworten werde. Er wird gewiß zu der freien Uebernahme der Krankheit rathen, wird dies sogar als Pflicht erkennen, und sich kaum enthalten können, den anders

den:

denkenden einer Feigheit, Inconsequenz oder Unschlüssigkeit zu zeihen. — Aber, wohl zu merken, „daß die Gefahr, ich werde die Blattern bekommen, wirklich sey, und daß also die Blattern in meinem Wohnorte in der That herrschen.“ Denn sonst fällt die Bedingung weg; ich handle nicht nur in so ferne pflichtwidrig, daß ich Andere, die von mir angesteckt werden können, in Todesgefahr bringe, sondern ich setze auch mich der Todesgefahr wirklich aus, denn ich komme bloß durch meinen Willen in dieselbe.

Meine Leser würden die gegenwärtige Materie schwerlich für hinlänglich abgehandelt halten, wenn ich nun, nachdem ich ihnen meine Gründe für die Pflichtmäßigkeit der Inoculation vorgelegt habe, nicht auch noch hinzufügte, was ich auf Einwürfe gegen die Inoculation, wie sie unter andern von einem Kant und Tiefstrunk gemacht worden sind, zu sagen hätte. Ich will demnach so kurz als möglich hierauf antworten.

Kant (Tugendlehre S. 75.) entscheidet nicht gegen die Sache, ob er die Frage gleich so stellt, daß man versucht wird anzunehmen, er würde gegen dieselbe entscheiden. Er sagte: „Wer sich die Pocken einimpfen zu lassen beschließt, wagt sein Leben aufs ungewisse; ob er es zwar thut, um sein Leben zu erhalten, und ist so fern in einem weit bedenklicheren Fall des Pflichtgesetzes, als der Seefahrer, welcher doch wenigstens den Sturm nicht macht, dem er

sich anvertraut, statt dessen jener die Krankheit, die ihn in Todesgefahr bringt, sich selbst zuzieht. Ist also die Pockeninoculation erlaubt?"

Unter der Voraussetzung, daß nur von einer Pockeneinimpfung die Rede ist, die zu einer Zeit vorgenommen wird, wo die Pocken in dem Orte des Geimpften herrschen, oder doch wenigstens in einem Lande, wo sie, wie z. B. in Deutschland, fast eben so regelmäßig wieder kommen, als der Frühling nach dem Winter, würde ich, um mich, nach Hn. Kants Vorschrift, in dem Aufsuchen einer die Pflicht betreffenden Wahrheit zu üben, hierauf erwiedern: daß der aus dem Hazardspiele entlehnte Ausdruck, „der Geimpfte habe sein Leben aufs Ungewisse gewagt," mir hier nicht der schicklichste scheine, weil er ein falsches Licht auf die Sache wirft. Der Geimpfte hat sein Leben „nicht gewagt," sondern „es stand schon, ohne sein Zuthun, auf dem Spiele." Die Seuche selbst, indem sie in seinem Wohnort einkehrt, setzt das Leben eines jeden, der noch keine Blattern gehabt hat, aufs Spiel, und derjenige, der sich zur Impfung entschließt, scheint einem Manne zu gleichen, der ohne sein Verschulden, die Hälfte seines Vermögens im nahen Untergange erblickt, und nur auf den Fall, daß er die andere Hälfte auch daran wagt, hoffen kann, sein ganzes, ihm nöthiges Vermögen zu erhalten.

Meines Bedünkens befindet sich der Schiffer, der auf ein Meer segelte, wo, der Regel nach, gefähr-

fährliche Stürme vorkommen, mit einem Manne, der noch nicht geblattert hat, und nun mit Blatterkranken umgeben ist, in gleichem Falle. Er hat die Todesgefahr, von welcher er bedroht wird, eben so wenig selbst gemacht, als der Schiffer: denn, wie gesagt, nicht die Impfung setzt uns in Todesgefahr, sondern die Blatterseuche selbst. Dies scheint mir so ausgemacht zu seyn, daß, wenn ich einen gewissenhaften Mann annehme, der die Blattern weder gehabt hat, noch sie sich inoculiren zu lassen Willens ist, ich dennoch versichert bin, er werde bei eingebrochener Blatterseuche, seine Papiere und Rechnungen in Ordnung bringen, und sich auf den Tod gefaßt machen. Ein sicheres Zeichen, daß „nicht die Uebernehmung der Blattern durch Inoculation," sondern „die Seuche selbst, sobald sie da ist," den Menschen in Todesgefahr bringt.

Hr. Tieftrunk aber, der vortreffliche Commentator des Kantischen Werkes, entscheidet gerade, und mit Stärke gegen die Inoculation. Sollte dieser wahrheitliebende Mann meinen Widerspruch gegen seine Behauptungen, mit der großen Hochachtung, welche ich für Ihn hege, verträglich finden, so würde ich auf seine Gedanken Satz für Satz folgendes erwiedern.

„Die Pockenimpfung ist unerlaubt: denn sie ist eine That, wodurch der Mensch einer gewissen Pest und Gefahr überliefert wird, um einer unge-

wissen Pest und Gefahr zu entgehen." — Die Pockenimpfung ist allerdings eine That, d. h. die Handlung eines freien Wesens; sie ist aber keine That, "wodurch der Mensch einer gewissen Pest und Gefahr überliefert wird, um einer ungewissen zu entgehen." Diese Behauptung scheint mir doppelsinnig zu seyn. Sie kann sagen wollen, der Mensch ziehe sich durch Inoculation eine Krankheit zu, die ihm gewiß den Tod bringt, um sich gegen dieselbe Krankheit zu sichern, die ihn aber nur vielleicht treffen wird. Wäre dies der Sinn: so wäre die Behauptung unrichtig, denn es ist nicht gewiß, daß man an den geimpften Blattern stirbt, es ist vielmehr nach einer Beobachtung, die als Naturgesetz dieser Krankheit anzusehen ist, sehr wahrscheinlich, daß man nicht stirbt. — Die Behauptung kann aber auch heißen, der Mensch ziehe sich durch Inoculation ganz gewiß eine Krankheit zu, die ihm tödlich seyn kann, um dieselbe Krankheit, die ihm nur vielleicht bevorsteht, weniger gefährlich zu machen. Diese Behauptung ist alsdann richtig, giebt aber keinen Grund ab, die Pflichtwidrigkeit der Inoculation daraus zu folgern. Der Grundsatz dieses Menschen würde folgender seyn: Es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß ich die Blattern auch ohne mein Zuthun bekomme, und bekomme ich sie so, so ist es wieder sehr wahrscheinlich, daß ich daran sterbe. Uebernehme ich sie aber freiwillig, so ist es nicht wahrscheinlich, daß ich dar-

an

an sterbe. Ich will mich also des einzigen mir möglichen Mittels, die mir ohne mein Zuthun zubereitete Gefahr des Todes aus einer sehr wahrscheinlichen zu einer unwahrscheinlichen zu machen, bedienen und diese Gefahr durch eine That übernehmen. Das Verdienst, eine sehr wahrscheinliche Todesgefahr in eine nicht wahrscheinliche verwandelt zu haben, wird mir angehören, während daß ich an den Umständen, die mich verhindern, einen durchaus ungefährlichen Entschluß zu fassen, sondern mich veranlassen, unter lauter gefährlichen Maximen nur die am wenigsten gefährliche zu ergreifen, unschuldig bin.

„Mögen immerhin die natürlichen Pocken verwüstender seyn, als die künstlichen, so sind jene doch nur Schickungen der Natur, diese aber absichtliche Wirkungen einer freien That. Nur für diese sind wir verantwortlich, für jene nicht."

Ich will hier, um den Blick nicht auf eine nur verwandte Frage verirren zu lassen, zugeben, daß die Pocken „Schickungen der Natur," in jeder Bedeutung des Wortes genannt werden können. Ich frage also nur: giebt es denn kein Mittel, diese Schickungen der Natur, denen man als Schickungen der Natur freilich nicht entfliehen kann, doch wenigstens weniger verderblich, weniger gefährlich für mich zu machen? Hier antwortet mir nun Arzt und Erfahrung mit Ja und sagt, dadurch, daß du diesen Schickungen der Natur selbst den Weg

zeigst, den sie durch deinen Körper nehmen sollen, verringerst du ihre Gefährlichkeit. — Nun wird die Sache gerade umgekehrt. Der Tod, den mir die ungeimpften Blattern zuziehen, ist meine That, wenigstens zum Theil, denn ich habe aus freier Willkühr unterlassen, aus dem Tod, als einem wahrscheinlichen Uebel ein weniger wahrscheinliches zu machen. — Daß aber eine Unterlassung, wenn sie aus freier Entschließung kömmt, eben so gut eine That ist, als eine Begehung brauche ich zuverlässig hier nicht zu erinnern.

„Wer kann wissen, ob er sich oder Andern durch die Einimpfung nicht den Tod zuzieht, er wagt sie also immer auf die Gefahr, sie selbst zu tödten, und das ist unrecht. (Quod dubitas ne feceris)." — Ich nehme hier, mit Auslassung eines nachher zu prüfenden Satzes, gleich eine andere Stelle hinzu, weil ich glaube, daß hier unter den Anderen ebenfalls nur Kinder verstanden werden können. „Noch mehr fällt dies in die Augen, wenn der Mensch nicht selbst, sondern andere Menschen, z. B. Kinder, der Gegenstand der Einimpfung sind. Wie will man es verantworten, ein Kind der Pockenseuche, und dadurch dem Tode Preiß zu geben, den man, wenn er erfolgt, immer als Wirkung seiner That betrachten muß."

Ich glaube, die Moral des Vaters als Erziehers fängt mit dem Satze an: Es ist erlaubt, in allen

len Fällen, wo nicht der Unterschied zwischen Kind und Erwachsenen selbst eine Ausnahme macht, das mit dem Kinde vorzunehmen, was ein gewissenhafter Erwachsener mit sich selbst vornehmen darf. — Auf diesen Grundsatz gestützt, wird ein gewissenhafter Mann, der sich durch sorgfältige Prüfung von der Minderschädlichkeit der geimpften Blattern überzeugt hat, ein Mann, der bereit wäre, sich selbst impfen zu lassen, wenn ihn die Seuche in Gefahr setzen sollte, nicht erröthen, seinen, an den geimpften Blattern, gestorbenen Sohn, einst in der Ewigkeit anzutreffen. Er wird annehmen dürfen, daß dieses Kind indessen zur Mannesvernunft gereift ist, und wird erwarten können, daß es ihm sage: Vater! ich wurde das Opfer einer verheerenden Seuche. Du thatest, was du konntest, sie für mich weniger gefährlich zu machen, aber auch diese Vorsicht half nichts, ich unterlag dennoch. Nimm meinen Dank für deine väterliche Zärtlichkeit!

Es macht also in der Sache keinen Unterschied, ob ein Mann sich selbst, oder ob er seine Kinder impfen läßt. Ist das Impfen unerlaubt, so darf es niemand vornehmen lassen, denn er kann weder über sein Leben, noch über das Leben eines Andern nach bloßem Belieben disponiren. — Wohl aber darf man nach Grundsätzen über sein Leben disponiren, denn bekanntlich ist die Pflicht, das Leben zu erhalten, nicht die höchste von allen, und ein freier Entschluß (eine That) ist keineswegs schon dadurch

verwerflich, daß er den Tod zur Folge hat. Wer sich weigert, einen unter Todesstrafe angedroheten Meineid zu schwören, und den Tod darüber wirklich empfängt, begehet auch eine That, die ihm aber gewiß zum Verdienst angerechnet wird, ob sie gleich den Tod zur Folge hat. Man kann von ihm ebenfalls sagen: er wagt sein Leben, er giebt einen Menschen (richtiger zu sagen: das Leben eines Menschen) preiß, ohne ihn, bloß um dieses Preißgebens willen, hiemit zu verurtheilen.

Die Sentenz: quod dubitas ne feceris *) scheint mir hier keine Anwendung zu haben. Sie verurtheilt einen Mann, welcher impfen läßt, ohne über geimpfte und nicht geimpfte Blattern gedacht zu haben, oder doch ohne mit sich einig zu seyn, ob die geimpften weniger gefährlich sind, als die ungeimpften. Dieser Mann handelt wirklich gewissenlos, wenn er sich oder seine Kinder impfen läßt. Die Sentenz kann aber keineswegs den Sinn haben: du darfst die Blattern nicht impfen lassen, weil du nicht wissen kannst, ob du nicht daran stirbst. Hier würde man antworten, ich lasse auch nicht impfen, weil ich glaube, mich ganz gewiß zu retten, sondern nur, weil es wahrscheinlich ist, daß ich gerettet werde, wenn ich die Blattern impfen lasse. — Die Sentenz verbietet das Handeln, wenn man noch mit der

*) Man soll nichts thun, wenn man nicht ganz gewiß weiß, daß es nicht unrecht ist.

der Richtigkeit des Grundsatzes, nach welchem man handelt, noch nicht mit sich einig ist, aber keineswegs das Handeln, wo der Ausgang anders seyn kann, als man wünscht. Man macht es dem Patienten zur Pflicht, sich einen vom Brand ergriffenen Arm abnehmen zu lassen, obgleich nicht einmal der Arzt dafür stehen kann, daß die Amputation nicht auch den Tod zur Folge haben könnte.

Auf die Frage: wer kann wissen, ob er sich oder andern durch Einimpfung nicht den Tod zuzieht, u. s. w. würde ich antworten: das kann jeder wissen, der über Inoculation geforscht und gedacht hat, und zu der Ueberzeugung ihrer Minderschädlichkeit gekommen ist. — In der Einimpfung selbst (angenommen, daß sie nach den Regeln der Kunst behandelt wird) liegt durchaus kein Grund der Gefährlichkeit der Blattern, sondern nur in den Blattern selbst. Genau genommen zieht sich also nicht einmal derjenige, der an geimpften Blattern stirbt, den Tod zu, sondern der Tod wird ihm von den Blattern selbst zugezogen, denn es kann niemand behaupten, daß dieser an den Impfblattern gestorbene, die Blattern und den Tod, ohne Impfung nicht bekommen hätte *), sondern

die

*) Ich will lieber etwas überflüßiges thun, als zu Mißverständnissen Anlaß geben, und also nochmals daran erinnern, daß ich nur von der Impfung spreche, die

jemand

die Wahrscheinlichkeit, daß er die Blattern bekommen hätte, steht in dem Verhältnisse, wie die Summe derer, welche sie überhaupt bekommen, und nicht bekommen, die Wahrscheinlichkeit aber, daß er auch ohne Impfung gestorben wäre, verhält sich wie die Zahl der gestorbenen Impfpatienten zu der der lebendig gebliebenen. Vergleicht man beide gegen einander, so findet sich, daß der Patient dadurch, daß er sich impfen ließ, die Wahrscheinlichkeit seines Todes verringert habe. Diese Verringerung war Pflicht, weil die gänzliche Befreiung nicht in seiner Macht stand.

„Die Maxime, die Pest herbei zu führen, um die Pest zu verhüten, ist auch widersprechend. Man soll die Menschheit überhaupt nie preiß geben, denn das ist Unthat an sich, die Absicht und möglichen Folgen mögen auch noch so gut seyn."

Hier werden offenbar die Blattern von einer Seite betrachtet, wie man sie, wenigstens in Deutschland, ich kann sagen, in Europa, gegenwärtig wenigstens nicht betrachten darf. — Wer sich impfen lassen will, führt keineswegs die Blattern herbei. Nein; sie sind da, ohne sein Verschulden; sie bedrohen ihn mit dem

jemand zur Zeit der in seinem Wohnorte wirklich herrschenden Blatterseuche vornehmen läßt. — Unter anderen Umständen halte auch ich die Inoculation, wie schon bemerkt, für unerlaubt.

dem Tode, ohne daß er etwas dazu gethan hat. Jetzt also, da die Blattern da sind, was soll derjenige thun, der sie noch nicht gehabt hat?

Man kann die Blattern mit der Pest vergleichen und nicht vergleichen, je nachdem man die Sache nimmt. Ein Deutscher, der in seinem Vaterlande ganz gegen die Gefahr, die Pest zu bekommen, gesichert ist, würde gewissenlos handeln, wenn er Pestgift aus der Türkei holen ließe, um es sich einzuimpfen. Ein Deutscher aber, der sich zur Zeit einer Pestwuth in der Türkei befände, und sich überzeugt hätte, daß, wie die Aerzte in der That versichern, selbst die Pest weniger gefährlich ist, wenn sie geimpft wird, würde nichts weniger als pflichtwidrig handeln, wenn er sich die Pest inoculiren ließe. — Man sieht hieraus deutlich, welch' ein Unterschied es ist, ob man sagt: der Mensch setzt sich (durch Inoculation) in Todesgefahr; oder ob man sagt: er befindet sich (schon vor der Inoculation) in Todesgefahr. Das letztere ist der Fall in Deutschland, wenn die Blattern herrschen, und in der Türkei, wenn die Pest herrscht.

„Die Pflicht des Menschen in Ansehung der Pocken also ist, so viel möglich zu wirken, daß sie nicht kommen. Es ist möglich, die Pockenseuche zu vertilgen; es ist also Pflicht, dahin zu arbeiten. Man sinne also auf Mittel und Anstalten, die auf ihre Vernichtung gehen, verfahre aber nicht

nach

nach einer Maxime (der Inoculation), welche, wenn sie als Gesetz gedacht wird, die Blatternpest allgemein macht und verewigt."

Ich freue mich, mit diesem würdigen Manne doch wenigstens in Ansehung des Punctes der Blatternausrottung übereinstimmend zu denken, wie solches meine nächstfolgenden Aeußerungen bestätigen werden, welche zu einer Zeit geschrieben wurden, da ich Hn. Tiefstrunks lehrreiches Buch noch nicht in der Hand gehabt hatte. Ich trage daher auch ohne Bedenken, noch meine Meinung über die letzten hier angeführten Zeilen vor, in welchen dem Vertheidiger der Inoculation Schuld gegeben wird, er verfahre nach einer Maxime, „welche, wenn sie als Gesetz gedacht wird, die Blatternpest allgemein mache, und verewige."

Ich muß dieses geradezu leugnen. Ich selbst befinde mich in dem Fall, ein Vertheidiger der Inoculation mit Wort und That zu seyn. Man gebe mir aber heute an die Hand, was ich thun könne, um zur Ausrottung der Blatternpest beizutragen, und ich will alles thun, was ich kann und als zweckmäßig befinde. — Wer sich inoculiren läßt, hat die Maxime: „ich will, da mich die herrschenden Blattern in Todesgefahr setzen, diese Gefahr dadurch verringern, daß ich nicht abwarte, bis ich angesteckt werde, sondern ich will mich selbst anstecken, weil ich überzeugt bin, daß dieses wirklich ein Mittel zu Verringerung der Gefahr ist." Die

Ma-

Maxime dessen, der die Blattern ausrotten will, lautet: „ich will, jetzt, da die Blattern in meinem Orte noch nicht vorhanden sind, alles beitragen, was ich kann, damit sie auch in Zukunft nicht kommen.“ — — In der ersten Maxime ist von gegenwärtigen Blattern die Rede, in der zweiten von zukünftigen. Sollten beide Maximen nicht verträglich seyn? Und sollte ein Junker, ein Faust, indem sie zu Ausrottung der Blattern Rathschläge ertheilen und Anstalten machen, sollten diese Männer, wenn sie von der Minderschädlichkeit der geimpften Blattern überzeugt sind, gegenwärtig, da es noch keine allgemeinen Veranstaltungen gegen die Blatternpest giebt, ihre Kinder nicht impfen dürfen?

Es ist noch ein Mittel vorhanden, die abgehandelte Materie ins Licht zu setzen, nemlich folgende Erörterung: — Man kann sich auch noch auf andere Art, als durch Inoculation und Ausrottung, der Blatterngefahr entziehen, nemlich durch die Flucht, durch Auswanderung. Es giebt noch unbewohnte Inseln auf unserem Erdboden, es giebt bekanntlich auch ein Land, aus welchem durch preißwürdige öffentliche Veranstaltungen die Blattern wirklich verbannt worden sind, bekanntlich Neuengland in Amerika.

Warum würde es schwärmerisch klingen, wenn jemand uns zur Pflicht machen wollte, mit Weib und Kind Europa zu verlassen, und entweder

weder nach Neuengland oder auf eine unbewohnte Insel zu ziehen? — Wollten wir ihm etwa höhere Pflichten entgegen setzen, die uns obliegen, so könnte er dasselbe antworten, was man gegen die Inoculation vorgebracht hat, und sagen: ich lasse alle deine Einwendungen gelten; du mußt aber bedenken, daß wenn du in Europa, in Deutschland bleibst, du das Leben deiner Kinder, ja gar dein eigenes Leben, wenn du die Blattern noch nicht gehabt hast, der Todesgefahr preiß giebst; dies ist ja eine That, für welche du verantwortlich bist; du setzest ja das Leben von Menschen, welches du durch Auswanderung gegen alle Blatterngefahr sichern könntest, auf das Spiel! Der Tod jedes Kindes, welches dir an den Blattern stirbt, ist ja Wirkung deiner That! Du konntest diesen Tod verhindern, du hast ja offenbar über ein Menschenleben disponirt!

Ich bin nicht gesonnen, diese Argumentation weiter fortzusetzen; aber soviel beweist sie doch, daß es Fälle giebt, wo man keine Schuld auf sich ladet, wenn man, auch durch eine freie Entschließung, d. h. durch eine That, Ursache an einem Todesfalle wird, und daß man also nicht berechtiget ist, den Satz, „es sey pflichtwidrig, durch eine That einen Menschen in Todesgefahr zu bringen," so fort, und ohne nähere Bestimmung, für einen Grundsatz zu halten, nach welchem man in Angelegenheiten der Pflicht, urtheilen kann.

kann. Auch der Beischlaf ist eine Handlung, die unterlassen werden konnte, d. h. eine That, und eine Handlung, welche den Tod des Weibes zur Folge haben kann. Darf ich also aus dem genannten Grundsatze gegen den Beischlaf argumentiren? Darf ich in diesem Falle sagen, der Mann gebe das Leben seiner Frau preiß, oder, er wage es aufs Ungewisse? Und doch sind der Fälle von Schwangerschaften und Entbindungen, welche theils unmittelbare Ursachen des Todes waren, theils zu einem früheren Tode den Grund legten, nach Verhältniß vielleicht eben so viele, als der an Impfblattern Gestorbenen und Verunglückten in Vergleich zu denen, die glücklich durchgekommen sind. — —

Ich kann mich daher durch nichts, was mir zu Gesichte gekommen ist, von der Pflichtwidrigkeit der Inoculation überzeugen. Doch! sey es auch, daß ich in meinen Gedanken irrte, und daß die Untersuchung vielleicht in Gegenden des menschlichen Wissens liege, wohin meine Denkkraft noch nicht hat gelangen können; so würde ich, gleichsam nur in subsidio, auf diese Angelegenheit anwenden, was Kant über die Verlegenheit bemerkt, in welcher sich der Staat befindet, wenn er einen im Soldatenduell vorgefallenen Mord mit dem Tode bestrafen soll. Ich würde sagen: die Menschheit befindet sich durch ei-

gene Schuld in der Blatternoth, vielleicht, weil diese Krankheit durch liederliche, schwelgerische Lebensart in die Welt gekommen ist, auf alle Fälle aber

deswegen, weil man aus Unlust zum Nachdenken, und aus Scheue vor einer großen Unternehmung, sich nicht zur Ausrottung vereinigt, sondern die Hände müßig in den Schooß legt. Was also die Menschen auch vor Ausrottung der Blattern thun mögen, sie mögen an geimpften oder nicht geimpften Blattern sterben, sie sterben durch ihre Schuld, und jede genommene Maxime trägt das Zeichen der menschlichen Gebrechlichkeit an der Stirne. — Jedoch, es ist vielleicht nicht nöthig, die Strafstimme der Vernunft aufzurufen, und es läßt sich wohl noch eine schonendere Sentenz von ihrer oberherrlichen Milde erwarten. Verstehe ich diese Sentenz recht, so besteht sie in einem Gebote zur Ausrottung und in einem Erlaubnißgesetze zur Impfung der Blattern.

Die Sache hat nämlich noch eine Ansicht. Stellt man die Frage: ist die Blatterninoculation erlaubt? ohne genauere Bestimmung hin, so läßt sich vieles dafür und dagegen sagen, weil man einander nicht versteht. Ich habe sie von dieser — sehr fruchtbaren — Seite im kurzen für den Reichsanzeiger darzustellen gesucht; der Aufsatz blieb aber ungedruckt, weil sich auf einmal zu viel über denselben Gegenstand zusammen fand. Ich hoffe, ihm hier eine Stelle einräumen zu dürfen, und lasse ihm sogar die äußere Gestalt, die er, seiner ersten Bestimmung nach, erhielt, um wenigstens nicht in unge-

ändertem Tone von Einer und derselben, obgleich sehr wichtigen Sache, mit meinen Lesern zu sprechen.

Theorie und Praxis
in Ansehung
der Sittlichkeit der Blatterninoculation.

Theorie.

Ueber manche Frage wird deswegen gestritten, weil sie, ohne daß man es merkt, mehrsinnig ist, und also ohne nähere Beleuchtung gar nicht gültig beantwortet werden kann. Dies ist der Fall mit der Frage; ob die Blatterninoculation nach der Moral erlaubt sey?

Die Frage kann den Sinn haben:

1) „Ist es erlaubt, sich durch Inoculation eine gefährliche Krankheit absichtlich zuzuziehen, unter Umständen, da es bloß möglich (d. h. nicht wahrscheinlich) ist, daß man sie ohne Inoculation erhalten werde, gesetzt auch, daß die Gefährlichkeit dieser Krankheit ungleich größer wäre, wenn sie nicht inoculirt wird, als, wenn sie inoculirt wird?"

Hier, sieht man, werden die inoculirten Blattern mit den nicht inoculirten, als mit einem bloß möglichen Uebel verglichen, und die Antwort muß gegen die Inoculation ausfallen. Man darf

sie alsdann nicht inoculiren, so wenig als in Deutschland gegenwärtig sich jemand die Pest dürfte einimpfen lassen, gesetzt auch, daß die gründlichsten Aerzte versicherten, die Gefährlichkeit der inoculirten Pest sey ungleich geringer, als die der natürlichen. Denn die Pest ist für Deutschland gegenwärtig ein bloß mögliches Uebel, kein wahrscheinliches oder wirkliches.

Die Frage kann aber auch heißen:

2) „Ist es erlaubt, sich durch Inoculation absichtlich eine gefährliche Krankheit zuzuziehen, unter Umständen, da es wahrscheinlich ist, daß man sie ohnehin erhält, und wo die Gefährlichkeit der Krankheit, wenn sie ohne Inoculation kömmt, ungleich größer ist, als wenn sie inoculirt wird?"

Hier werden die inoculirten Blattern mit den nichtinoculirten als mit einem wirklich vorhandenen Uebel verglichen, welches mich wahrscheinlich treffen wird, und dessen Gefährlichkeit ich beträchtlich vermindern kann, wenn ich es freiwillig übernehme. — Die Antwort muß daher, in diesem Falle, für die Inoculation ausfallen; so wie es erlaubt ist, mit Lebensgefahr aus einem Hause zu springen, in dessen Flammen man wahrscheinlich umkommen würde.

Pra=

Praxis.

Jeder einzelne Mensch, z. B. ein in seinem Vaterlande lebender Deutscher, der die Frage über die Sittlichkeit der Blatterninoculation an sich thut, betrachtet (gewöhnlich aber, ohne dies zu bedenken) sowohl die Sache, als auch sich selbst, aus einem doppelten Gesichtspunct. Weil er aber dies nicht bedenkt, so fällt sein Urtheil zweideutig und unbefriedigend aus. Er betrachtet sich nämlich

1) als Bewohner dieses oder jenes Ortes, der die Gegenwart einmal nicht abändern kann, der sich von Blatternkranken umgeben findet, und also mit Wahrscheinlichkeit befürchten muß, daß sie ihn oder die Seinigen befallen werden. — Hier muß er für die Inoculation entscheiden, und seine Antwort hat den Sinn: man muß die Gefahr der Blattern durch Inoculation verringern. — Er betrachtet sich aber auch zugleich

2) als Weltbürger, der die Pflicht hat, die Gegenwart abzuändern, d. h. die Blattern ganz und gar zu entfernen. Hier sieht er die Blattern weder als ein nothwendiges und wirklich vorhandenes, sondern als ein bloß mögliches Uebel an, welches ihm (wenn es ausgerottet ist) nicht wahrscheinlich bevorsteht. — Hier entscheidet er gegen die Inoculation, und seine Antwort hat den Sinn: man muß die Blattern lieber vertilgen als einimpfen.

Nutzanwendung.

Jeder gegenwärtig lebende Deutsche (Engländer, Franzose u. s. w.) hat die Pflicht, sich über die Blattern aus den Schriften gründlicher Aerzte hinreichend zu belehren. — Kömmt er zu Resultaten, welche mit den meinigen übereinstimmen *), so muß er, wenn eine Blatternepidemie in seinem Orte ausbricht, sich oder die Seinigen durch Inoculation gegen die Gefährlichkeit dieser Krankheit sichern. Er muß aber demungeachtet, nach allen Kräften dazu beitragen, daß das in Vorschlag gebrachte Project, die Blattern auszurotten, durchgesetzt werde.

Will man nun sagen, daß er, in der ersten Rücksicht, die Inoculation für erlaubt halte, so wird man auch sagen können, daß er sie, nach der zweiten Rücksicht, nicht für erlaubt halte, ohne sich an diesen anscheinenden Widerspruch zu stoßen.

Es

*) Man hat zuweilen gegen die Inoculation zu beweisen geglaubt, wenn man anführte, daß auch inoculirte Blatterkinder gestorben, oder unglücklich geworden wären. — Zugegeben, daß diese Folgen nicht von einer fehlerhaften Behandlung der Patienten herrühren, so beweisen sie doch nichts gegen die Inoculation, sondern nur gegen die Verderblichkeit und Stärke der Blatternkrankheit selbst. Man hat jene schlimmen wohl nie aus der Inoculation herleiten können.

Es geht bei mehrern allgemeinen Sätzen und Fragen eben so.

Noch sey mir erlaubt, hier anzumerken, daß nunmehr, nachdem durch unsere verdienstvollen Aerzte erwiesen worden ist, daß die Blattern kein nothwendiges, sondern ein vermeidliches Uebel sind, die Moral schlechterdings nicht erlaubt, die Ausrottung derselben als eine Sache anzusehen, zu welcher man, nach Belieben, mitwirken kann oder nicht, sondern daß sie denjenigen für leichtsinnig, pflichtvergessen und gewissenlos erklärt, der dabei ganz unthätig bleibt, und nicht darauf denkt, wie er auf irgend eine Art (sey es auch allenfalls nur durch eindringende Erinnerungen an die Wichtigkeit des Gegenstandes) etwas zu Ausrottung der Blattern beitragen will.

Dreizehnter Abschnitt.

Proben einiger Rede- und Schreibübungen für Kinder von 6 — 10 Jahren aus der Familie Werthheim.

Meine Leser wissen bereits *), daß Hr. Willich wöchentlich ein paarmal förmliche Redeübungen mit seinen Kindern hielt. Er hatte dabei mehreres zur Absicht. Er betrachtete sie als Wiederholung des Gesehenen oder Erlernten, ferner als Veranlassung, sich wie man sagt, zusammenzunehmen, d. h. sich die Geschicklichkeit eigen zu machen, das, was man weiß, schnell zum Bewußtseyn zu bringen, um es anzuwenden, und endlich als Befestigung in der herrlichen Gabe der Unerschrockenheit. Es ist durchaus nicht genug, sagte er, daß man etwas weiß. Es ist noch ein ganz eigenes Talent, dieses von sich geben, und mittheilen zu können; eine Gabe, die nicht durch Lernen erhalten wird, sondern

*) Theil 2, S. 6.

dern besonders geübt seyn will. — Nicht anders ist es mit einem richtigen schriftlichen Ausdruck. Man erhält ihn nicht, als durch besondere Uebung, und es ist Gewinn für Kopf und Charakter, wenn diese Uebungen frühzeitig angehen. Es fiengen daher die Redeübungen schon mit dem sechsten, die Schreibübungen aber mit dem achten Jahre an, und dauerten durch alle Erziehungsjahre — es versteht sich, mit den gehörigen Abänderungen — fort.

Um Stoff hiezu konnte man nicht verlegen seyn. Es wurde irgend ein Vorfall in dem Hause, eine in der Gegend sich zugetragene Begebenheit, auch wohl ein, eben in der Minute sich darbietender Gegenstand, oder etwas in den Unterrichtsstunden vorgekommenes hiezu benutzt. Sollte es irgend einmal gefehlt haben; so hätte sich Hr. Willich entweder in einer der vortrefflichen Kinderschriften von Thieme, etwa in dessen sächsischem Kinderfreunde, oder dessen Erster Nahrung für den gesunden Menschenverstand, oder in einer der Salzmannischen allgemein bekannten Jugendschriften, oder auch in Funke's Inhaltreichem Allgemeinem Lehrbuche für Bürgerschulen, Raths erholt. Da würde ihm irgend ein Gedanke, eine Erzählung, eine Geschichte, ein Vorschen, eine Wortvergleichung aufgefallen seyn, die ihm zum Leitfaden gedient hätte.

a. Redeübungen aus dem ersten Erziehungsjahre.

Adolph. Vater! Vater! ich weiß etwas.

Philipp. Ich weiß diesmal auch etwas, Vater!

Vat. Weißt du auch etwas, Sophie?

Sophie. Nein.

Vat. Und du, Jacob?

Jacob. Ich weiß auch nichts.

Vat. Nun, so besinnt euch. — Wer von euch, Adolph und Philipp, hat das vorigemal am besten erzählt *)?

Phil. Adolph.

Vat. Du fängst also heute an.

Adol. Gestern stand ich vor dem hintern Gartenthore, und da kamen zwei Jungen mit Erdbeeren, und der Große stieß immer den Andern, und die Erdbeere fielen in die Pfützen, und da wurde der Junge böß und faßte den Jungen bei den Haaren, denn der Korb stand auf der Erde. Aber der Junge war stärker als der Andere, und warf ihn hin. Dieser aber nicht faul, machte sich auf und lief und holte seinen Bruder und nun paßten sie ihm an einer Ecke auf, erwischten ihn, und schlugen ihn tüchtig und fraßen alle seine Beere.

Vat. Hat Adolph gut erzählt? Ein allgemeines: Nein. Warum hat er nicht gut erzählt?

Die Andern. Wir haben ihn nicht gleich verstanden.

Vat. Er hat aber doch laut genug gesprochen.

Die

*) Das Wort: erzählen, wird hier in der Kindersprache genommen, für jeden mündlichen Vortrag.

Die And. Ja, wir meinen, was er erzählt hat.

Vat. So geht es mir auch, Adolph; ich glaube dich zwar verstanden zu haben; allein es hat mir sehr viel Anstrengung gekostet. — Ich will sehen, ob ich dir zeigen kann, wo du's nicht recht gemacht hast. Weißt du nicht wie die beiden Knaben hießen?

Adol. Nein.

Vat. War denn Einer größer als der Andere?

Adol. Ja. Der, der stieß — — —

Vat. Schon gut. Das hättest du also gleich anführen sollen. Du hättest sagen sollen: da kamen zwei Knaben mit Erdbeeren. Der Eine war größer als der Andere. — Hatten sie dann die Erdbeeren in den Händen oder in dem Hute?

Adol. Nein; in Körbchen.

Vat. Das hätte ich also auch gleich gesagt. Ich hätte erzählt: da kamen zwei Knaben, ein großer und ein kleinerer mit Körbchen, in denen Erdbeeren waren.

D. And. Ja, ja; da würden wir's gleich gewußt haben.

Vat. Dann sagtest du, die Erdbeeren wären in die Pfütze gefallen. Waren denn das die Erdbeeren, die der große Knabe hatte?

Adol. Nein; des Kleinen seine.

Vat. So? Nun sieh; das hast du uns auch nicht gesagt. Du sagtest bloß: und die Erdbeeren fielen in die Pfütze. — Dann sagtest du: „und

da wurde der Junge böß *)." Dies war doch wohl der Kleine? Ich hätte also gesagt: da wurde der Kleine, oder: da wurde der Gestoßene böß. — Meint ihr andern auch, daß dies deutlicher gewesen wäre?

D. And. Ja wohl.

Vat. Nun sagtest du ferner: da wurde der Junge böß, und faßte den Jungen bei den Haaren. — —

Adol. Ach ja. Ich hätte sagen sollen: da wurde der Kleine böß und faßte den Großen bei den Haaren. —

Vat. Richtig. Laß mich aber nun fortfahren: — bei den Haaren, denn der Korb stand auf der Erde. — War das der Korb des größeren Knabens?

Adol. Nein — — oder Ja. — Die Körbe standen beide auf der Erde.

Vat.

*) Konnte Hr. Willich die Fehler alle so im Kopf behalten und nach der Reihe wieder sagen? — Ein geübter Erzieher würde es können. Ein weniger geübter würde entweder die ganze Erzählung flüchtig nachgeschrieben, oder wenigstens die vorgekommenen Fehler durch schickliche Zeichen geschwind angemerkt haben. — Man bemerke noch, daß Hr. Willich die Fehler verbessert, ohne dem Knaben mit Gründen zu beweisen, daß es Fehler sind. Der Knabe würde dieses zu langweilig gefunden, auch wohl nicht verstanden haben.

Vat. Du hast also vergessen, wie es eigentlich war. Meiner Meinung nach wird es so gewesen seyn. Der Kleine wurde böß, oder eigentlich zornig, setzte seinen Korb auf die Erde und griff dem Großen in die Haare. Da nun dieser sich nicht wollte raufen lassen, so wird er seinen Korb wohl auch niedergesetzt, und hierauf den Kleinen angepackt und zur Erde geworfen haben.

Adol. Ja, ja; so war es.

Vat. Nun, sieh also, wie viel du Fehler gemacht hast; das war die Ursache, daß deine Geschwister dich nicht verstanden haben. — War es also wirklich der Kleine, welcher hingeworfen wurde?

Adol. Ja.

Vat. Sieh nun; auch dieses hast du uns nicht gesagt. Du sagtest: Aber der Junge war stärker als der Andere, und warf ihn hin. Du hättest sagen sollen: Aber der Große war stärker als der Kleine, und warf diesen hin. — — Das folgende hast du nun ohne beträchtliche Fehler erzählt, und man würde es ganz verstehen, wenn du das vorhergehende besser erzählt gehabt hättest. — — Getrau'st du dir nun, die Geschichte noch einmal, und ohne solche Fehler zu erzählen.

Adol. Ich will es versuchen. Die Probe fiel weit besser aus; es war nur der häufige Gebrauch des Wortes: Und zu erinnern. — Wären aber auch noch einige Fehler vorgefallen, so würde Hr. Willich die Erzählung doch

schwers

schwerlich noch einmal haben wiederholen lassen, denn solche Uebungen, so nützlich sie auch sind, fallen den Kindern leicht zur Last, und müssen ja nicht in die Länge gedehnt werden. Auch darf man nicht glauben, daß eine Bemerkung, welche dem Kinde gemacht worden ist, vielleicht aber in derselben Minute wieder übertreten wird, um deswillen nicht in den Kopf gekommen sey. Nein; wenn sie ihm nur eingeleuchtet hat, so wird sie nach einiger Zeit gewiß angewandt werden; allein auf der Stelle legt kein Kind eine fehlerhafte Gewohnheit ab, wenn man ihm auch die Fehlerhaftigkeit derselben begreiflich gemacht hat.

Soph. Das geschah ihm aber recht, daß er tüchtig ausgeprügelt wurde.

Vat. Seyd ihr Andern auch dieser Meinung?

D. And. Ja, ja. Das hatte er verdient. Warum neckte er den armen kleinen Jungen so.

Vat. Ich urtheile auch so. Es geschah dem Schadenfroh vollkommen recht, und er wird auch gewiß in seinem Herzen gedacht haben: hätte ich doch dem Jungen lieber nichts gethan. — Aber; sagt mir auch darüber eure Meinung *).

Wäre

*) Diese Uebung der moralischen Urtheilskraft ist hier Nebensache, und dient eigentlich zur Belebung des Unterrichtes. Ich mache bloß darauf aufmerksam, daß Hr. Willich hiebei eine Klippe vermeidet, an welcher fast alle Verfertiger moralischer Kinderschriften zu scheitern pflegen. Sie würden sich nämlich in ihrer Beurtheilung dieses Vorfalles daran gehalten haben, daß es nach der Moral verboten ist, sich selbst zu rächen, und würden das Urtheil der Kinder: es geschah

Wäre es euch nicht lieber gewesen, wenn dieser Knabe seine Schläge auf eine andere Art bekommen hätte?

D. And. Wir wissen nicht.

Vat. Es will mir nicht gefallen, daß die beiden Knaben so über den dritten herfallen, und ihn durchprügeln. Es verräth eine so wilde, hitzige, auffahrende Gesinnung. Meint ihr nicht auch?

Adol. Ja; aber — —

Vat. Eins auf einmal. Ich frage euch bloß, ob ihr das auch empfindet? Sich so auf der Stelle zu rächen, wenn man beleidiget worden ist; gleich

schah dem Neckenden recht, daß er abgeprügelt wurde, schwerlich gebilliget haben; wie es Hr. W. thut.

Es geht bei der Beurtheilung menschlicher Handlungen nach sittlichen Grundsätzen oft eine sonderbare Verwechslung der Grundsätze und der Ansichten vor, indem man das, was die Philosophen den juridischen Gesichtspunct nennen, mit dem ethischen oder moralischen verwechselt, oder eigentlich aus einem in den andern überspringt. Dies ist ein großer Fehler der moralischen Urtheilskraft, an dessen Ablegung man mit Anstrengung arbeiten muß. Nach dem juridischen Gesichtspuncte beurtheilt man bloß die Handlung und nimmt gar nicht Rücksicht auf die Gesinnung dessen, der sie thut. Bei dem moralischen Gesichtspunct aber läßt man die Handlung ganz aus dem Spiele, und beurtheilt bloß die Gesinnung dessen, der sie begeht. In dem ersten Falle fragt man: ist die Handlung recht

oder

gleich über den Beleidiger herzufallen, wie zwei Hofhunde über einen fremden, der zum Thore hineinguckt. — Ich möchte das nicht gethan haben.

Soph. Ja, ja; es ist nicht schön.

Adol. Aber, der Knabe hatte doch den Kleinen geneckt!

Vat. Jetzt komme ich nun auf das, was du sagen willst. Der Knabe verdiente Züchtigung, und es ist dem Kleinen nicht zu verdenken gewesen, wenn er Anstalten dazu machte. — Nun will ich dir also sagen, was er meiner Meinung nach hätte thun sollen. — Er hätte zu dem Vater

oder unrecht (genauer gesprochen: ist sie dem Rechtsgrundsatze gemäß oder nicht)? Im dem zweiten fragt man: verträgt sie sich mit einer sittlich guten Gesinnung oder nicht? (stimmt sie mit dem Pflichtgesetze überein)? Im ersten Fall beurtheilt man also die Handlung, im zweiten den Handelnden. Ein reicher Geizhals, der von einem armen Schuldner nach verflossenem Termin die Bezahlung mit unerbittlicher Strenge eintreibt, verstößt nicht nach dem Rechtsgrundsatze, und hat also in soferne recht; aber die Gesinnung, welche er dadurch am Tag legt, ist dem Pflichtgesetze entgegen, und in soferne nennt man seine Handlung unerlaubt, gewissenlos, abscheulich. — Es giebt keinen dritten Gesichtspunct, der höher wäre als beide, und diese in soferne vereinigte; man muß also diese Distinction schlechterdings vornehmen, wenn man über menschliche Handlungen urtheilen will.

ter des ungezogenen Jungens gehen, und bei diesem klagen sollen. Der Vater würde wohl gesehen haben, daß sein Sohn dafür eine Strafe verdiene, und hätte ihm wohl auch einen Buckel voll Schläge zugezählt. — Wäre das nicht angegangen?

D. And. O ja.

Vat. Was haltet ihr aber nun davon, daß die beiden Knaben sogar über den Korb des Ausgeprügelten herfielen, und die Erdbeeren auffraßen?

Soph. Ja; das war nicht recht.

Vat. Das sage ich auch. Es war niederträchtig. Es war nicht viel besser als Diebstahl. Ausprügeln durften sie den Necker noch allenfalls, aber ihm nun gar seine Sachen nehmen, die Beeren vor seinen Augen essen, das verräth eine schlechte, niederträchtige Gesinnung.

*

Philipp erzählte auch etwas, und wurde auf dieselbe Art wie Adolph auf die begangenen Fehler aufmerksam gemacht. Jacob bat, daß man ihn um etwas fragen möge, was die Woche über entweder in den Lehrstunden vorgekommen, oder im Hause vorgefallen war. Er erbot sich, deutlich und zusammenhangend zu antworten. Sophie aber war heute etwas flatterhaft, und bat den Vater, sie auf etwas zu bringen.

Vat. Nun so sprich mir einmal nach, Sophie?

„Du der du einst so lang ich nur weiß denn der mich kennt, als wenn. — —

Die And. lachen. Aber was ist denn das?

Vat. Etwas, das Sophie nachsprechen soll. Es gelingt nach einigen Versuchen, und sie bittet um mehr dergleichen. **Gut. Höre also zu:** Qui deficit in litteris, et proficit in moribus, plus deficit quam proficit.

Soph. Ach Gott! das kann ich nicht.

D. Vat. der wohl wußte, daß es für das Mädchen zu viel war, sie aber, weil sie oft keine Lust hatte, etwas selbst gewähltes zu erzählen, theils hiezu bringen wollte, theils aber schon die Aufmerksamkeit und Anstrengung, welche das Mädchen anwendete, um das Vorgesagte nachsprechen zu können, für Gewinn hielt, sagte ihr den lateinischen Spruch so lange vor, und munterte sie auf, ihn — ohne seine Dreinhülfe — nachzusprechen, bis sie wenigstens zwei Drittheile von demselben konnte. Ihr Radebrechen und Zungenzwang verursachte zugleich große Fröhlichkeit in dem Cirkel.

Nachdem Sophie sich an diesem Spruche lange genug gemartert hatte, sagte er ihr einige Zahlen, außer der Reihe vor, z. B. 9, 15, 27, 94, 6, 33, 4. — Auch diese mußte sie in derselben Ordnung wieder hersagen *). — Hierauf erzählte er ihr in fließendem Style folgende Fabel

*) Man halte dies nicht für bloßes Spielwerk, oder gar etwa für überflüßig. Es sind wahre Gedächtnißübungen, und zwar eigentliche Gedächtnißübungen, gerade deswegen, weil der Verstand dem Gedächtnisse nicht zu Hülfe kommen kann.

bel, welche sie ebenfalls gut und aneinander hängend, wenn gleich nicht gerade mit denselben Worten, nacherzählen mußte:

Vat. Ein junger Hühnerhund schlich sich einmal in die Küche, und plagte mit Bellen und Heulen die Köchin so lange, bis sie ungeduldig wurde, und ihm einen Knochen zuwarf, an welchem noch ein großes Stück Fleisch war. — Wer war frö-her, als mein junger Hühnerhund? Er lief mit seinem Fleische über den Hof, um es bei der Gartenmauer mit aller Gemächlichkeit verzehren zu können.

Als er aber über den Hof lief, erblickte ihn der große, baierische Haushund. „Du willst dich über den kleinen Kerl hermachen, sagte er zu sich selbst, und willst ihm das Fleisch wegnehmen; du kannst ihn ja leicht bezwingen.“ Sogleich sprang er auf den jungen Hund loß, und biß ihn in den Rücken, daß er schreien mußte, und das Fleisch fallen ließ.

Der große Hund eilte mit dem Fleische vor das Hofthor und fraß. Auf einmal stach ihn etwas fürchterlich in die Kehle. — Die Köchin hatte mit der Küchengabel stark in den Knochen gestochen, und darüber war ein großes Stück von derselben abgebrochen. Dieses Stück Gabel stack nun dem großen Hunde in dem Hals und brachte ihn um's Leben.

„Dir ist recht geschehen, sagte die Köchin, als man den todten Hund ins Loch scharrte, hättest du doch einem Andern sein Fleisch lassen können."

b) Redeübungen aus dem zweiten Erziehungsjahre.

Vat. Kannst du die Erzählung auswendig, Sophie?

Soph. Ja, Vater! Sie erzählte, und wurde dabei auf anständige Haltung des Körpers, besonders auf freie Haltung der Brust und des Kopfes, auf Offenheit in den Augen, und langsame, Ueberlegung bezeichnende Sprache aufmerksam gemacht.

Adolph erbot sich, allerlei Fragen zu beantworten, die ihm vom Vater und von den Kindern vorgelegt werden würden, ohne doch Ja und Nein zu sagen, und ohne mit den Antworten zu zaudern. — Eine Uebung im Sprechen und Denken, welche den Kindern eben so angenehm als nützlich ist, und daher sogar als Spiel von ihnen gebraucht werden kann.

Vat. Hast du heute den Peter nicht gesehen?

Ad. Ich habe ihn zweimal gesehen.

Soph. Du hast ihn ja dreimal gesehen.

Ad. Ich habe ihn nur zweimal gesehen.

Jacob. Ist es wahr, daß du ihm seinen Finken abgekauft hast?

Ad. Ich habe keinen Finken von ihm gekauft.

Phil. Willst du mir wohl meinen gebratenen Sperling heute verzehren helfen? — Geschwind! Ja oder Nein!

Ad. Du magst deinen Sperling allein essen.

Vat. Hast du den Sperling gefangen, Adolph?

Ad. Ich habe den Sperling nicht gefangen, sondern Philipp.

Vat. Kannst denn du nicht auch mit dem Meisenkasten umgehen?

Ad. Ich finde kein Vergnügen daran u. s. f. Man muß diese Unterhaltung den Kindern nur zuweilen verstatten, damit sie die Neigung dazu nicht verlieren, sie ist sehr nützlich für den Kopf.

Jacob bat, daß man ihm Verse möge machen lassen.

Diese Rede- und Verstandesübung, welche so eingerichtet war, daß jemand eine Zeile vorsagte, auf welche von dem kleinen Versmacher eine andere gesagt werden mußte, die sich dem Inhalte nach zu der ersten schickte und sich reimte, kann leicht und schwerer gemacht werden. Man kann nämlich entweder bloß darauf sehen, daß nur zwei Zeilen sich zusammenschicken und reimen; oder man kann zur Regel machen, daß wenigstens vier oder sechs Zeilen in Ansehung des Inhaltes zu einander passen müssen; oder man macht auch noch, überdies, zur Bedingung, daß diese sechs Zeilen in einerlei Laut reimen müssen; oder man giebt endlich gar Worte auf, welche den Vers entweder schließen, oder anfangen sollen. Auf diese Art kann diese Uebung durch alle Erziehungsjahre fortgesetzt werden.

Vat. Jacob geht mit dem Hut auf dem Kopf!
Jac. Weil er nicht wohl ist, der arme Tropf!
Vat. Fettes Fleisch hat ihm geschadet,
Jac. Nein, er hat zur Unzeit gebadet.
Vat. Schaden macht klug, das erfährt mein Sohn.
Jac. Und Wehthun ist des Flüchtigen *) Lohn.
Vat. Der arme Schelm! wir wollen ihm helfen!
Jac. Nein! da wär das Schaaf unter Wölfen!
u. s. w.

Philipp bat um Erlaubniß, eine Geschichte vorlesen zu dürfen, die er seit vierzehn Tagen, um sich im Schönschreiben zu üben, abgeschrieben habe. — Es wurde ihm verstattet, unter der Bedingung, daß er einen natürlichen, guten Anstand dabei beobachtete, laut, langsam und mit gehöriger Stimmenänderung läse. Die andern Kinder wurden ermahnet, aufmerksam zuzuhören, weil jedes eine Frage, diese Geschichte betreffend, werde beantworten müssen.

Die Geschichte stand in den Schreibevorschriften, und war aus Thieme's vortrefflichem Buche: der sächsische Kinderfreund genommen **).

Peter

*) Provinciell, statt unaufmerksam.

**) Ich bewundere an diesem Buche die Kunst des Verfassers, den Vorstellungskreis der Kinder zu erweitern und aufzuklären, durch Gegenstände, welche doch insgesammt in diesem Vorstellungskreise liegen. Dieses

schwere

Peter war auf der Schule zu Lübben in der Niederlausitz, und weil er arm war, so genoß er viele Wohlthaten bei einem angesehenen Kaufmanne, Namens Marl. Als er des Sonntags zu Mittage einmal da gegessen hatte, brachte jemand die Nachricht, daß vor dem Thore fremde Leute wären, die ein Kameel bei sich hätten. Das hörte Marls kleiner Sohn und verlangte dahin zu gehen, wo das Kameel zu sehen war. Weil nun nicht gleich jemand da war, der das Kind begleiten konnte, so erbot sich Peter dazu.

Er gieng also zum Kameele, und nachdem sie sich beide daran satt gesehen hatten, führte Peter den Kleinen noch ein wenig spatzieren. Sie kamen an den Garten eines armen Bürgers, wo gerade die erste Rose aufgeblühet war. Der kleine Marl wollte die schöne Blume haben, und verlangte, daß Peter sie für ihn abpflücken sollte; aber Peter sagte: „das darf ich nicht.“ Der Kleine bestand darauf und foderte mit einigem Ungestümm, daß

schwere Problem ist so richtig aufgefaßt, und mit solcher Schärfe aufgelöst, daß der erste Theil dieses Buches, in dieser Hinsicht, wohl schwerlich seines Gleichen haben wird. — Der zweite Theil, welcher zugleich Uebungen für die moralische Urtheilskraft enthält, ist zwar auch sehr gut, aber doch nicht so ganz vollkommen, wie der erste in seiner Art ist. Es könnte nämlich manche Frage über Recht, Gut u. dgl. genauer vorgelegt und durch eine bestimmtere Erzählung besser vorbereitet seyn, als es geschehen ist. — Dies sind aber Flecken, die eine so geschickte Hand leicht verwischen kann; ja, die auch vielleicht schon in der zweiten, mir noch nicht in die Hände gekommenen Ausgabe, nicht mehr anzutreffen sind.

dieser ihm seinen Willen thun sollte. Peter aber eilte mit dem Kinde, um vorbeizukommen, damit es die Rose nicht mehr sähe.

Indem rufte Petern jemand bei seinem Namen. Als er sich umsah, ward er gewahr, daß es Herr Marl war, der das Geschrei seines Kleinen gehört hatte. Er fragte Petern ganz ernsthaft: Warum er dem Kinde nicht die Liebe gethan, und ihm die Rose abgepflückt hätte? Peter antwortete ganz freimüthig: „Weil sie nicht mein war.“ Aber, antwortete der Kaufmann, eine Blume ist ja eine Kleinigkeit. Zudem war der Eigenthümer nicht einmal gegenwärtig, und würde nicht gewußt haben, wer die Rose abgepflückt hätte. — Das wohl! erwiederte Peter; allein es würde mir auch nicht gefallen, wenn ich einen Garten hätte und mir ein Vorübergehender die erste Blume abrisse.

Herr Marl war ein verständiger und rechtschaffener Mann — —

Vat. Halt! Philipp. Jetzt will ich erst fragen. Adolph! Was wird Hr. Marl wohl gethan oder gesagt haben.

Ad. Er wird Petern gelobt haben, für das, was er gethan hatte, denn Hr. Marl war ein verständiger und rechtschaffener Mann.

Vat. Recht so. — Aber hätte denn Peter die Rose abreißen sollen, wenn Hr. Marl unzufrieden darüber geworden wäre, daß er sie nicht abgerissen hatte? Was meinst du? Sophie!

Soph. Nein; er hätte sie nicht abreißen dürfen, denn sie gehörte nicht ihm.

Vat. Wer war wohl unter diesen beiden Knaben der verständigste? des Kaufmanns Sohn, oder Peter? — Was meinst du? Jacob!

Jac. Ich sage, daß Peter der verständigste war.

Vat. Lies nun weiter, Philipp! — — Er verdoppelte von dem Tage an seine Wohlthaten gegen Petern; denn, — dachte er bei sich selbst — wer schon in Kleinigkeiten so gewissenhaft handelt *); was ist nicht von diesem in wichtigern Angelegenheiten zu erwarten!

Vat. Gut. — Wollt ihr nun auch ein Urtheil von mir hören; so sage ich, daß Peter gut gehandelt und gesprochen, daß Philipp gut geschrieben, und daß derselbe Philipp auch ganz erträglich vorgelesen hat.

*) So erlaube mir der Verf. zu sagen, statt: denn, wer schon in Kleinigkeiten nach so edeln Grundsätzen handelt. — Es war hier nur recht und pflichtmäßig, was geschah, nicht edel. Es ist schädlich, das für edel auszugeben, was weiter nichts ist, als recht. — — Manche Leser, vorzüglich gelehrte, mache ich noch darauf aufmerksam, daß Hr. Willich keine Gründe zu den von den Kindern gefälleten Urtheilen fodert. Daran thut er recht. Denn, es giebt erstlich, genau genommen, keine Gründe dazu, weil ein solcher Ausspruch schon selbst ein Grundsatz ist; zweitens aber, so kömmt es in diesen Jahren mehr darauf an, die Urtheilskraft zu üben, als das Vermögen, welches zu den Urtheilen die Rechtfertigungsgründe sucht, nämlich die Vernunft, zu schärfen.

e. Rede- und Schreibübungen aus dem dritten und vierten Erziehungsjahre.

Vater, in der Redeübung mit Adolph. Wer hat diesen Brief geschrieben?

Ad. Mein Vater.

Vat. Von wem ist dieser Brief geschrieben worden?

Ad. Von meinem Vater.

Vat. Von wessen Hand ist dieser Brief geschrieben worden?

Ad. Von meines Vaters Hand.

Vat. Wen muß man als den Verfertiger dieses Briefes nennen?

Ad. Meinen Vater.

Vat. Wem muß die Verfertigung dieses Briefes zugeschrieben werden?

Ad. Meinem Vater.

Vat. Durch wen ist dieser Brief geschrieben worden.

Ad. lächelnd. Durch meinen Vater.

Vat. Warum lächelst du Adolph?

Ad. Weil sie mich immer nur einerlei fragen.

Vat. Glaubst du das, Adolph? Ich glaube, ich hätte dich wenigstens viererlei gefragt. — Du glaubst es nicht? — Nun gut, so frage du mich auch einmal auf die Art, wie ich dich gefragt habe. Nachdem der Versuch sehr unvollkommen aus-

ausgefallen war. Sieh! es ist doch nicht so leicht als du denkst. — Ich will dir aber nun auf den Vortheil helfen, wenn du Acht geben willst. Ich will dich dasselbe noch einmal fragen, und etwas dabei aufschreiben. Der Vater wiederholte also diese Fragen, und schrieb das Wort: mein, nach den verschiedenen Beugungen, in welchen es in Adolphs Antworten vorkam, unter einander. Nun siehst du wohl, Adolph? — Du hast mir auf verschiedene Art geantwortet; ich muß dich also wohl auch auf verschiedene Art gefragt haben? — Das erstemal antwortest du: mein Vater; das zweitemal: von meinem Vater; das drittemal: von meines Vaters; das viertemal: meinen Vater; das fünftemal: meinem Vater; das sechstemal: durch meinen Vater. — Nun wollen wir einmal zusammenzählen. 1) Mein kömmt einmal vor. 2) Meines auch einmal. 3) Meinem kömmt zweimal vor, kann aber nur für Eines gelten, denn hier steht: meinem, und hier steht auch: meinem. 4) Meinen kömmt auch zweimal vor, gilt also auch nur für Eines. — Ich habe dich also wirklich wenigstens auf vielerlei verschiedene Arten gefragt, und du hast mir auch auf so vielerlei Art geantwortet, obgleich unsere Fragen und Antworten im Grunde nur von dem Briefe deines Vaters handelten.

Versuche nun einmal mich so zu fragen, daß

ich

ich dir auch wenigstens auf diese viererlei Art antworten muß.

Ad. Wem gehört dieser Hut?

Vater Er gehört meiner Frau.

Ad. betreten. Ei! da kömmt ja gar noch eine Veränderung. Sie sagen: meiner. Das haben wir noch gar nicht.

Vat. Du bist sehr aufmerksam, mein Lieber; es freuet mich. Du wirst aber finden, daß das: Meiner eigentlich entweder so viel ist, als: Meines, oder Meinem, und darum wollen wir es nicht besonders anmerken. Hättest du mich z. B. gefragt: wem gehöret dieser Hut dort, auf einen andern Hut deutend, so hätte ich geantwortet: er gehört meinem Adolph. — Du siehst also, daß: Meiner diesmal so viel war, als: Meinem. Ja ich hätte sogar auch sagen können: er gehört meinem Weibe.

Ad. Auf wessen Kopf gehört dieser Hut?

Vat. Gut gefragt! — Auf meines Weibes, oder: auf meiner Frau Kopf.

Ad. Schön! — Von wem wird dieser Hut getragen?

Vat. Dies ist schon da gewesen. Ich antworte nämlich: von meinem Weibe.

Ad. Wer besitzt diesen Hut?

Vat. Mein Weib.

Ad. Ich finde weiter keine Frage.

Vat. So will ich dir helfen. — Wir haben gehabt: Mein, Meines, Meinem; es fehlt also noch meinen. — Dieser Fall kömmt nicht vor, wenn du mich über den Hut meiner Frau fragst; sondern du müßtest mich über den Deinigen fragen. Z. B. Wen wird dieser Hut heute gegen die Sonne schützen? da würde ich antworten: Meinen Adolph. Fragtest du mich aber das und deutetest dabei auf den Hut meiner Frau; so müßte ich antworten: meine Frau, oder: mein Weib. Und beides ist eigentlich schon da gewesen.

* *

Ich werde vielleicht einige Anmerkungen über diese Redeübung machen müssen. — Sie heißt Redeübung, weil sie mehr eine Unterhaltung ist, bei welcher allenfalls bloß auf deutliche Aussprache, Unerschrockenheit und natürliche Stellung des Körpers, als auf etwas anderes, dem Anscheine nach, gesehen wurde. Einige meiner Leser würden sagen, es wäre eine grammatikalische oder gar eine logikalische Uebung. Ich habe nichts dagegen einzuwenden; ich nenne sie sogar selbst eine Verstandesübung; nur verlange ich, daß sie dem Kinde nie etwas anderes als Unterhaltung sey.

Es ist zum Schaden unseres Zeitalters, daß die Jugend nicht mehr so regelmäßig zu grammatikalischen und rhetorischen Uebungen angehalten

halten wird, wie ehedem. Man sieht diese Vernachlässigung im regelrechten Denken den Producten vieler Schriftsteller an. Es fehlt ihnen nicht an Kräften, auch wohl nicht an Kenntnissen, aber es fehlt ihnen an dem, was man analytischen Geist, oder Besonnenheit im Nachdenken, und Klarheit in der Darstellung nennt. Dies ist aber weiter nichts, als eine Geschicklichkeit, welche sich jedermann durch Uebung erwerben kann, und zu welcher grammatikalische, logikalische oder rhetorische Ausarbeitungen führen. —

Es liegt in Hn. Willichs Plan, diese Uebungen ja nicht zu vernachlässigen, sondern im Gegentheil, so früh als möglich anzufangen. Die einzige Klippe, die er zu vermeiden suchte, war Pedanterei und Trockenheit.

Er fieng mit solchen Unterredungen, wie die vorstehende ist, an. Er machte bloß auf die Sache aufmerksam, benannte sie aber noch nicht, und belästigte also die Kinder in dem Alter von neun bis eilf Jahren noch nicht mit grammatikalischer Terminologie. Sie wurden Grammatiker und Zergliederer (Analysten), ohne es zu wissen. Er sagte nichts vom Nominativ, Genitiv u. s. w., nichts vom Substantiv oder Pronomen, oder vom Declinirer und Conjugiren; sondern, wie gesagt, diese Uebungen hatten das Ansehen ganz freier Unterhaltungen.

An-

Anfangs waren diese mündlich, nach der Hand wurden sie schriftlich.

So lernten nun die Kinder grammatikalische Sachen kennen. Im eilften Jahre führte er seine Schüler, wie wir künftig sehen werden, zu Bezeichnung dieser Sachen mit Namen, und lehrte eine Grammatik, die den Namen allgemeiner Grammatik führen wird.

Schreibübungen.

Nachdem die Kinder beisammen waren, schlug ihnen Hr. Willich heute vor, ihm inskünftige, vielleicht in acht Tagen, eine von ihnen selbst aufgesetzte Geschichte zu bringen, in welcher die Worte: Anzeigen; Entdecken; Nachricht geben; Bekanntmachen; Offenbaren; Verrathen *) vorkämen. — Es war die erste Uebung

*) Nach S. 211. des Funkischen Lehrbuchs für Bürgerschulen, erst. Th. — — Ich folge auch hier meiner Methode, die Kinder eher mit den Dingen im einzelnen bekannt zu machen, als mit dem allgemeinen an denselben. Demnach würde ich weder ein Kind von 10 Jahren, noch selbst einen jungen Menschen von 15 Jahren anreden: gieb mir einmal den Unterschied zwischen diesen sinnverwandten Worten an; sondern ich würde, wenn ich diese geistschärfende Uebung mit ihm vornehmen wollte, sagen: verfertige mir einmal einen schriftlichen Aufsatz, in welchem diese Worte vorkommen. — Diese in der Pädagogik äußerst wichtige Methode gründet sich auf den psychologischen Grundsatz, daß die Vorstellungen des

Men-

bung dieser Art; die Kinder hatten noch keine rechte Vorstellung davon, Hr. Willich schrieb also die genannten Worte mit Kreide an die Tafel, und sagte folgendes:

„Wenn mir so etwas aufgegeben worden wäre, so würde ich mich hin vor die Tafel stellen, und nachsinnen, wovon eine Erzählung oder Geschichte wohl eigentlich handeln müßte, wenn diese Worte in derselben vorkommen sollten."

„Entdecken;" da würde ich denken: ein Diebstahl ist entdeckt worden. — „Anzeigen;" da würde ich denken: es ist der Obrigkeit angezeigt worden, daß man irgendwo Diebe gesehen hat, oder, daß ein Diebstahl geschehen ist. „Bekanntmachen;" da würde ich denken: die Obrigkeit ließ bekannt machen, daß derjenige eine Belohnung bekommen sollte, der den Aufenthalt der Diebe entdecken würde. — „Verrathen;" da würde ich denken: einem von den Dieben wurde Angst, er entschloß sich, alles zu offenbaren, was die Bande schon schändliches gethan hatte, und gieng hin, und verrieth die ganze Sache.

„Ei

Menschen erst zu klarem Bewußtseyn gebracht werden müssen, ehe sie zu deutlichem erhoben werden können. Ein Satz, der aber hier nicht weiter erläutert werden kann.

„Ei das ist allerliebst, rief Ernst aus, der bei der Uebung gegenwärtig war. Wenn Sie mir erlauben, so will ich gleich eine Geschichte erzählen, in welcher diese Worte vorkommen. Ich habe mir so eben eine Geschichte ausgedacht.“ — Recht gerne, antwortete Hr. Willich, und Ernst erzählte:

Mausedavid hatte mit seiner Bande in der Nacht ein einsam stehendes Pachtershaus angefallen, die Leute in demselben grausam gemißhandelt und das Haus rein ausgestohlen. Voll Betrübniß und Kummer zeigte dies der Pachter am folgenden Morgen bei der Obrigkeit an. Halt! rief Hr. Willich; ich werde die verlangten Worte, in der Ordnung, wie sie vorkommen, hier an die Tafel schreiben, damit wir wissen, wenn Ernst seine Schuld abgetragen hat.

Die Obrigkeit ließ hierauf bekannt machen, daß, wer ihr von den gestohlenen Sachen, oder gar von dieser Diebsrotte Nachricht geben könnte, hundert Thaler Belohnung erhalten sollte.

Dies hörte einer von der Diebsbande, Namens Lips, und er nahm sich vor, seine Kammeraden zu verrathen. Er eröffnete sein Vorhaben aber vorher noch Einem von denselben, der, wie er wußte, auch einer so schändlichen Lebensart überdrüßig war, und dieser billigte sein Vorhaben. Er sagte zu ihm: ja, ja Bruder, wir wollen zur Obrigkeit gehen, und wollen ihr nicht nur alles sagen, was schon ruchbar geworden ist, sondern wir wollen ihr auch die zwei Menschenmorde offenbaren, die hier im Walde vorgefallen sind, und von denen noch niemand etwas weiß.

Bat. Vortrefflich! Ernst. Sie haben noch mehr gethan, als Sie versprochen haben. Sie haben

auch das Wort: eröffnen mit hineingebracht, welches nicht einmal mit aufgegeben war. — Nun, ihr Kleineren! seht! so macht ihr's. Ihr denkt euch erst eine Geschichte aus, hernach schreibt ihr sie auf. Ihr habt acht Tage Zeit; und wenn ihr jeden Tag nur zwei oder drei Zeilen davon aufschreibt, so werdet ihr fertig.

Die Kinder waren fleißig gewesen. — Man kann erwarten, daß ihre Erzählungen insgesammt der jetzt angeführten ähnlich waren. Dies bemerkte Hr. Willich aber nur so obenhin, und führte dabei an, daß man auch wohl noch ganz andere Erzählungen hätte machen können, in denen diese Worte doch auch vorgekommen wären. Die Kinder hielten das für unmöglich. Hr. Willich erklärte, daß er ihnen, wenn sie in der Stunde gehörig aufmerksam und stille wären, damit er noch während der Unterredung darauf denken könnte, eine solche mittheilen würde. — Jetzt hatte Jacob seine Erzählung gebracht. Es hieß darinne:

Der Pachter gieng des Morgens zur Obrigkeit und eröffnete ihr alles, was in der Nacht vorgefallen war *).

Bat.

*) Der Lehrer, der vielleicht ähnliche Uebungen anstellen will, stoße sich ja nicht daran, wenn er auf andere auszeichnende Merkmale fällt, als die in dem Funkischen Buche angegebenen sind. Es kömmt nicht darauf an, diese oder jene gewisse, noch weniger alle unterscheidenden Merkmale eines Wortes anzugeben, denn wir wollen aus den Kindern keine

Sprach-

Vat. Sollte Jacob hier wohl recht geschrien haben? Habt ihr auch so, ihr Andern! habt ihr auch geschrieben: der Pachter eröffnete der Obrigkeit ꝛc.

Einige. Nein! Wir haben: der Pachter zeigte der Obrigkeit an. — —

Vat. Wer sollte wohl recht haben? Jacob!

Jac. Ich weiß es nicht.

Vat. So wollen wir untersuchen. — Stelle dir einmal den Pachter vor, wie er zu dem Amtmann gekommen ist. Wird er wohl auf den Fußzähen hin zu ihm geschlichen seyn, und ihm leise ins Ohr gesagt haben: Ach! Hr. Amtmann! aber verrathen Sie mich nicht! und sagen Sie's nicht weiter: die Diebe haben mir heute in der Nacht

Sprachforscher machen, sondern es liegt nur daran, daß die Kinder irgend ein unterscheidendes Merkmal eines Wortes kennen lernen, welches sich an diesem Worte ganz gewiß befindet, und den Kindern leicht in die Augen fällt. So sagt Hr. Funke: „Eröffnen bezieht sich auf ein gewisses Anliegen, oder eine Meinung, oder Gesinnung, wovon man einem andern Kenntniß giebt, und begreift ein gewisses Zutrauen in sich. Er hat mir sein Anliegen eröffnet.“ — In dem oben gegebenen Beispiele ist aber vorzüglich auf das Heimlichthun, das bei dem Eröffnen statt findet, aufmerksam gemacht worden, weil dieses Merkmal die am meisten sinnliche oder anschauliche Beschreibung zuläßt, und also besonders für Kinder ist.

alles mein Hab und Gut gestohlen." Wird er wohl so gesagt haben?

Jac. lächelnd. Nein.

Vat. Aber wie wird er denn gesagt haben?

Jac. Ich weiß es nicht.

Vat. So höre einmal. — Ich stelle mir vor, daß der Pachter wird höflich zur Thüre hineingetreten, und nicht weit von der Thür wird stehen geblieben seyn. Der Amtmann wird gefragt haben: Nun, was habt Ihr dann Gutes vorzubringen, lieber Mann? Und der Pachter wird dann geantwortet haben: Ach, leider! nicht viel Gutes, sondern etwas sehr Schlimmes. Ich muß nämlich bei meiner geehrtesten Obrigkeit anzeigen, daß ich heute Nacht durch eine Diebsbande bin gar sehr erschreckt, und zum armen Mann gemacht worden. — Glaubst du, Jacob, daß er so wird gesagt haben?

Jac. Ja; das glaube ich.

Vat. Nun, wenn das ist, so hat er angezeigt, aber nicht eröffnet. Denn wenn man jemanden etwas eröffnet, so sagt man es ihm heimlich und so, daß es niemand weiter hört. Anzeigen aber, das bedeutet, daß man jemanden etwas gerade heraus sagt, weil man es für eine Art von Schuldigkeit hält, und damit er sich danach richten kann.

Denn, die Obrigkeit will, daß man ihr bekannt mache, wenn etwas gestohlen wird, weil sie Anstal-

staltenmacht, daß das Gestohlene wieder herbeigeschafft, und der Dieb entdeckt werden soll.

Soph. Ich habe geschrieben: „Der Pachter machte am folgenden Morgen der Obrigkeit bekannt."

Vat. Das ist auch nicht ganz richtig; wie du selbst sehen wirst, Sophie. — Meinst du wohl, daß der Pachter in die Amtsstube wird getreten, und nun mit recht starker Stimme wird ausgerufen haben: „Hört ihr Herrn! mir ist heute Nacht alles das Meinige durch gottlose Leute gestohlen worden!" Glaubst du, daß er es so wird gemacht haben?

Soph. Nein.

Vat. Nun so hat er auch nicht bekannt gemacht. Denn Bekanntmachen heißt eigentlich: veranstalten, daß Jedermann etwas erfahre. Wenn daher die Obrigkeit etwas bekannt macht, so läßt sie es ausschreiben, und an allen Thoren und großen Häusern anschlagen. Oder wenn, in der Stadt, ein Bürger will, daß jedermann wissen soll, er habe Bier zu verkaufen; so giebt er einen hiezu bestellten Manne ein paar Groschen, und dieser geht hin an jede Gassenecke und schreit mit starker Stimme in die Gasse hinein: „Hört ihr Herrn, Meister Cyprian hat gutes Bier zu verkaufen; die Kanne um sechs Dreier!" — Siehst du, das heißt: bekanntmachen. Man muß also sagen, wie

die übrigen von Euch haben: Der Pachter zeigte am Morgen bei der Obrigkeit an. —

Hn. Willichs versprochene Erzählung war abverdient worden. Die Kinder waren aufmerksam, ruhig und lernwillig. Deswegen erzählte er ihnen am Ende der Stunde folgendes:

Ludwig, ein Knabe von 10 Jahren, wurde des Morgens beim Aufwachen inne, daß er in das Bett gepißt habe. Ach! wie erschrack er! Er hatte diesen Fehler schon öfters begangen, und es war ihm von den Eltern gedroht worden, daß das unreine Betttuch mit Ludwigs Namen zu dem Fenster hinaus gehängt, und also der ganzen Stadt bekannt gemacht werden sollte, was Ludwig für ein unreiner Knabe wäre.

Er hatte eine Schwester, Luise mit Namen, und 18 Jahre alt, ein gutes, verständiges Mädchen. Zu dieser gieng er und sprach: Luise! ich eröffne dir ein großes Anliegen; aber du mußt mich ja nicht verrathen. Ich habe mein Betttuch schon wieder verunreinigt, und schäme mich so! Ach! wenn es nur im Hause niemand erfährt! Liebe Schwester! eile, eile! Wenn die Magd in die Kammer kömmt und entdeckt es, so offenbart sie alles; sie ist mir nicht gut.

Lieber Bruder, sagte Luise, anzeigen muß ich es dem Vater auf alle Fälle, denn er hat es mir ausdrücklich befohlen. Sieh! du bist gestern Abends zweimal erinnert worden, nicht soviel zu trinken; daher kömmt es. Versprichst du mir aber, künftighin besser zu folgen, so will ich geschwind ein anderes Tuch holen, und in dein Bett werfen, damit wenigstens die Magd keine Unsauberkeit finden, und dich als einen unreinen Menschen im ganzen Hause bekannt machen kann. — Ludwig versprach

sprach Besserung, und Luise besorgte, was sie gesagt hatte.

Noch eine Schreibübung.

Philipp und Sophie. Hier sind wir, Vater. Wir wollen heute eine Wechselschrift mit einander machen.

Vat. Gut. Habt ihr euch denn schon etwas ausgesonnen?

Beide. Nein. Wir bitten um etwas.

Vat. Nun, ich will euch heute etwas leichtes geben. Wir haben gestern in der historischen Stunde die Erzählung von Belisar und Gelimer gehabt. Schreibt heute diese:

Beide. Ei ja. Das wollen wir.

Soph. Laß mich anfangen, Philipp! Ich schreibe:

Sie schreibt.

„Belisar war ein geschickter General gewesen, wurde aber in seinem hohen Alter bei dem Kaiser, dem er gedient hatte, verläumdet, von ihm als ein Verbrecher behandelt, und es wurden ihm die Augen ausgestochen, worauf er betteln mußte. Da kam er nun" — —

Phil. Halt! Halt! Hier ist ein Punct. Hier fange ich an.

Vat. Richtig. Philipp fährt fort.

Phil. Gieb mir das Papier. „Da kam er nun" — das lasse ich nicht stehen; ich schreibe lieber:

„Einst kam er, spät gegen Abend, mit dem Knaben, der ihn führte, bei einem Hause an, das ei-

ner reinlichen Bauern : oder Gärtnerwohnung glich." — Fahre fort, Sophie!

Soph. Was soll ich denn schreiben? Wie war es dann? Nach einigem Besinnen. Ja, nun weiß ichs. „Eben trat der Herr des Hauses mit dem Spaten in der Hand herein, und fragte, wer der alte blinde Mann wäre."

Phil. Gieb ab, Sophie! hier ist ein Punct.

Soph. Ach ist es denn wahr? lieber Vater!

Vat. Allerdings, Sophie. — Du bist auf die Puncte nicht recht aufmerksam. Gieb besser Achtung.

Phil. „Ich bin ein alter Soldat," antwortete Belisar.

Soph. „Ein alter Soldat? erwiederte der Mann, und wirst nicht besser belohnt? Komm herein Fremdling, mein Haus und mein Tisch stehe dir zu Diensten."

Phil. „Auf Bitten des freundlichen Wirthes mußte der Greiß von seinen Kriegsdiensten erzählen, wo sich dann zeigte, daß er die Feldzüge des berühmten Generals Belisar mitgemacht haben müßte. Hiebei gerieth" — — —

Soph. Ei, ei! Auch einmal erwischt. — Ich bitte mir das Schreibbuch aus.

„Hiebei gerieth — — was hast du denn schreiben wollen?

Phil. Das wirst du ja wohl errathen können.

Soph. Ach! ich fange lieber anders an.

Vat. Du weißt schon, Sophie! daß es mir lieber ist, wenn du nicht von neuem anfängst, sondern lieber forifährst, wie schon angefangen ist.

Soph. Gut. Ich will nachdenken, und seh'n, ob ich es treffe. — Es mag seyn!

„Hiebei gerieth der Hauswirth in Wärme, und brachte viel Lobpreisungen auf den großen Belisar vor."

Phil. Getroffen! liebe Schwester. — „Belisar hörte sie gelassen an, und fragte, woher sein gastreicher Wirth denn alles so genau wisse, was Belisar gethan habe?"

Soph. „O! versetzte der Mann, wer so viel Schaden durch Belisar gelitten hat, als ich, der kann wohl wissen, was Belisar gethan hat."

Phil. „Und was für Schaden hat denn Belisar dir gethan? fragte dieser weiter, wer bist du denn? wenn ich dies wissen darf."

Soph. „Ich bin Gelimer, antwortete der Mann, Gelimer, König der Vandalen, dem Belisar sein Reich weggenommen, den er lange belagert, ausgehungert, in schreckliches Elend gebracht, und endlich noch als einen gefangenen König zu Konstantinopel im Triumph aufgeführt hat."

Phil. „Belisar schwieg eine Weile, und bewunderte darauf die Standhaftigkeit, mit welcher der brave Mann so viel Hartes ertragen hätte, und

die Zufriedenheit, mit welcher er jetzt als ein armer Bauersmann lebte."

Soph. „Man gieng hierauf zu Bette. Des andern" — — —

Phil. Um Verzeihung. Wenn man zu Bette geht, so ist's Punctum. — „Des andern Morgens nahm Belisar seinen Stab in die Hand, dankte dem Manne, der ihn so herzlich bewirthet hatte, und sagte, da er schon in der Hausthüre stand: Mache nur nicht viel Aufhebens von dem, was ich dir sage. Du verdienst — —

Soph. Ei, Herr Philipp macht hier einen Punct.

Phil. Aber! es ist ja eine Rede!

Vat. Allerdings, Sophie. Weil gerade eine Rede angefangen ist, so kann erst abgesetzt werden, wenn diese zu Ende ist.

Phil. „Du verdienst zu wissen, wie es dem Manne gegangen ist, der dir, ohne es zu wünschen, so viel geschadet hat. Er sieht jetzt aus, wie ich. Er hat keine Augen mehr; er hat nichts zu leben; er läßt sich umher führen, um hie und da etwas für Frau und Kinder zu suchen. Er hat heute bei dir übernachtet, und dankt dir mit diesem Händedruck für deine liebreiche Aufnahme."

Soph. „Mit Heftigkeit fiel Gelimer dem alten Manne um den Hals, und wollte ihn

Zeit-

Zeitlebens nicht von sich lassen. Aber Belsar sagte, daß Frau und Kinder zu Hause auf ihn warteten, und riß sich mit einiger Gewalt aus den Armen des braven Mannes loß."

Phil. Das ist doch eine recht schöne Geschichte. Ich will sie einmal zu einer Uebung im Schönschreiben nehmen.

Vat. Das kannst du. — Aber weißt du auch, wie lange es schon her ist, daß sie sich zugetragen hat?

Phil. O! das will ich Ihnen gleich sagen. Dort hängt meine historische Charte: ich habe den Namen: Belsar wohl darauf geschrieben. Er zählt. Es ist vor zwölfhundert Jahren geschehen.

Vat. Gut. Merke dir das auch im Kopfe.

Vierzehnter Abschnitt.

Ein Abendgespräch zwischen Hn. Willich und Leopoldinen, die Behandlung eines Knabens von vier Jahren betreffend; zum Theil auch die eines verzogenen Mädchens von funfzehn.

Leop. beinahe verdrießlich, wenigstens bis zur Beleidigung gleichgültig. Hier ist das Journal über August *).

Will. Ich habe es lange nicht gesehen.

Leop. Es ist aber doch richtig fortgesetzt.

Will.

*) Hn. Willichs eigener Sohn, der nunmehr vier Jahre alt war, und seit einem Vierteljahre Leopoldinen ganz übergeben worden war, um das Mädchen, bei welcher es schwer hielt, sie von einer gewissen Gedankenlosigkeit, Beschäftigungsscheue, Tändelei u. dgl. abzubringen, durch einen Beweis von Zutrauen zu gewinnen, ein

ächtes

Will. Das ist mir lieb. Indem er es aufschlägt. Also seit vier Wochen haben Sie mir es nicht sehen lassen. Glaubten Sie nicht, daß mich das beunruhigen würde.

Leop. Sie sehen ja aber, daß dem Knaben kein Leid widerfuhr.

Will. Sie wissen, Leopoldine, daß mir bei dieser Angelegenheit jemand mehr am Herzen liegt, als August. Soll ich Ihnen sagen, wie dieser jemand heißt?

Leop. mit niedergeschlagenen Augen, und mit solchen Zeichen von tiefem Gefühl und aufrichtiger Reue, als Hr. Willich bisher an Leopoldinen noch nicht bemerkt hatte. Sie schweigt.

Will. dem diese Sinnesänderung lieb ist, da sie das Werk einer sehr großen Arbeit an Leopoldinen, von seiner Seite und von Seiten seiner Gattin war, nimmt sich nun vor, das Mädchen nicht so hart anzulassen, als er es wirklich beschlossen hatte, sondern sieht die heutige, freiwillige Uebergabe des Journals gerade als einen Beweis einer schon angefangenen Besserung an. Doch läßt er dem Mädchen nicht merken, daß er etwas verändertes wahrnimmt. Ei! Ei! Leopoldine! wie konnten Sie mir eine so rauhe, fast hätte ich gesagt, rohe Antwort geben, in dem Augenblick, da Ihnen Ihr Herz gewiß sagt: ich habe gegen einen Mann, der mich liebt, nicht recht gehandelt!

Doch

ächtes Ehrgefühl in ihr anzufachen, und bei Gelegenheit manche Lehre zu selbst eigener Benutzung zu geben, welche zunächst dem Kinde zu gelten schien.

Doch — wir wollen dies bei Seite setzen. Geben Sie mir nun auch mündlich Rechenschaft über August. Ich finde diese hier im Journal gegebene nicht belehrend genug. Da steht z. B. „August war heute gut, nur folgte er nicht recht;" darauf folgt; „wie gestern;" nun wieder: „wie gestern" und so geht es durch fünf Tage fort. — Ist August also wirklich ein ungehorsamer Bube?

Leop. Das will ich gerade nicht sagen. Aber er ist seit vierzehn Tagen sehr unfolgsam.

Will. Unfolgsam und ungehorsam ist einerlei. — Worin besteht aber seine Unfolgsamkeit?

Leop. Er sucht, wenn ich ihn auch einmal bei mir habe und ihm Zeitvertreib mache, doch bald wieder von mir los zu kommen. Er kömmt nicht gleich, wenn ich ihn rufe; es ist ihm sehr einerlei, ich mag freundlich, oder ich mag rauh mit ihm sprechen.

Will. Ich gestehe Ihnen, daß ich das nicht an ihm in Rücksicht auf mich bemerke.

Leop. Ja; Sie sind sein Vater.

Will. Glauben Sie nicht an das Mährchen, daß die Liebe im Blute steckt. — Alles kömmt vielmehr auf das Betragen an, welches die Erwachsenen gegen die Kinder annehmen. Die Kinder haben eine natürliche Zuneigung zu allen Menschen. Wird sie nicht durch zurückstoßendes Betragen gestört, so hängen sie sich auch an alle.

Leopoldine! Wollen Sie als Vorwurf annehmen, was ich sagen muß, oder wollen Sie das unangenehme, welches Sie dabei fühlen könnten, überwinden, und überzeugt bleiben, daß ich es aus Liebe zu Ihnen sage?

Leop. beschämt und gerührt. Ach! fragen Sie nicht so.

Will. Ihr Betragen gegen den Knaben hat sich seit einiger Zeit geändert. Nicht nur aber gegen den Knaben, sondern Ihr Betragen überhaupt. — Fragen Sie sich selbst, ob Sie seit den letzten vierzehn Tagen so zufrieden mit sich selbst sind, als in den vorher verflossenen. — —

Leop. Ach! wenn ich nur die Ursache wüßte.

Will. Es ist keine andere, als — Mangel an Herrschaft über sich selbst. Sie thun nur, was Sie gerne thun; man muß aber thun, was Pflicht ist, was man sich vorgesetzt, was man übernommen hat.

Ich habe zuweilen im Vorbeigehen gesehen, mit welcher verdrießlichen Miene Sie dem Knaben seine Spielsachen darreichten; wie oft er bitten mußte, ehe Sie sich entschlossen, ein paar Augenblicke mit ihm gemeinschaftlich zu spielen. Ich hatte mir oft vorgenommen, Ihnen dieses Geschäft eher wieder abzunehmen, als es unter uns ausgemacht ist, weil ich glaubte, es habe Sie gereut, es übernommen zu haben; aber ich

sah,

sah, daß es in Ihren übrigen Geschäften nicht besser geht. —

Jetzt wurde gestrickt; bald gefiel das Strickzeug nicht mehr. Es blieb liegen, und wurde ein Buch geholt. — Auch dies wurde bald mit verdrießlicher Miene in die Tasche geschoben, und es wurden Noten geschrieben. — Das dauerte wieder nur zwei Minuten, nun giengs an das Klavier. Nun in die Küche; nun wieder in die Stube. Kurz der Tag verstrich, und es war nichts gethan worden.

Das macht verdrießlich, Leopoldine. — Drei solcher Tage sind so schlimm, als eine kleine Portion Gift für das Leben.

Leop. weint; aber diesmal ganz ohne Ungestümm. Die Reue drang wirklich tief, die Zähren brannten. — Hr. Willich schwieg eine Zeitlang stille, bis das Mädchen etwas beruhigt war.

Will. Wünschen Sie etwas von mir, Leopoldine?

Leop. Wie kommen Sie zu dieser Frage?

Will. Ich glaubte vielleicht, daß irgend etwas in Ihrer Lage Ihnen unangenehm wäre, das sich abändern ließe. Fühlen Sie also wirklich nichts drückendes in Ihrer Lage, nichts, was Sie abgeändert wünschten?

Leop. Ach nein.

Will. Also auch das Erziehungsgeschäft mit Auguft nicht?

Leop. Nein. Lassen Sie mir es; ich bitte darum.

Will. Es würde mir gar nichts kosten, es entweder selbst wieder zu übernehmen, oder es seiner Mutter aufzutragen.

Leop. Nein. Ich bitte. Wenigstens nur diese vierzehn Tage noch.

Will. Gut; es sey. — Was haben Sie denn vorzüglich für Spiele mit ihm vorgenommen?

Leop. Ich habe ihm mit seinen Zahlpfennigen oft Häuser, Kirchen mit Thürmen u. dgl. gelegt.

Will. Ich habe dies gesehen, und finde es gut. Nur kann ich nicht billigen, daß Sie dieses Spiel zu oft mit ihm vorgenommen haben, und daß Sie zu wenig Mannichfaltigkeit in dasselbe brachten. Täglich höchstens eine halbe, oder eine ganze Stunde und täglich nur einmal. Oefter darf ein solches Spiel nicht kommen. — Auch thaten Sie meistentheils entweder zu viel oder zu wenig dabei. Beides ist nicht gut. Es kömmt alles darauf an, daß das Kind selbst gehörig beschäftiget werde. Das Zusehen wird ihm bald langweilig, das Alleinspielen ist ihm aber auch zu schwer, denn es hat noch nicht Vorstellungen genug im Kopfe, es weiß nicht, was es machen soll.

Wir müssen es also auf Gedanken bringen, und nur nothdürftig nachhelfen, daß es sie ausführt. Anstatt also mit Rechenpfennigen oder Marken ein Haus zu legen, und das Kind

nur zusehen zu lassen, würde ich nur Eine Wand legen, die zweite aber von oben und unten ein wenig anfangen, und nun dem Kinde aufgeben, daß es diese Wand vollendete, während daß ich am Dache arbeite. Oder ich würde dem Kinde auftragen, mir Rechenpfennige von gewissem Gepräge, oder gewisser Sorte aussuchen zu helfen. Dies schärft den Verstand, die Kinder empfinden das, und werden froh darüber. Ein kleines Lob, über ihre Geschwindigkeit und Aufmerksamkeit noch dazu! — mehr braucht es nicht, um ein so leicht bewegliches, unverdorbenes Herz vor Freude überfließen zu machen. Wen könnte die Dankbarkeit und die Liebe, die er alsdann über das ganze Angesicht des Kindes verbreitet findet, nicht bis in sein Innerstes rühren!

Aber nunmehr, Leopoldine, ist August solcher Häuser, Kirchen und Kirchthürmer satt ——

Leop. Aber er kann doch noch keine ohne meine Beihülfe legen. Ich wollte ihn so lange damit beschäftigen, bis er dies selbst könnte.

Will. Die Absicht ist gut; aber sie gelingt nicht. Der Geist der Kinder will vielerlei, wenn er gleich in diesen Jahren, kein einziges durchaus lernt. Um deswillen aber ist nichts verlohren, und nichts vergessen. In einigen Jahren kann dann das Kind auf Einmal alles, was es bisher gesehen und nur stückweise gelernt hat.

Legen Sie ihm also sobald keine Häuser und Thürme wieder, sondern Schlangenfiguren, Schneckenlinien, Arabesken, Puckete, Cirkel, Dreiecke, Vierecke, Regenbogengestalten. Lesen Sie dabei die Sorten der Rechenpfennige sorgfältig aus; lassen Sie gelbe und weiße abwechseln. Legen Sie erst ein Dreieck, und sagen hierauf, daß Sie noch eines legen wollen. Von diesem verfertigen Sie die Grundseite, und fodern den Knaben auf, die dritte Seite zu legen, während daß Sie an der zweiten arbeiten. — Sehen Sie dabei genau auf Symmetrie. Sie werden sich wundern, wie empfänglich Sie die Kinder schon in frühem Alter dafür finden. Emilie war noch nicht fünf Vierteljahre alt, und gab mir schon Proben, daß sie einen Unterschied zwischen symmetrisch und unsymmetrisch zu machen wußte. Wenn ich ihre schwarzen Armschleifchen, Abends beim Ausziehen, so auf den Tisch legte, daß an beiden Enden ein Schnällchen zu liegen kam, und legte dann einen Pfennig auf die Bänder, ohne ihn in die Mitte zwischen den Schnallen zu legen, so legte das Mädchen ihn selbst in die Mitte. Auch bezeigte sie jederzeit ein größeres Wohlgefallen, wenn ich ihr etwas vorlegte, worin sie Symmetrie wahrnehmen konnte, als wenn es etwas nicht symmetrisches war.

Ich habe hier in dieser Schachtel auch wieder ein neues Spiel für August. Es sind Häuser. —

Es sind viele, damit ein Ort von mehreren Straßen daraus gemacht werden kann. Dies wird auf lange Zeit ein angenehmes und lehrreiches Spielwerk abgeben. Es sind Kirchen, Rathhäuser, Thürme, Thore, Mauern dabei. Alles in kleinen Stücken, so daß es auf sehr mannichfaltige Art zusammengesetzt werden kann *). — Da würde ich

*) Man findet solche Häuser-Schachteln in den Drechslerbuden; allein, abgerechnet, daß sie da ziemlich theuer kommen, haben sie gemeiniglich noch einen gar argen Fehler. Die Fenster nämlich, welche gewöhnlich durch ein braungemaltes Viereck angedeutet sind, sollen glänzen, und da ist entweder klein zerriebener Schellack, oder gar klein gestoßenes dünnes Glas darauf gestreut. Beides bleibt den Kindern bei dem Gebrauche an den Fingern hängen, kömmt von da in den Mund, und wird also sehr gefährlich. — Auf dieselbe Gefahr mache ich Eltern, welche hölzerne Puppen kaufen wollen, aufmerksam. Meistens sind die Bänder um den Haarputz, und die Einfassung am Halstuch, die Brustschleife u. dgl. mit diesem glänzenden Zeuge bestreut, welches gar nicht fest darauf haftet, und wie gesagt, den Kindern an den Fingern hängen bleibt. Sollte denn nicht auch ein kleiner Zweig der Polizei pädagogisch heißen, so wie es einen medicinischen giebt? Es wäre auch in moralischer Hinsicht sehr wichtig, daß sittenlose Menschen nicht alles in ihren Buden aufstellen dürften, was sie aus roher Denkungsart und Gewinnsucht verfertigen.

Um Kindern auf eine wohlfeile Art zu dem Spielwerke mit einzelnen Häusern, welche als Gassen und

Städte

ich nun anfangen, Gasse an Gasse aufs Gerathe-wohl zu bauen; bald einen Ort zusammen setzen, der in ein Viereck, bald einen der länglicht, bald einen der im halben Cirkel gebaut ist. Immer aber würde ich auf Symmetrie sehen.

Auch würde ich, etwa nach einem halben Jahre, einen schwachen Versuch machen, die wahre Gestalt des Ortes nachzuahmen, wo das Kind wohnt. Ich würde bei unsrem Hause anfangen, alsdann

das

Städte zusammengesetzt werden können, zu verhelfen, lasse man von einem Tischler einige Latten, so lang als das Brett sie giebt, schneiden, und die Eine schmale Seite der Latte schräge von beiden Seiten zuhobeln, so daß die Gestalt eines Daches von einem Hause erscheint. Diese Latte lasse man nun mit Farbe, die mit Leinwasser versetzt ist, anstreichen, und längst der Latte, mit dunklerer Farbe, Fenster und Thüren anmalen. Hierauf wird die Latte in schmalere und breitere Stückchen zerschnitten. Jedes abgeschnittene Stückchen hat nun schon die Gestalt eines Hauses, und bedarf an zweien Seiten nur noch angestrichen zu werden.

Je breiter die Latte gewesen ist, desto höher werden die Häuser, für desto mehr Stockwerke können also Fenster angemalt werden. — Läßt man auf diese Art drei oder vierthalb Latten von verschiedener Breite zerschneiden, so erhält man eine sehr große Anzahl von Häusern, und hat, wenn man noch einige Thürme dazu drechseln läßt, welches ebenfalls wenig kostet, ein Spielwerk, mit welchem Kinder vom dritten bis in das achte Jahr beschäftigt werden können. Denn die Sache kann nach und nach erschwert

wers

das Nachbarshaus ansetzen, und so fort bis zur Kirche, dann würde ich an der andern Seite unsers Hauses anbauen, bis hinaus zur Brücke. Käme ich an Häuser, in denen Bekannte des Kindes wohnen, so würde ich nicht unterlassen, ihm dies zu sagen, und etwa ein Stück Kuchen, ein Hühnchen, einen Vogel in Erinnerung bringen, den das Kind von diesen Leuten zum Geschenk erhalten hat.

Auch giebt es überhaupt noch viele Spielereien, die sich für August schicken, ob sie gleich auf den ersten Anblick zu gering für ihn scheinen. Es scheint, z. B. ein geringes Spielwerk, eine große Münze,

werden. Man baut nämlich späterhin wirkliche Dörfer oder Städte, mit genauer Beobachtung der Straßen, der Häuserzahl u. dgl. Man sucht, wo es möglich ist, die Bewohner der Häuser dabei in den Kopf zu bekommen. Man findet, bei größern Orten, vielleicht zu schwer, die Gestalt des Ortes im Kopf zu behalten, theilt ihn daher, willkührlich, in Quartiere ein, nimmt die Tafel zu Hülfe, und wirft mit Kreide einen flüchtigen Grundriß von jedem Quartiere hin, woraus allmählich ein Grundriß des ganzen Ortes auf einem Bogen Papier werden kann. — Wie viele Gänge, wie viele Beobachtungen, Vergleichungen und Rückerinnerungen werden hiezu nothwendig seyn. Meint man also nicht, daß ein solches Spiel dem Geiste sehr viele Uebung verschaffe? Und sollte sie für den künftigen Bauherrn, Baumeister, Geographen, Ingenieur und Taktiker nicht sehr nützlich seyn?

Münze, etwa einen Laubthaler, auf den Tisch hinzurollen, oder ihn mit den Fingern so zu drehen, daß er eine Zeitlang sich auf der Kante herumschwingt. Ich bin aber überzeugt, daß beides die Seelenkräfte des Kindes auch jetzt noch üben würde, und würde daher manchmal so mit ihm spielen. Jetzt wird er erst recht darauf sinnen, die Münzen selbst drehen und rollen zu lernen, und das ist es eben, was ich beabsichtige. Kann er die Münze rollen, so stelle ich, anfangs zwei Spannen, späterhin drei oder vier Spannen weit, ein Ziel, etwa einen kleinen Kegel hin, und rolle mit ihm nach demselben. Eine neue Uebung der Aufmerksamkeit und des Auges für den Knaben.

Und so ist es mit mehreren Spielereien. Es ist gar nicht richtig gedacht, daß man Kindern von sechs Jahren z. B. nicht mehr erlauben will, sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihnen im dritten oder vierten Jahre gegeben worden sind. Es wäre vielmehr besser, ihnen dieselben lieber absichtlich wieder zu geben, nur mit der einzigen Bedingung, daß man sie dazu führt, jetzt etwas zusammengesetzteres und schwereres damit zu machen, als ehedem. Ich kenne einen Knaben, der in seinem sechsten, siebenten Jahre oft ausgelacht wurde, und Verweise erhielt, weil er die Spielstücke seines zarteren Alters aus seinem Kinderschranke wieder hervorholte. Allein er fühlte sich gekränkt und sagte oft, auf eine Art, welche belu-

stigte: „Lassen Sie mir das Spielzeug; jetzt kann ich erst recht spielen."

Es liegt etwas sehr richtiges in dieser Antwort des Kindes. Es fühlte den Trieb, seine Vorstellungen auszuführen, und ganz natürlicher Weise, waren es lauter Vorstellungen, die bei Gelegenheit des Spielens ehedem in ihm rege geworden waren, und sich also auch auf die Spielstücke bezogen. Man würde, bei einiger Aufmerksamkeit, vielleicht gefunden haben, daß das Kind zwar zu spielen schiene, in der That aber sehr zusammengesetzte Geistesbeschäftigungen vornehme *).

Ueber-

*) Es ist wahr, die Nachsicht gegen das Spielen kann auch zu weit gehen und schädlich werden. Allein vor allem sey man darauf aufmerksam, was der sechsjährige Knabe mit dem Spielzeuge macht, welches man nur für drei- oder vierjährige Kinder gekauft hat. Findet man Plan und Ueberlegung in den Handlungen des Knabens, so spielt er nicht, sondern beschäftigt seinen Geist äußerst nützlich. Er sucht vielleicht die Zusammensetzung eines Spielwerks zu ergründen, er ahmt im Kleinen etwas nach, was er an Erwachsenen sieht. In solchen Fällen erlaube man ja dem Kinde, das scheinbar geringfügige Spielzeug wieder hervorzusuchen. — Bemerkt man aber nichts von diesem, läuft es mit seinen kleinen Wagen und Kutschen nur herum, zeigt es auch übrigens nicht viel Spuren von Ueberlegung, Vergleichung, Nachdenken, Lust zu Versuchen; so entziehe man ihm das Spielzeug. Das Kind hat Anlage und Hang ein Spieler, ein Laffe, ein Flachkopf für seine ganze Lebenszeit zu bleiben.

Ueberhaupt also, lassen Sie den Knaben nunmehr weit öfter selbst Hand anlegen, als daß Sie ihn mit Spielen belustigen. Sagen Sie zu ihm, er solle Ihnen helfen; in der That aber richten Sie es so ein, daß Sie ihm helfen.

Was den Ungehorsam betrifft, über welchen Sie Klage führen, so werden Sie finden, daß er gewichen seyn wird, so bald Sie dies wollen. Gehen Sie vier Tage so mit dem Knaben um, daß sein Geist Nahrung und angemessene Beschäftigung in Ihrer Gesellschaft erhält, so wird er wieder unzertrennlich von Ihnen seyn. Dies ist eine sichere und zugleich erlaubte Art, die Zuneigung der Kinder zu erwerben. Worte thun hiebei nichts; Handlungen sind nöthig. Vorausgesetzt, daß man nur gerade nicht rauh gegen die Kinder ist, ist es gar nicht nöthig, und auch nicht einmal rathsam, besonders schmeichlerisch gegen sie zu seyn. Es ist genug, ihren geistigen Bedürfnissen zu Hülfe zu kommen, und sie merken zu lassen, daß man gerne mit ihnen umgehe. Die gegenseitigen, ausdrücklichen Liebesversicherungen werden unwillkührlich erfolgen, und die Sprache, der Ton, die Miene, das ganze Betragen, welches die Kinder an die Erwachsenen zieht, ist im Grunde weiter nichts, als der Ausdruck einer angenehmen Seelenstimmung, in welche der Umgang mit kleinen Kindern bringt.

Funfzehnter Abschnitt.

Unterweisung
in einigen
Grundlehren der Mechanik.

Dem Alter von neun bis zehn Jahren angemessen.

Hr. Willich hatte bei seinem Unterricht in der Mechanik zur Absicht, daß die Kinder einige Grundlehren dieser kopfstärkenden Wissenschaft durch angestellte Versuche finden sollten. Es war also das, was die Gelehrten eine empirische Mechanik nennen würden. Ein Verfahren, wo man nicht von den einfachsten und allgemeinsten Grundsätzen ausgeht und von diesen gleichsam immer weiter herabsteigt, sondern wo man bei einzelnen Fällen und mit Versuchen anfängt, immer einen Umstand nach dem andern bei der Betrachtung wegläßt, und so am Ende, gleichsam durch Hinaufsteigen, das Allgemeine findet. Das letztere ist die Methode, bei welcher man eine Wissen-

schaft zwar sehr langsam lernt, aber abgerechnet, daß man sie auch gründlicher erlernt und fester in den Kopf bekömmt, so übt sie auch den Geist am meisten, und ist bei wenig anderweitigen Kenntnissen möglich. Es ist die Methode, nach welcher die Menschheit im Großen das gelernt hat, was sie wirklich weiß, und nach welcher auch Kinder eigentliche und wahre Kenntnisse in den Kopf bringen. — Bei der Methode, die von dem Allgemeinen und Einfachen herabsteigt, lernt man die Sache zwar in kürzerer Zeit, allein es ist Gefahr dabei, daß man sie bloß mit der Einbildungskraft auffaßt, und vielleicht niemals verstehen lernt, was das Gedächtniß aufbewahrt. Es kostet erstaunlich viel Mühe, das, was man auf diese, scheinbar Zeit verkürzende Art, gelernt hat, sich durch Nachdenken, Reflexion, Versuche und Prüfung so zu eigen zu machen, daß es aufhört, bloßes Gedächtnißwerk zu seyn, und wirkliche Verstandeserkenntniß wird.

Der Unterricht fieng mit einem Spielwerke an. Es waren eines Abends allerlei Kunststücke gemacht worden. Hr. Willich brachte endlich einen Gewichtstein von einigen Pfunden, setzte ihn auf den Tisch, und fragte, wer sich getraue, diesen Stein aufzuheben und in freier Luft zu erhalten, ohne ihn anzurühren. — Die Gesellschaft lachte, und meinte, diese Zumuthung sey bloßer Scherz. Hr. Willich aber versicherte, es sey nicht so, und er getraue sich wirklich, die Foderung zu erfüllen.

Man

Man rieth also und sann. „Ist es etwa ein Eisenstein, sagte eines von Kindern, den Sie mit einem Magnet in die Höhe ziehen wollen?“ Nein, war die Antwort, es ist, wie du siehst, ein Basaltstück draußen von dem Riesenzahn *).

Man zerbrach sich vergebens die Köpfe. Kein Einfall wurde probat gefunden, und der Vater mußte endlich versprechen, das Problem selbst zu lösen. Er merke, sagte er, daß die Sache lehrreich werden könne, und wolle sie daher in einer Lehrstunde, am Tage, vornehmen. Diese Aeußerung spannte die Aufmerksamkeit noch mehr, und man erwartete mit Ungeduld die Stunde, wo das archimedische Kunststück sollte vorgenommen werden,

a. Erste Lection.

Die Lehre von dem Hebel.

Der Vater erschien am folgenden Nachmittage, in der Stunde, die sonst zum Rechnen bestimmt war, abermals mit seinem großen Steingewichte. Nächst diesem hatte er einen starken, zum Einschrauben eingerichteten eisernen Haken in der Hand. Er stieg auf einen Tisch, und schraubte, vor den Augen der

*) Ein Name, welchen man in einigen Orten Deutschlands einzeln stehenden Basaltbergen wegen ihrer Kegel- oder Zuckerhutform, die auch mit der Gestalt der Hunds- oder Spitzzähne des Menschen Aehnlichkeit hat, giebt.

der Kinder, diesen Haken in den Balken an der Decke des Zimmers fest. Hierauf hieng er ein Stück Kette an den Haken, und stieg wieder herunter.

Nun sagte er einem von den Kindern, daß es ihm aus der Küche die Fleischwage holen möchte. Nachdem diese gebracht worden war, nahm er die Schaalen sammt den Stricken herab, so daß nur der bloße Wagbalken noch übrig blieb. Diesen Wagbalken hieng er nun an die Kette.

Hierauf befestigte er ein Stückchen dünnen, aber starken Strick an den Gewichtstein, trug den Tisch, auf welchem der Stein lag, unter den Wagbalken, und hieng das eine Ende des Strickes an einen von den Haken des Wagbalkens, wo eigentlich die Schaale angehängt wird, an. Er selbst ergriff das zweite Ende des Wagbalkens, drückte oder zog es herab, und hob auf diese Art den Gewichtstein, ohne ihn anzurühren.

Es war eine allgemeine Verwunderung und Freude unter den Kindern: zugleich aber auch das Gefühl von Befremdung. Hr. Willich ließ ihnen Zeit sich zu sammeln, und sprach endlich; Nun! was sagt ihr zu meiner Zauberei?

Jacob. Ei! das ist keine Künst; das hätte ich auch gekonnt.

Vat. Aber warum hast du es denn nicht gemacht? Es war ja gestern Abends viel Zeit dazu.

Jac. Ich habe nur nicht daran gedacht.

Vat.

Vat. Nun; das glaube ich. — Ich gebe meine Sache auch gar nicht für ein schweres Kunststück aus, sondern ich halte nur mein Versprechen, dieses Steingewicht vom Tisch aufzuheben, ohne es mit der Hand anzurühren. — Doch! wer weiß, ob du es kannst, Jacob. Komm und versuche einmal.

Jac. nachdem er sich vergebens angestrengt hat, den Centnerstein in die Höhe zu ziehen. Ach! er ist zu schwer! ich kann es nicht. Die übrigen Kinder versuchten auch; es gelang aber keinem. Nur Ernst konnte mit großer Anstrengung den Stein ein wenig bewegen.

Vat. Wohlan, Jacob! da du so geschickt bist! Sage mir doch einmal, wie ich eben diesen Stein, wenn er an diesem Wagebalken befestigt ist, in die Höhe bringen kann, ohne so viele Mühe und Anstrengung zu brauchen, als es mich jetzt kostet?

Jac. nach vergeblichem Nachsinnen. Ach! das weiß ich nicht.

Vat. Weiß es jemand von euch Andern?

Alle. Nein.

Vat. Sonderbar! Ihr wüßtet euch gar nicht zu helfen, wenn ihr diesen Stein an diesem Wagebalken in die Höhe ziehen wolltet, ohne den Arm so anzustrengen, wie ich ihn angestrengt habe?

Alle. Nein; wir wissen es nicht.

Vat. Nun, ich will es euch zeigen. Aber was wette ich, wenn ich es gemacht habe, so werdet ihr glauben, daß ihr es schon vorher gewußt hättet! — Ich glaube selbst, daß ihr es schon wißt. Der Fehler ist nur, daß es euch nicht gleich einfällt. Der Vater ließ hierauf viele Gewichtsteine holen, hieng an die ledige Seite des Wagbalkens eine Wagschaale, und setzte einen Zehnpfundstein nach dem andern mit geringer Mühe auf die Schaale, bis endlich der Stein gehoben wurde. Nun! Nichtwahr das war leicht?

Ernst. Ja wohl. Ich ärgere mich wirklich, daß ich nicht darauf verfiel.

Vat. Nun, Jacob! wirst du wohl den Stein auch vom Tisch aufheben können: komm, und versuche es. Es wurden die Steine aus der Wagschaale genommen, und Fünfpfundsteine dafür gebracht, welche der Knabe ohne Mühe in die Schaale setzte, bis sich der Centner hob.

Vat. Aber, sagt mir doch! woher mag es wohl kommen, daß ich mit meinem Arme den großen Stein in die Höhe ziehen kann, und daß ihr es nicht könnt?

Alle. Weil Sie stärker sind, als wir.

Vat. Ihr wollt also sagen, daß ich mehr Kraft habe, als eines von euch?

Alle. Ja, ja.

Vat. Aber wißt ihr denn, wieviel man Kraft oder Stärke braucht, um diesen Centnerstein in die Höhe zu heben?

Alle.

Alle. Nein.

Vat. Könnte man denn das nicht etwa heraus-bringen? Was meint ihr?

Alle. Wir wissen nicht.

Vat. Gehe einmal in die Küche, Adolph, und bringe mir von der Mutter den halben Centner herein.

Ad. kömmt ohne Gewicht wieder. Ach! Vater! ich kann ihn nicht fortbringen.

Vat. Armer Schelm! Du hast also noch für keinen halben Centner Kraft. — Vielleicht bringt ihn Ernst fort.

Ernst. im Hereinkommen. Da ist er. Ich habe ihn doch so eben fortgebracht.

Vat. Also hat Ernst doch so eben für einen halben Centner Kraft. Es wurde nun der halbe Centner statt des Centners an den Wagbalken gehängt, und Adolph mußte versuchen, ob er den halben Centner durch Herabziehen des Wagbalkens heben könnte.

Ad. Nein! Es geht nicht!

Vat. Nun mag es doch Ernst versuchen. Dieser hob den Stein. Was meinen Sie, Ernst? Brauchen sie so viel Mühe, oder so viel Kraft, diesen Stein in die Höhe zu bringen, als jenen? (den Centnerstein)

Ernst. O nein! Bei weitem nicht so viel. — Jenen konnte ich bei aller Mühe nur ein wenig bewegen, aber bei diesem brauche ich mich

nicht

nicht so stark anzustrengen, und hebe ihn dennoch sogar in die Höhe.

Vat. Wir wollen doch noch einen Versuch machen. Adolph, hole mir nun den Viertelscentner aus der Küche herein. Dieser wurde mit genauer Noth von dem Knaben herein gebracht, eben so an den Wagebälken gehängt, und nicht nur Adolph, sondern alle Anwesenden versuchten, ihn am Wagbalken in die Höhe zu bringen, und konnten es auch.

Vat. Nun, Ernst! brauchen Sie zu diesem Viertelscentner etwa auch so viel Kräfte, als zu dem halben Centner?

Ernst. O nein! Der Viertelscentner ist ein Spaß gegen den halben Centner.

Vat. Aber! wie können Sie das sagen? Wissen Sie denn, wieviel Sie Kraft zu dem Viertels- und wieviel Sie zu dem halben Centner brauchen?

Ernst. Nein! aber ich fühle das gleich.

Vat. Nun gebt einmal alle recht Achtung auf meine Fragen. — Wieviel Pfunde mußte ich dann auf die Wagschaale setzen, als ich den großen Centnerstein in die Höhe bringen wollte?

Alle. Wir wissen's nicht.

Vat. Hier sind die Steine noch, wir wollen zusammen zählen. Man fand hundert Pfund. — Wieviel brauchte ich dann, um den halben Centner in die Höhe zu bringen?

Einige. Ah! gewiß funfzig Pfund.

Vat. Hier sind die Steine noch; wir wollen zählen. Man zählte; fand funfzig Pfund, und diejenigen erhielten einen beifälligen Wink, die es schon zuvor gesagt hatten. — Und so wurde auch das Gewicht, das den Viertelscentner in die Höhe gezogen hatte, ausdrücklich überzählt, um zu sehen, ob es wirklich 25 Pfund waren. Denn der Vater glaubte, daß man beim Experimentiren in Gesellschaft von Kindern kaum langsam und sorgfältig genug gehen könnte, um zu einer gründlichen Denkart, und zu Festigkeit und Evidenz in der Ueberzeugung anzuleiten.

Vat. Was glaubt ihr nun wohl? Habe ich, da ich den halben Centner in die Höhe hob, wohl mehr Kraft angewendet, als funfzig Pfund?

Alle. Das wissen wir nicht.

Vat. Glaubt ihr denn aber, daß ich weniger Kraft angewendet habe, als funfzig Pfund?

Einige. Nein. Sonst wäre der Stein nicht in die Höhe gegangen.

Vat. Diese Antwort ist mir sehr lieb. Ihr habt recht. Denn seht, jetzt lege ich fünf und vierzig Pfund in die Wagschaale, und der halbe Centner bewegt sich noch nicht; jetzt 46; jetzt 47; jetzt 48 u. s. w. Seht! er steigt und wird nicht eher in der Höhe erhalten, als bis ich funfzig Pfund hinein lege.

Wie viel Kraft habe ich also wenigstens

stens oder ganz gewiß angewandt, um den halben Centner in die Höhe zu bringen?

Alle. Wenigstens funfzig Pfund.

Vat. Wie viel bei dem Centner, und bei dem Viertelscentner? Die Antworten fielen richtig aus.

Vat. Ihr habt Recht. — Gebt nun noch einmal Achtung. Wenn ein Knabe, wie Adolph, den halben Centner am Wagbalken nicht in die Höhe bringen, oder ihn auch mit seinen Armen nicht von der Erde aufheben kann — kann ich wohl sagen, Adolph habe funfzig Pfund Kraft?

Alle. Nein; er hat nicht funfzig Pfund Kraft.

Vat. Wenn er aber den Viertelscentner in die Höhe hebt; kann ich da sagen, er habe wenigstens doch fünf und zwanzig Pfund Kraft?

Alle. O ja; das kann ich sagen.

Vat. Nun seht; da habt ihr ein untrügliches Mittel, die Kraft zu entdecken, die jemand hat. — Laßt ihn Steine aufheben, und wägt hernach diese Steine. Kann er einen dreißig Pfund schweren Stein in die Höhe bringen, einen Stein aber, der ein- und dreißig oder zwei und dreißig Pfund wiegt, nicht; so hat er zwar dreißig Pfund, aber nicht ein- oder zwei und dreißig Pfund Kraft.

Sind es Gewichtsteine, die ihr in die Höhe hebt, so braucht ihr sie nicht erst zu wägen, denn da steht das Gewicht, das sie haben, gemeiniglich schon mit Zahlen angemerkt darauf.

Alle. Das ist doch sonderbar, daß man die Kräfte des Menschen gleichsam wägen kann!

Vat. Es ist nicht anders. — Ich will euch das mit einem recht artigen Experimente zeigen; welches ihr noch ausserdem als Dank für eure Aufmerksamkeit ansehen könnt. —

Ich will hier in die obere Thürpfoste diesen Brettnagel schlagen; versucht einmal, ob ihr ihn wieder heraus ziehen könnt!

Alle. Nein. Es kann ihn keines von uns herausziehen.

Vat. Nun will ich ihn krumm biegen, wie einen Hacken, damit ich diese Kette anhängen kann, an welcher ich eine Wagschaale befestige. — Auf diese Wagschaale will ich so lang Gewichte setzen, bis der Nagel herausgezogen wird. — Tretet ein wenig von ferne und nehmt eure Füße in Acht; denn die Wagschaale wird plötzlich fallen. — — Seht! einige Centner mußte ich anhängen, um diesen Nagel heraus zu ziehen. Es bedurfte also einiger Centner Kraft, um den Nagel heraus zu ziehen. — Glaubt ihr wohl, daß ich den Nagel hätte mit meinen Fingern herausziehen können?

Einige. Doch vielleicht nicht.

Andere. Der Vater ist aber gar stark.

Vat. Hierüber braucht ihr gar nicht in Zweifel zu bleiben. — Wollt ihr wissen, ob ich den Nagel hätte herausziehen können, so gebt mir nur auf, diese Wagschaale mit all' dem Gewichte in die Höhe zu heben. Kann ich das, so hätte ich auch den Nagel herausgebracht. Kann ich das nicht, so hätte ich auch den Nagel nicht herausgebracht. — Ich will nun versuchen zu heben. — — Seht! ich kann es nicht! Ihr wißt nun also ganz gewiß, daß, ob ich gleich stärker bin, als Eines von euch, ich den Nagel doch nicht hätte mit bloßen Händen herausziehen können.

b. Zweite Lection.

Adolph. Vater! es ist mir etwas eingefallen, Sie hätten doch den Nagel herausziehen können, ob Sie gleich die Wagschaale nicht heben konnten, wenn Sie eine Beißzange genommen hätten.

Vat. dem dieser Einwurf sehr willkommen war, weil er er eben heute anfangen wollte, die eigentlichen Lehren der Mechanik, als der Wissenschaft von den Vortheilen, die sich bei der Bewegung anbringen lassen, vorzutragen. Du hast Recht, Adolph, und nicht Recht; nachdem man es nimmt. — Glaubst du wohl, daß, wenn ich den Nagel, anstatt mit den Fingern, mit der Beißzange bloß angefaßt hätte, daß er da herausgegangen wäre?

Ad. Nein! Sie hätten — —

Vat. Erlaube! Wir wollen erst bei diesem Falle stehen bleiben. — Das bloße Anfassen mit der Zange wäre nicht nöthig gewesen, da meine Finger ohnehin ziemlich harthäutig sind. Denn wenn ich auch gleich jetzt die Wagschaale mit dem ganzen Gewicht wieder hereinholen, und sie, statt mit den Fingern, mit der Zange anfassen wollte; so würde ich sie doch nicht in die Höhe bringen, denn ich habe Ein für allemal, nicht für ein paar Centner Kraft. — Was wolltest du weiter sagen?

Ad. Ich meinte, wenn Sie die Zange an den Pfosten angedrückt, und den Nagel im Herausziehen krumm gebogen hätten?

Vat. Da hast du Recht. Auf diese Art hätte ich ihn heraus gebracht. Ja, er wäre vielleicht auch heraus gegangen, wenn ich ihn mit der Zange fest angepackt und meine Hand immer hin und her gedreht hätte. Da hätte ich das Loch weiter gemacht, und der Nagel wäre dann allenfalls von selbst herausgefallen.

Aber da muß ich euch nun sagen, meine Kinder, daß ich alsdann den Nagel mehr durch meine Geschicklichkeit, als durch meine bloße Kraft herausgebracht hätte.

Wenn nun jemand so geschickt ist, daß er manches thun kann, wozu seine bloße Kraft nicht hinreichen würde, so sagt man von ihm, er wende Vortheile an. Man lobt alsdann

einen

einen Menschen, wenn er leicht auf solche Vortheile verfällt, und sich also zu helfen weiß. — Hierauf will ich nun zuweilen in dieser Stunde mit euch von heute an denken. — Wir wollen gleich den Anfang machen.

Hier ist der halbe Centnerstein wieder, und hier hängt der Wagebalken wieder. Du konntest den Stein gestern nicht vom Tische in die Höhe heben. Glaubst du mir wohl, daß ich dir einen Vortheil an die Hand geben will, durch dessen Hülfe du ihn spielend in die Höhe bringen kannst?

Alle. Ei! das wäre!

Vat. Ich halte Wort. — Wartet nur einen Augenblick; ich bin gleich wieder bei euch. — Hier habe ich eine dünne eiserne Stange, die ist, wie ihr seht, etwas länger als ich. Diese will ich jetzt fest an die eine Seite des Wagbalkens binden. — So. Nun komm einmal Adolph! und ziehe die Stange herab.

Ad. der zu seiner großen Freude den halben Centner mit leichter Mühe in die Höhe hebt. Ei! das ist schön! Die Andern versuchen es auch, und jedes hebt den Stein mit geringer Anstrengung.

Vat. Nun! was sagt ihr dazu? — Nicht wahr, Vortheile gelten?

Alle. Aber, worinne besteht denn der Vortheil?

Vat. Das wollen wir untersuchen. Bringt erstlich eine Wagschaale mit einigen Gewichtsteinen; damit wir sehen können, wie viel Kraft ihr

habt anwenden müssen, um den halben Centner in die Höhe zu bringen. — So. Nun schwebt die Wage im Gleichgewicht. Hier liegen $12\frac{1}{2}$ ℔. Also braucht es bei dieser Verlängerung Einer der Seiten des Wagbalkens nicht mehr als $12\frac{1}{2}$ ℔. Kraft, um einen Stein von 50 ℔. in der Höhe zu erhalten. — Nun da glaube ich freilich, daß es euch leicht geworden seyn wird; denn ihr brauchtet nicht einmal so viel Kraft dazu, als gestern zu einem Viertelscentner. Wieviel brauchtet ihr da?

Alle. Fünf und zwanzig Pfund.

Vat. Nun will ich die Stange einmal etwas kürzer binden. — Zieht nun einmal; Eins um das andere.

Alle. Ei! jetzt geht es viel schwerer.

Vat. Aber ihr könnt doch den Funfzigpfundstein heute in die Höhe heben!

Alle. O ja.

Vat. Gestern aber konntet ihr es gar nicht; die Stange hilft also doch etwas. — Laßt sehen, wieviel man jetzt Kraft anwenden muß, um den Stein in die Höhe zu heben? Es wurde die Wagschaale wieder angehängt, und man fand, daß 25 Pf. Gewicht dazu gehörten, den halben Centner im Gleichgewicht zu erhalten *).

Jac.

*) Nimmt man an, daß der eiserne Wagbalken $1\frac{1}{2}$ Ellen lang war; so war die Stange, welche Hr. W. bei dem ersten

Jac. Also, Vater! je länger die eiserne Stange ist, desto leichter geht es. Nicht wahr?

Vat. Es scheint so. Wir müssen noch mehrere Versuche anstellen. — Aber das Werkzeug hier, der Wagebalken, die Stange, das viele Gewichte, ist mir zu unbequem. Wüßtet ihr mir nicht zu rathen, wie wir die Versuche mit anderen Werkzeugen anstellen könnten?

Einige. Wenn wir einen kleineren Wagebalken, und ein kleineres Stängelchen hätten.

Andere. Da müßten wir auch kleinere Gewichte haben.

Vat. Brauchten wir denn nothwendiger Weise einen Wagebalken und eine Stange? Könnten wir denn nicht vielleicht auch ohne Wagebalken, bloß mit einer Stange auskommen?

Einige, nach einigem Besinnen. Da müßte die Stange ein Loch haben, durch welches eine Anfassung von starkem Drath gienge, damit man sie auch so an den Nagel hängen könnte, wie die Wage.

Vat. Ganz richtig. — Ich gebe euch also eine Aufgabe für morgen. — Ich schlage einigen vor, eine Stange von starkem Blech oder Eisen,

 oder

ersten Versuch anbinden mußte, 3 Ellen lang, hier wurden mit 12½ Pf. Kraft 50 Pf. Last in der Höhe erhalten. — Bei dem zweiten Versuche wurde die Stange gerade um so viel verkürzt angebunden, als die Länge des Wagbalkens beträgt. Da wurden zu 50 Pf. Last, alsdann 25 Pf. Kraft erfordert.

oder Holz zu verfertigen, die sich nicht biegen würde, wenn man sie in der Mitte auf einen Finger oder sonst einen schmalen Körper legte, und an jedes Ende etwa ein Gewicht von zwei oder drei Pfund hienge. Diese Stange muß eine Elle lang seyn, und in vier gleiche Theile oder Viertel eingetheilt werden. Da, wo der Theilungspunct das erste Viertel bezeichnet, wird ein Loch gemacht, durch welches ein starker Drath gehen kann, mit welchem die Stange gehalten oder aufgehängt werden könne, wie ein Wagbalken. — Andere können mir richtige Gewichte verfertigen. Ich möchte nämlich bleiernes Gewichte von 16, 15, 14 Loth, und so nach der Zahl herab, bis auf 1 Loth haben. — Vertheilt euch also in diese Arbeiten. Uebermorgen stellen wir damit Versuche an.

Alle. O ja! recht gerne *).

c. Drit-

*) Es ist vielleicht unnöthig, hier nochmals zu erinnern, daß solche Arbeiten der Kinder nicht als Spielereien angesehen werden müssen. Es sind erstlich an und für sich Mittel, den Kopf zu üben. Zweitens haben sie auch das Gute, daß die Kinder weit mehr Vergnügen an dem Unterrichte finden, bei welchem mit Werkzeugen experimentirt wird, welche sie selbst verfertiget haben. — Die oben beschriebene Stange, aus welcher, wie man sieht, eine römische Schnellwage, die als Hebel der ersten Art zu brauchen ist, gemacht werden soll, ist wohl am leichtesten aus Holz oder Blech, welches die Form eines auf die schmale Seite gestellten

Lineals

c. Dritte Lection.

Es wurden einige Wagbalken gebracht, die insgesammt zu brauchen waren. Es wurde also durchs Loos bestimmt, welcher zu den Versuchen dienen sollte, denn es wollte gern jedes die Versuche an dem seinigen sehen. Auch die Gewichte waren gut ausgefallen.

Die Versuche hatten nichts weiter zur Absicht, als die Kinder ganz davon zu überzeugen, daß man bei einem kürzeren Hebelarme mehr Kraft braucht, bei einem längeren aber weniger. Weiter zu gehen, d. h. das bestimmte Verhältniß zwischen der Kraft und der Länge des Armes durch Berechnung zu finden, hielt Hr. Willich für zu schwer. Er schritt also nunmehr zur Anwendung des Gelernten auf Vorfälle in dem gemeinen

Lineals haben würde, zu verfertigen. Die Gewichte werden in Formen von Thon gegossen. Die Formen werden durch ein hölzernes Modell, von Kegelgestalt, welches in den Thon eingedrückt wird, gemacht, so daß die Gewichte die Gestalt der Gewichte an den Wanduhren bekommen. Auch müssen sie mit solchen Häkchen versehen werden, damit man sie anhängen kann. Diese Häkchen werden in die Forme eingedrückt, so tief, daß das eingegossene Blei sich daran befestigen kann. — Wegen der Formen ist noch zu merken, daß sie gut ausgetrocknet seyn müssen, ehe hinein gegossen wird. — Um den Kindern das Abwägen des Bleies vor dem Gießen zu erleichtern, kaufe man ihnen lieber Schrote, als das Blei in ganzen Stücken.

meinen Leben, und brachte hiebei nur das Allerleichteste von jener Lehre vor.

Vat. Könntet ihr euch wohl besinnen, eine solche Wage, wie ihr mir hier verfertigt habt, im Großen schon einmal gesehen zu haben?

Einige. Das wir nicht wüßten.

Vat. Gesehen habt ihr sie gewiß. Allein ihr verstandet damals noch nichts von der Sache, deswegen habt ihr es gleich wieder vergessen. — Habt ihr schon ganze Wägen Heu wägen sehen?

Alle. O ja.

Vat. Was wiegt wohl so ein Wagen?

Alle. Wir wissen es nicht.

Vat. Es kömmt freilich darauf an, wie groß er ist. Er kann zwanzig auch dreißig Centner wiegen.

Bei dem Heuwägen hat man nun solche Wagen, wie diese hier. Man nennt sie Schnellwagen, weil der lange Arm den kurzen immer in die Höhe schnellt. — Wenn so ein Wagen Heu gewogen werden soll, so hat man also keine Wagschaalen dabei, sondern die Wage besteht in einer großen und sehr dicken eisernen Stange; gerade so wie diese hier im Kleinen, nur daß die Heuwage auch eine Zunge hat, damit man gleich ganz bestimmt sehen kann, wenn die Wage im Gleichgewicht steht.

Da haben die Leute nun ein Gewicht, vielleicht von zwei oder drei Centnern. Das wird so lange an der langen Seite des Wagbalkens hin

hin und her geschoben, bis die Wage ruht, d. h. im Gleichgewicht steht.

Einige. Aber wissen dann nun die Leute, wie viel Centner der Heuwagen hat?

Vat. Gut, daß ihr mich hieran erinnert. — Ja, sie wissen es. Und zwar machen sie es so: Sie hängen, wenn sie die Wage einrichten, vorne hin, da wo nämlich der Heuwagen angehängt wird, ein Gewicht, z. B. 20 Centner. — Nun schieben sie den Dreicentnerstein an dem langen Arme so lange hin und her, bis die Wage ins Gleichgewicht kömmt. An den Ort nun, wo der Dreicentnerstein eben hängt, wenn die Wage stillsteht, schreiben sie: 20, das heißt: Wenn künftig vorne etwas angehängt wird, dessen Gewicht wir nicht wissen, die Wage aber kömmt nicht eher in Ruhe, als bis unser Stein hier auf dieser Stelle hängt, so wiegt das vorne angehängte 20 Centner. — Hierauf hängen sie vorne ein Gewicht von ein und zwanzig Centner an, und rücken ihren Stein wieder so lange hin und her, bis die Wage ruht. Alsdann schreiben sie auf die Stelle, wo der Stein hängt: 21. Und so probiren sie fort, bis die Wage auf so viele Centner, als sie wägen wollen, eingerichtet ist.

Ad. Könnten wir uns denn nicht auch so eine Wage machen?

Vat. Gemacht, mein Sohn, ist sie im Grunde schon. Du meinst nur, ob wir eine solche auch

ordents

ordentlich einrichten wollen. Das bin ich zufrieden. Wir wollen dazu den hölzernen Wagebalken nehmen, da können wir die Zahlen mit der Feder anschreiben.

Eines von den Kindern setzte sich nun an Hn. Willichs Platz, und richtete, zur großen Freude der ganzen Gesellschaft, unter dessen Oberaufsicht die Wage ein. — Das Gewicht, welches man hin und her schob, war ein halbes Pfund; und man richtete die Wage auf Lasten ein, so schwer nur der Balken und der Drathstift sie tragen konnte.

Als man fertig war, machte Hr. Willich nochmals darauf aufmerksam, was zwar schon vorgekommen war, aber hier nun recht vor Augen stand, daß das halbe Pfund eine immer größere Last in die Höhe hob, je weiter es an dem langen Arme zurück geschoben wurde. Denn die Zahlen standen, von der Zunge her angefangen, so: 1. 2, 3, 4, 5 Lb. u. s. w.

d. Vierte Lection.

Bat. Hier habe ich noch eine Wage. Es war ein Ellenmaaß ohne Griff, sah also wie eine, überall ganz gleiche Latte aus. Es befand sich ein hölzernes Prisma dabei, über dessen scharfer Kante die Elle die Queere gelegt werden konnte, wie eine Schaukel. — Man sieht, daß Hr. W. nun auf den eigentlich so genannten Hebel kommen wollte.

Alle, verwundert. Was? das wäre eine Wage?

Bat.

Vat. Nicht anders. — Gebt nur Gewichte her. — — Nun legte der Vater zuerst das Lineal auf dem Prisma ins Gleichgewicht. Hierauf setzte er auf jedes Ende ein halbes Pfundgewicht, und das Gleichgewicht gieng nicht verlohren.

Vat. Nun seht! ist das nicht gerade so, wie bei der Wage? Wenn ich in jede Wagschaale ein halbes Pfund thue, so steht sie auch stille.

Einige. Ja; das wohl.

Vat. Nun gebt mir auch ein ganzes Pfund her.

Man gab es, und der Vater verrückte das Lineal so, daß das halbe Pfund auf der Einen Seite dem Ganzen Pfunde auf der andern das Gleichgewicht halten konnte.

Seht, da habt ihr auch eine Heuwage!

Alle Aber man könnte doch nicht alles damit wägen.

Vat. Da habt ihr recht. Man würde wenigstens sehr viel Zeit verlieren, wenn man sich eines solchen Stabes statt einer Wage bedienen wollte. Ebendeswegen hat man vermuthlich die andern Wagen erfunden. Ihr seht aber doch, daß man sich, im Falle der Noth, auch auf diese Art helfen könnte.

Jetzt sagt mir aber einmal! Habt ihr wohl schon gesehen, daß man ein solches Werkzeug, wie das ist, was ich da eine Wage nannte, gebraucht hat?

Alle. Wir wüßten es nicht.

Vat. Und doch glaube ich's. Ich will euch dars auf helfen. — Als wir vorm Jahr draußen auf dem Felde zusahen, wie Steine gesprengt wurden; wie brachten denn da die Leute die aus einander gesprungenen Steine weg?

Einige. Sie hatten hölzerne und eiserne Stangen.

Vat. Richtig. Zuweilen steckten sie diese Stangen nur unter den Stein hinunter, und drückten alsdann die Stange hinaufwärts. Zuweilen aber legten sie unter die Stange einen Stein oder ein Stück Holz, und da drückten sie dann die Stange hinabwärts. — Wißt ihr, wie die Leute diese Stangen nannten?

Einige. O ja. Sie nannten sie Hebebäume, oder Hebestangen.

Vat. Ganz recht. Man nennt sie auch Hebel. Alles deswegen, weil man schwere Stücke damit in die Höhe heben kann. Den Namen: Hebel, bin ich gewohnt zu brauchen.

Was meint ihr nun, wenn ich sage: daß meine Wage ein Hebel sey?

Einige. Wie so das?

Vat. Stellt euch nur vor, daß das Pfundgewicht hier der große Stein oder die Last sey, die ich fortschaffen möchte. Diese Last ist Ein Pfund groß. Nun nehmt aber an, ich wollte dazu nur ein halbes Pfund Kraft anwenden. Wie müßte ich mir da helfen?

Alle. Mit einer Stange.

Vat. Recht. Ich machte mir einen Hebel. Was müßte ich also thun?

Einige. Ich müßte diesen Hebel unter die Last stecken und alsdann nieder drücken.

Andere. Erst aber müßte ich einen Stein oder einen Klotz unter die Stange legen.

Vat. Allerdings. — Nun will ich dies thun. Weil ihr aber schon wißt, daß es gleich viel ist, ob ich den Hebel mit meiner Hand niederdrücke, oder ob ich das halbe Pfund darauf setze; so will ich den Versuch mit dem Gewichte machen. Er setzte hierauf das Pfundgewichte auf den Hebel, und steckte alsdann das Prisma als Unterlage unter, aber so, daß es dem halben Pfundgewichte oder der Kraft näher war als der Last. Die Folge war, daß das Pfund nicht in die Höhe gehoben wurde. Nun? Was ist das?

Alle. Ei! das Prisma liegt nicht recht, es muß ja näher an das Pfundgewichte kommen. Dies geschah. Nach einigen Versuchen stand der Hebel in Ruhe.

Vat. Das ist doch besonders. Das hätte ich mir kaum vorgestellt.

Alle. O! es ist ja bei der Wage auch so. Wissen Sie nicht? Je geringer das Gewichte (die Kraft) ist, desto länger muß der Arm seyn!

Vat. Ihr habt recht. — Es ist also bei dem Hebel gerade wie bei der Wage. Die Last, die man heben will, muß auf einem kur-

zen Arme liegen, die Kraft aber, oder das Gewicht, welches man, statt der Kraft, anbringt, muß an dem langen Arme angebracht werden. Aber wo fängt man denn an zu messen, wenn man sagen will, dieß oder jenes sey der lange oder kurze Arm?

Alle. Da wo der Klotz liegt.

Vat. Recht. Weil es aber zur Sache nichts thut, ob dieser Klotz von Eisen, Holz oder Stein ist, so giebt man ihm einen Namen, der auf alles dieses paßt, und nennt ihn die Unterlage. Also von dem Puncte, wo der Hebel auf der Unterlage liegt, fängt man an zu messen, um bestimmen zu können, was der kurze oder der lange Arm des Hebels sey. — Die Unterlage ist also zwischen der Last und der Kraft?

Alle. Ja.

Vat. Aber glaubt ihr wohl, daß die Unterlage allemal zwischen der Last und der Kraft seyn müsse?

Einige. Doch wohl!

Vat. **Wir wollen sehen.** Er holte jetzt die lange eiserne Stange wieder, und hieng den halben Centner daran, um einen Hebel der zweiten Art *) zu bekommen.

*) Ich halte für überflüßig, daß man in der Mechanik von einem Hebel der ersten und zweiten Art spricht; ob es gleich gut und dienlich ist, auf die Sache selbst aufmerksam zu machen. Der Name klingt nämlich so, als wenn hier von Dingen die Rede wäre,

men. Hierauf legte er das eine Ende der Stange auf den Tisch, schob den Gewichtstein ganz nahe an den Tisch und ließ die Kinder, die den halben Centner ohne diesen Vortheil nicht hätten heben können, denselben mit Leichtigkeit in die Höhe bringen. **Wo ist diesmal die Unterlage?**

wäre, die der Art nach, d. h. specifisch und wesentlich verschieden wären, welches doch nicht ist, indem der Hebel der ersten Art kein anderes Bewegungsgesetz giebt, als der der zweiten Art.

Will man aber einmal von Arten von Hebeln sprechen, so muß man consequent seyn und drei Arten von Hebeln annehmen. Die Unterscheidung nämlich zwischen Hebeln der ersten und zweiten Art hält sich an etwas ausserwesentliches, an die Oerter, wo die Unterlage, die Kraft und die Last sich befinden. Dies ist das punctum divisionis. Die Unterlage ist entweder zwischen Last und Kraft, oder nicht. Im ersten Fall entsteht der Hebel der ersten Art. Der zweite Fall kann nun entweder der seyn, daß die Last zwischen Unterlage und Kraft ist, oder der, daß die Kraft zwischen Unterlage und Last ist. Das erste giebt den Hebel der zweiten, das zweite den Hebel der dritten Art.

Ich führe dieses unter andern gegen eine Aeußerung des Hn. Prof. Büsch in dem zweiten Theil seiner Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens an. Nicht, um gegen diesen großen und zugleich in der Darstellung so glücklichen Denker etwas durchsetzen zu wollen, sondern um meinen Lesern sagen zu können, daß ich den ersten und zweiten Theil dieses Werkes, in welchen Arithmetik,

Einige. Doch wohl auf dem Tische?

Vat. Richtig. Da, wo der Hebel auf dem Tisch aufliegt. Es ist also diesmal die Last zwischen der Unterlage und der Kraft. — Fällt euch wohl ein, diese Art von Hebeln bei den Steinbrechern gesehen zu haben?

Alle. O ja. Das war ja der Fall, wenn sie die Stangen unter die Steine schoben, und keinen Klotz unterlegten, sondern die Stange mit den Schultern in die Höhe drückten.

Vat. Recht so. Aber wo war denn alsdann die Unterlage?

Alle. Auf dem Erdboden.

Vat. Ihr habt recht. Aber, hieng denn die Last, oder das Felsenstück an der Stange, oder wurde es

metik, Geometrie, Mechanik und Hydraulik abgehandelt ist, für das unschätzbarste Geschenk halte, welche irgend ein Mathematiker den Jugendlehrern gemacht hat, und daß ich wünsche, es möchten wenigstens diese Theile der populären Mathematik des vortrefflichen Mannes in den Händen aller Schullehrer, Hofmeister und gebildeter Väter seyn. — Es sind zwei Theile, aber drei Bände. Die übrigen Theile enthalten bürgerliche und Wasserbaukunst. Der Erzieher würde freilich gewünscht haben, daß lieber an die Optischen und Astronomischen Wissenschaften die Reihe der Bearbeitung gekommen wäre.

es so gemacht, daß es auf die Stange aufzuliegen kam?

Alle. Es kam auf die Stange zu liegen.

Vat. Seht also, daß es im Grunde einerlei ist, ob die Last hängt, oder aufsitzt. Es wäre also auch bei der Wage einerlei. Es ist aber bequemer es zu hängen, oder in Wagschaalen zu legen, als, es auf den Wagbalken zu setzen.

Nun habe ich hier noch eine Art von Hebel. — Wer wird mir wohl sagen, an welchem Orte man diesen angreifen muß, um die größte daran hängende Last mit möglichster Leichtigkeit in die Höhe zu heben? Es war ein sogenannter Hebel der dritten Art; wo die den Hebel ausmachende Stange etwa mit einem Gelenke in einer Wand befestigt ist, so daß sie leicht in die Höhe gehoben und niederfallen kann, wie das schwerdtähnliche Stück an einer Flachsbreche. Die Last wird an das andere äußerste Ende der Stange befestigt, so daß die Hand, welche den Hebel empor heben will, zwischen die Unterlage (welches die Befestigung in der Mauer, bei dem Gelenke des Hebels ist) und die Last greifen muß. Hr. W. hatte mit Vorbedacht einen solchen Hebel nur in einem zarten Modell. Er wollte hiebei sehen, wie weit seine kleinen Mechaniker in der Kunst des richtigen Blickes gekommen wären.

Einige. Ei lassen Sie uns versuchen?

Vat. Das Instrumentchen ist zum Versuchen zu klein. Von einem schwachen Gewichte würde das Stäbchen schon brechen. Auch möchte ich eigentlich bloß eure Meinung von der Sache

wissen. — Wo ist die Unterlage bei diesem Hebel?

Alle. Hier; wo er mit einem Gelenke an dem Klötzchen befestigt ist.

Vat. Richtig. — Hier aber, an dem freien Ende des Hebels, wo das kleine bleierne Kügelchen hängt, wird die Last angebracht. — Ich muß also schlechterdings zwischen der Last und der Unterlage angreifen. Wo soll ich dies nun? Soll meine Hand näher an der Unterlage, oder soll sie näher an der Last seyn?

Einige. Näher bei der Unterlage.

Andere. Nein. Näher bei der Last.

Vat. Also Streit. Wer hat wohl recht? — — — Getraut ihr euch nicht, bei einiger Ueberlegung, mit einander einig zu werden?

Alle. Wir wollen sehen.

Vat. Wie sagten wir denn bisher in Rücksicht der Länge oder der Kürze des Hebelarms?

Alle. Je länger der Arm, desto weniger braucht man Kraft.

Vat. Gut. Aber wo fängt man denn an, den Arm zu messen?

Alle. Bei der Unterlage.

Vat. Wenn werde ich also den längsten Hebelarm bekommen? Wenn ich näher bei der Unterlage, oder, wenn ich näher bei der Last angreife?

Alle.

Alle. Wenn Sie näher bei der Last angreifen.

Vat. Nun seht, durch Nachdenken ist der Streit geschlichtet.

Einige. Wenn wir doch den Versuch machen könnten.

Vat. Den wollen wir alsbald machen. Sagt nur geschwind, wo wir einen solchen Hebel antreffen. Denn es muß doch, wenn wir den Versuch mit schwerem Gewichte machen wollen, eine ziemlich starke eiserne Stange seyn.

Jacob, nachdem man sich lange besonnen hatte, wo im Hause so etwas wäre. Ich weiß Einen. Oben bei der Treppe an der Fallthüre ist eine eiserne Stange, an welcher man die Thüre aufziehen kann, wenn sie niedergelassen worden ist.

Alle. Ja! wirklich! wirklich!

Vat. Nun gut. Also hinauf! Jacob soll für seinen Einfall die Freude haben, den ersten Versuch zu machen.

Jac. O! ich weiß schon, wo ich angreifen muß.

Vat. Und morgen bringt jedes von uns einen selbst fabricirten kleinen Hebel mit. Er sey, von welcher Art er wolle.

e. Fünfte Lection.

Es war zu erwarten, daß die Kinder nichts anders von Hebeln bringen würden, als die sie bisher gesehen hatten. Dem Vater aber war es darum zu thun, seine Kleinen auf die Betrachtung einer Rad-

winde, oder eines Rades an der Axe vorzubereiten. Der Hebel, den Er verfertigt hatte, sahe also anders aus. Es war ein, auf der Drechselbank gedrehtes Rad, dessen Felge etwa anderthalb Zoll breit war. Auf der einen Kante der Felge war ein eisernes Stäbchen eingesteckt. Diesem Stäbchen gerade gegenüber war ein kleines Häkchen angebracht, um das Gewicht, welches die Last vorstellen sollte, anhängen zu können. Auch war der Mittelpunct des Rades durchbohrt, damit es, wie eine Rolle an einen eisernen Stift gesteckt, und sich an demselben herum drehen konnte. Die Kinder machten große Augen, als sie dieses Instrument sahen, welches der Vater für einen Hebel von eigener Erfindung ausgab.

Vat. Nun; ihr werdet sehen, daß es ein Hebel ist. — Hier lege ich diesen eisernen Stift ein wenig auf den Tisch auf, stecke meinen Hebel hinan, und an diesem Ende kann jemand von euch den Stift entweder festhalten, oder wir rücken einen Stuhl her, und legen ihn auf dessen Lehne auf. Gebt nun ein Zweipfundgewicht her. Man hieng es an das Häkchen. Ein halbes Pfundgewicht wurde an den Hebelarm gelegt, und man sah das schwerere Gewicht so schnell in die Höhe steigen, daß Gefahr war, es möchte überschnellt werden, und daß man also mit dem Finger unter den Hebelarm greifen mußte.

Vat. Nun? ist es ein Hebel?

Alle. O ja; aber man kann ihn ja nicht brauchen. Die Gewichte fallen herab!

Vat.

Vat. Ich wollte euch für's Erste nur überzeugen, daß es ein Hebel ist. — Wißt ihr mir die Unterlage anzugeben?

Alle. O ja. Der Stift ist es.

Vat. Richtig. — Seht! wenn ich von dem Stift an auf das Häkchen zu eine gerade Linie ziehen wollte, so würde diese den kurzen Arm des Hebels vorstellen können. Ich habe also wirklich an diesem Werkzeuge einen kurzen Arm, einen langen Arm und eine Unterlage. Mehr braucht man zu einem Hebel nicht.

Nun will ich euch aber erst zeigen, wie man diesen Hebel zu Dingen brauchen kann, zu denen die eurigen nicht dienen. Der Vater nahm nun das Häkchen aus dem Rade heraus, befestigte mit einem kleinen Nagel ein Stück Bindfaden an dem Rade und knüpfte an das herabhangende Ende das Gewicht an. Er fieng hierauf an, das Rad an dem Hebelarm herumzudrehen, und das Gewicht wurde leicht hinaufgezogen.

Einige. Ei! das ist ja wie bei einem Ziehbrunnen.

Andere. Ja! da sind aber mehrere Hebel.

Vat. Ihr wollt sagen: mehrere Hebelarme. Das ist wahr. Nun das kann ich an diesem auch machen. Er bohrte hierauf noch einige Löcher in das Rad und steckte in dieselbe noch mehrere Hebelarme. Es war den Kindern eine Freude, ziemlich schwere Gewichte auf diese Art, ohne sonderliche Mühe in die Höhe zu bringen. Wißt ihr aber, wie diese Maschine nun eigentlich heißt? — Es ist eine Winde oder Haspel.

Gesetzt nun, ihr wolltet eine Haspel oder Winde machen lassen, um etwas sehr schweres, z. B. einen Stein oder Balken in die Höhe zu heben, und wolltet doch wenig Kraft daran wenden. Würdet ihr da die Arme kurz oder lang machen lassen?

Alle. Lang.

Vat. Warum aber?

Alle. Weil es ist, wie bei dem Hebel. Je länger der Arm, desto weniger braucht man Kraft.

Vat. Allerdings. Oder eigentlich, die Winde ist nichts anders als ein Inbegriff von vielen Hebeln. — Hier habe ich noch eine Maschine. Hier brachte der Vater eine eigentliche Radwinde, die, bekanntlich, nichts anders ist, als eine Axe, die über das Rad, zu welchem sie gehört, etwas herausreicht, damit der Strick, der an ihr befestigt ist und die Last trägt, Platz hat, sich übereinander her zu wickeln. Das Rad selbst aber hat auch eine etwas breite, und gefurchte Felge, über welche ebenfalls ein Seil hergeworfen wird, an welchem die Kraft zieht.

Alle. Et! Et!

Vat. Seht einmal diese Maschine an. Könnte man sie wohl auch eine Winde nennen?

Einige. Da sind ja zwei Bindfäden.

Vat. Ich will den Einen wegthun. — — Ich sehe schon; ihr findet euch nicht darein. Gebt also Achtung. Die Radwinde wurde nun auch an die Spindel gesteckt, an den Faden um die Axe derselben ein Gewicht gehängt, und dieses hinaufgezogen.

Alle. O ja; es ist auch eine Winde. Nur daß

sie

sie ein Rad zum Herumdrehen hat, und keine Hebelarme.

Vat. Ja; es ist eine Winde. Man nennt sie Radwinde, eben weil sie ein Rad hat. — Was meint ihr aber? Könnte man wohl aus einer bloßen Winde nicht auch eine Radwinde machen?

Adolph. O ja. Man müßte über die Hebelarme einen Reifen herspannen. Da würde ein ordentliches Wagenrad daraus.

Vat. Brav geantwortet, Jacob! Dann hätten wir wirklich aus einer bloßen Winde eine Radwinde gemacht. Nur das einzige wäre nöthig, daß dieser Reifen auf der oberen Seite gefurcht wäre; denn man pflegt die Radwinde eigentlich nicht mit den Händen herumzutreiben, sondern man schlägt einen Faden, oder ein Seil darüber her, und zieht an demselben. Das ist aber im Grunde einerlei; nur daß es mit dem Seile bequemer ist. Nun wurde der Bindfaden wieder über das Rad hergeschlagen, und auch auf diese Art der Versuch gemacht.

Vat. Nun beantwortet mir aber eine Frage, diese Radwinden betreffend. Wann werde ich am wenigsten Kraft brauchen? Wenn das Rad, an dessen Axe die Last befestiget ist, groß, oder wenn es klein ist?

Soph. Wenn es groß ist.

Vat. Wie so aber? Sophie schweigt. Nun? kann niemand Sophien helfen? oder, noch besser, kann sie sich nicht selbst heraushelfen?

Soph. Ich denke, es wäre wie bei dem Hebel. Je länger dieser ist, desto besser ist es.

Vat. Du hast recht. Die Speichen in einem Rade können angesehen werden, wie Hebelarme. Je länger nun diese Speichen sind, desto grösser wird das Rad. — Fällt euch hiebei nicht die Mühle mit dem großen Rade ein, die wir vorm Jahre in einem Dorfe, wo wir durchreisten, sahen? Es meinten einige von euch, dieser Müller müßte recht viel Wasser haben, weil er ein so grosses Rad hätte. Aber wir sahen doch, daß das Rad bei sehr wenigem Wasser herumgieng. — Ein solches Rad kann angesehen werden, wie eine Radwinde. Je größer es ist, desto weniger braucht es Kraft, um herumgetrieben zu werden. Da nun bei dem Wasserrade das Wasser die Kraft ausübt, so braucht ein großes Rad auch weniger Wasser als ein kleines. Könnte oder wollte man ein solches Mühlrad noch größer machen, so könnte am Ende ein Mensch dasselbe mit der Hand herumleiern.

Einige. Aber warum thut man das nicht?

Vat. Sagt mir einmal. Würde der Mensch, der das Rad herumdreht, nicht dafür bezahlt seyn wollen?

D. Kind. Ja freilich.

Vat. Ich glaube auch. Denn er müßte doch wenigstens essen und trinken, und das würde er sich von dem Gelde, das er mit Herumdrehen verdiente, kaufen wollen. Braucht aber das Wasser auch zu essen und zu trinken?

D. Kind. lächelnd. Ach nein.

Vat. Nun seht ihr? Das Wasser wird also auch nicht bezahlt. Es verrichtet seine Dienste umsonst. — Daher kömmt es nun, daß man die Mühlräder nur so groß macht, daß das Wasser sie treiben kann. Menschen will man dazu nicht haben.

Auch könnt ihr nun einsehen, warum an den Fuhrmannswägen so hohe Räder sind. Die Pferde brauchen zu hohen Rädern nicht so viel Kraft als zu niedrigen. Denn die Kraft, welche die Pferde im Ziehen anwenden, ist gerade so zu betrachten, als faßte man die Räder bei den Felgen an, und suchte sie herum zu drehen. Soviel man hiezu Kraft anwenden müßte, soviel müssen die Pferde Kraft beim Ziehen anwenden.

f. Sechste Lection.

Von der Rolle.

Jacob. Sind denn das nicht auch Heuwagen, Vater, wie oben in unserm Bodenfenster eine ist, wo sie Heu- und Strohbündel hinaufziehen?

Vat. Wägen denn die Leute das Heu und das Stroh, wenn sie es so hinaufziehen?

Jac. Ich glaube nicht.

Vat. Du hast Recht. Man wägt es nicht, sondern man will es nur leichter hinaufbringen, oder eigentlich, man will das Seil schonen.

Jac. Wie ist denn das?

Vat. Ich will es euch zeigen. Ich habe gerade eine Rolle bei mir. Seht sie an! Es ist ein Rad mit einer gefurchten Felge, welches sich sehr leicht herumdrehen läßt. Die Spindel, an welcher es sich entweder herumdreht, oder welche, wenn sie in dem Rade festgemacht ist, sich mit dem Rade in dem Loche herumdreht, ruht hier in zwei eisernen Schienen, welche oben zusammengehen und einen Ring haben, damit man die Rolle an einen Nagel hängen kann. Ich will sie nun aufhängen. Gebt mir einen starken Bindfaden und Gewichte her, damit ich ihn über die Rolle herschlagen und etwas daran hängen kann.

Kätchen. Hier ist Bindfaden.

Adolph. Und hier Gewichte.

Vat. Gut. — Jetzt will ich also an das eine Ende des Bindfadens zwei Pfunde hängen. — Ziehe nun einmal, Kätchen, an dem andern Ende.

Kätch. O! es geht leicht.

Vat. So? — Wie viel Kraft hast du dann angewendet?

Kätch. Ja, wer will das wissen?

Vat.

Vat. Aber könntest du es denn nicht durch Versuche herausbringen? Strenge den Kopf an!

Kätch. Vielleicht wenn ich auch Gewicht an das Ende hienge, welches ich angefaßt hatte?

Vat. Versuche nur. Sie probirte, und fand, daß die Last von zwei Pfunden nicht eher in Ruhe erhalten werden konnte, als ebenfalls durch ein die Kraft vorstellendes Gewicht von zwei Pfunden. Nun? wie viel hängt hier?

Kätch. Zwei Pfunde.

Vat. Und die Last hier?

Kätch. Ist auch zwei Pfunde.

Vat. Wird denn die Last von der Kraft in die Höhe gezogen?

Kätch. Nein.

Vat. Du aber hast das Gewicht in die Höhe gezogen. Hast du nun mehr als zwei Pfund Kraft angewendet oder weniger?

Kätch. Mehr.

Vat. Richtig. Du weißt also durch diesen Versuch doch wenigstens, daß du mehr als zwei Pfund Kraft angewendet hast. — — Seht ihr nun ein, daß ich Recht hatte?

Alle. Worin denn?

Vat. Ich meinte, man erspare nichts an Kraft durch eine Rolle, wie sie oben am Dachfenster hängt. Ihr seht nämlich, wenn ich vermittelst der Rolle zwei Pfunde in die Höhe heben will, so brauche ich mehr als zwei Pfund Kraft dazu.

Da hilft mir ja die Rolle nichts, denn ich brauche ja auch nichts weiter, als etwas mehr als zwei Pfund, um eine solche Last, ohne alle Maschine, und mit bloßem Anfassen in die Höhe zu bringen.

Einige. Aber wozu ist dann die Rolle?

Vat. Um das Seil zu schonen, wie ich schon sagte. Denn, hätte man die Rolle nicht, so würde man das Seil über einen Balken schlagen, und auf demselben wegziehen müssen. Da würde es nun sehr gerieben werden, und bald zerreißen. Gerade so, als wenn ich diesen Bindfaden mit recht viel Gewalt ein paarmal über diese Stuhllehne herziehen wollte. Da schabt er sich, wie man es nennt, und zerreißt. Die Rolle aber ist ernstlich rund und hat keine Ecken. Das Seil würde also schon um deswillen weniger gerieben werden. Zweitens so dreht sich die Rolle mit herum. Dies erleichtert das Ziehen wirklich ein klein wenig und macht auch, daß das Seil fast gar nicht gerieben wird.

Einige. Ei! da ist also kein großer Vortheil mit der Rolle.

Vat. In Ansehung der Bewegung oder der Kraftersparung ist so gut wie gar kein Vortheil dabei; doch aber nur, wenn sie oben an der Decke angebracht ist und festhängt. Denn wenn sie auf eine andere Art gebraucht wird; so ist sie wirklich vortheilhaft zur Kraft-

ersparung.

ersparung. — Ich will euch den Versuch machen lassen. Die Rolle wurde hierauf von dem Nagel an der Decke herab genommen, und an diesem Nagel ein dünnes, langes Seil befestigt. An die Rolle selbst wurde nun der auf dem Boden stehende Viertelscentner angebunden, das Seil, von unten hinaufwärts, um die Rolle geschlagen, und ein Stuhl hingestellt, auf welchen die Kinder traten, wenn sie an dem, ihnen in die Hand gegebenen Seile zogen, und den Viertelscentner in die Höhe hoben.

Einige. Ei! es ist doch schwer.

Vat. Allerdings. Ihr müßt aber nur bedenken, daß dies auch ein Viertelscentner ist, den ihr in die Höhe gehoben habt. Wißt ihr, wie viel ihr Kraft hiezu gebraucht habt?

Alle. Nein.

Vat. Es läßt sich heraus bringen. Wie meint ihr wohl?

Alle. Ach! wir wissen nicht.

Vat. Ihr wißt euch doch wenig zu rathen! Gebt also ja Achtung, wenn ich etwas mache. — Gesetzt, ich schlüge noch einen Nagel hier in der Decke ein, ungefähr eine Spanne weit von diesem, der schon da steckt, und hienge an diesem Nagel auch eine Rolle. Wenn ich nun über diese Rolle die Leine herschlüge, und wollte alsdann den Viertelscentner in die Höhe ziehen, — nicht wahr! dann brauchte ich nicht hinaufwärts zu ziehen, wie ihr jetzt, sondern ich zöge zu mir herabwärts. Was meint ihr?

Alle. Ja freilich.

Vat. Und dann könnte ich auch, anstatt, daß ich zöge, Gewichte anhängen, welche mir zu wissen thäten, wie viel ich eigentlich Kraft zum Ziehen brauchte?

Alle. Ei! das ist wahr!

Vat. Nun — ich will es so machen. Es geschah, und man fand, daß der Viertelscentner auf diese Art ungefähr mit dreizehn Pfunden gehoben wurde.

Aber! sagt mir einmal! Sollte nicht diese Rolle, die ich noch angebracht habe, einen Unterschied in der Sache machen?

Einige. Ach nein. Die Rolle erleichtert ja das Gewicht nicht, sondern sie macht nur, daß der Strick nicht so abgeschabt wird.

Vat. Richtig. — Wenn ihr daher Maschinen sehen solltet, welche aus mehreren Rollen bestehen, so müßt ihr nicht glauben, daß alle diese Rollen da sind, um die Last zu erleichtern. Nein; mehrere davon werden nur dienen, die Stränge vor Abreiben zu bewahren, z. B. diese Maschine. — —

Es war ein Flaschenzug. Eine Maschine, welche ich ihrer einfachsten Einrichtung nach für solche Leser, die entweder noch keine gesehen, oder über die Wirkungsart derselben noch nicht nachgedacht hätten, hier kürzlich beschreiben will.

Es müssen wenigstens vier Rollen seyn. Zwei größere und zwei kleinere. Jedes paar dieser Rollen

len (immer eine kleine und eine große zusammen) wird innerhalb zweier eisernen Schienen so befestigt, daß die Spindeln in den Löchern, in welchen sie ruhen, leicht herumlaufen können. An den Schienen des Einen Paares ist ein Haken angebracht, an welchem die zu hebende Last gehangen werden kann; an den Schienen des zweiten Paares aber ist nicht nur ein Ring, um diesen irgendwo in der Höhe aufhängen zu können, sondern, an den untern Enden der Schienen ebenfalls ein Haken, an welchem das Seil befestigt wird, welches die zwei Paar Schienen während des Gebrauchs zu einer einzigen Maschine verbindet. — Die Rollen, an deren Schienen Ring und Haken ist, sollen das obere Paar heißen. — Ferner, der Ring muß an dem Ende der Schienen angebracht werden, welches der großen Rolle am nächsten ist, der Haken also natürlicher Weise an dem Ende, welches der kleinen am nächsten ist. Bei dem unteren Paare aber ist der Haken an dem Ende der Schienen, welches der großen Rolle zunächst ist. —

Soll die Maschine nun gebraucht werden, so hängt man das obere Paar Rollen etwa an einer Decke an einen starken Nagel an, und befestigt das Seil an dem Haken dieses Paares. Hierauf ergreift man mit dem Haken des zweiten Paares die Last, hält die Schienen in die Höhe und schlägt (wenn auf der linken Seite dessen, der die Maschine zusammenfügt, gezogen werden soll), das Seil von der

linken zur Rechten um die kleine Rolle des unteren Paares herum, sodann über die kleine Rolle des oberen Paares, von der Rechten zur linken, herüber, zieht es hierauf abermals von der linken zur Rechten um die große Rolle des unteren Paares herum, und schlägt es eben so, von der Rechten zur linken, über die große Rolle des oberen Paares herüber.

Nun ist die Maschine fertig, und die Hand oder das Gewicht, welches die Kraft vorstellt, zieht an dem von der linken Seite der oberen großen Rolle herabhangenden Seile.

Es ist das Gesetz bei Flaschenzügen, daß man das Verhältniß der Kraft zur Last danach bestimmen kann, wievielmal das Seil um Rollen geschlagen worden ist. Ein Theil dieser Zahl des Umschlagens, ist das Maaß für die anzuwendende Kraft. Hängt also eine Last von 30 ℔ an einem Flaschenzuge, bei welchem das Seil viermal herumgeschlagen ist, so braucht die Kraft, nur Ein Viertel von 30, also $7\frac{1}{2}$ ℔ zu seyn. Wäre das Seil sechsmal umgeschlagen (bei einem Flaschenzuge mit sechs Rollen), so würde Ein Sechstel von 30, also ein Fünfpfundgewicht die Last halten, und ein geringer Ueberschuß über 5 ℔ sie in die Höhe ziehen.

Alle. Ei! Ei! Was ist denn das?

Vat. Es ist eine Maschine, welche man den Flaschenzug nennt. Der Vater beschrieb nun dieselbe ungefähr

gefähr auf die jetzt geschehene Weise, und ließ nun die Kinder den Viertelscentner abermals in die Höhe heben.

Jedes. Ei! nun ists noch viel leichter, als vorhin mit Einer Rolle.

Vat. Wie viel mußten wir bei Einer Rolle anhängen?

Alle. Dreizehn Pfund.

Vat. Nun laßt doch sehen, wie viel wir bei dem Flaschenzuge anhängen müssen. — — Seht! der Stein geht schon bei sechs und ein halb Pfund in die Höhe. — Also gerade noch einmal so wenig brauchen wir diesmal. Der Vater brachte hierauf auch einen Flaschenzug mit sechs Rollen, und machte den Versuch, woraus sich ergab, daß dieser den Viertelscentner sogar mit $4\frac{1}{2}$ ℔ in die Höhe zog.

Alle. Ei! das ist doch herrlich.

Jacob. Ja, ja. Nun glaube ichs, was ich gehört habe, daß man sogar Häuser von ihrer Stelle wegziehen kann.

g. Siebente Lection.

Einige. Aber ist denn das wahr, Vater! was Jacob gestern sagte, daß man sogar Häuser in die Höhe heben kann?

Vat. Jacob hat meines Wissens gesagt, daß man Häuser wegziehen könnte. Das ist wahr. Aber Häuser in die Höhe zu heben, das möchte wohl nicht angehen.

Einige. Aber, womit will man sie dann wegziehen?

Vat. Mit allerlei Maschinen; selbst auch mit Flaschenzügen.

Alle. Aber da müßte man sie ja in die Höhe heben!

Vat. Ha! Ha! Nun weiß ich, warum euch die Sache nicht in den Kopf will. Ihr glaubt, daß man mit solchen Maschinen nur in die Höhe heben kann. Nein, das nicht. Man kann auch damit ziehen. Es kömmt nur darauf an, daß man diese Maschinen nicht an der Decke, sondern an der Erde anbringt. Er befestigte hierauf den Flaschenzug irgendwo, nahe an der Erde, daß die Rollen zu liegen kamen, und ließ nun den Viertelscentner auf der Erde hinfahren. Ihr seht also, das ist einerlei, ob man eine Last in die Höhe bringt, oder sie auf der Ebene hinzieht. Denkt euch, daß dieser Viertelscentner ein Haus wäre, und daß an diesem Seile nicht nur meine Hand zöge, sondern entweder sehr viele Menschenarme, oder wohl gar Pferde und Ochsen; so würden, wenn das Haus etwa 40000 Centner wäge, und vier Flaschenzüge an demselben befestiget würden, an deren jedem etwa 12 Pferde zögen, so würden diese 48 Pferde das Haus fortziehen können. — —

Doch! sagt mir jetzt einmal, wie vielerlei Maschinen wir bereits kennen gelernt haben?

Ad. Den Hebel und die Rolle.

Vat.

Vat. Du kannst recht haben, Adolph. Nachdem man's nimmt. Aber nenne mir lieber einzeln, was wir gehabt haben.

Ad. Den Hebel, die Radwinde, die Rolle und den Flaschenzug.

Vat. Du hast eine zu nennen vergessen. Nämlich die bloße Winde. — Weißt du denn den Unterschied zwischen einer bloßen Winde und zwischen einer Radwinde?

Ad. O ja. Wenn man in die Axe des Rades nur einzelne Stangen steckt, so ist es eine Winde. Wenn man aber um die Axe des Rades wirklich ein Rad macht, so wird es eine Radwinde.

Vat. Nun ja; ich bin damit zufrieden. — Also! eine Frage an euch alle. — Welche von den genannten Maschinen wäre euch wohl die liebste?

Ad. Mir der Flaschenzug.

Soph. Mir die Winde; so wie an unserm Brunnen im Hofe ist. Die andern hatten nun auch wieder ihre Meinung hierüber für sich.

Vat. Dir, Adolph, ist also der Flaschenzug die liebste Maschine. — Aus welchen Gründen denn?

Ad. Weil man da so wenig Anstrengung braucht.

Vat. Wie viel brauchtest du dann, um den Viertelscentner zu heben?

Ad. Sechs und ein halb Pfund.

Vat. Aber entsinnst du dich nicht, daß wir den

Viertelscentner einmal mit 3 ℔ 4 Loth in die Höhe gehoben haben?

Einige. Ja wohl, an dem Wagbalken.

Vat. Eigentlich zu reden, an der Schnellwaage, oder mit dem Hebel. — Und also müßte die eigentlich der Hebel die liebste Maschine seyn, wenn du bloß auf Kraftersparung sehen wolltest.

Soph. Ja, ja! Eben deswegen ziehe ich die Winde vor. Ich habe es schon probirt. Je längere Arme man da hineinsteckt, desto leichter gehts. Ich glaube wirklich, man könnte am Ende einen Viertelscentner bloß mit dem kleinen Finger in die Höhe bringen.

Vat. Nun, ganz unrecht hast du nicht, Sophie. Und, es ist wahr: alles gegen einander abgerechnet, wäre mir die Winde vielleicht auch die liebste Maschine. Doch — wir wollen die Sache einzeln mit einander durchgehen. Und da fangen wir von dem Hebel an. Ihr habt den Hebel schon brauchen sehen?

Alle. O ja. Beim Steinbrechen.

Vat. Auch gewiß bei noch mehreren Gelegenheiten. Denn wenn einem Nachbar im Dorfe ein schwerer Stein oder ein großer Klotz irgendwo im Wege liegt, so nimmt er eine Stange, steckt sie unter den Stein, und schafft ihn auf diese Art weg. — Diese Stange ist doch wohl zu betrachten, wie ein Hebel?

Alle. O ja! denn je länger man sie anfaßt *), desto leichter hat man Heben.

Vat. Richtig. Der Hebel hat also das Gute, daß man „überall einen findet.“ Denn eine hölzerne Stange, allenfalls auch eine eiserne, ist nicht schwer zu suchen. Aber wenn man eine Rolle, einen Flaschenzug haben will; nicht wahr, da muß Drechsler und Schlosser und Seiler erst angesprochen und bezahlt werden? — — Doch, sagt mir nun ferner: Gesetzt! ich wollte einen schweren Sack, der etwa zwei Centner wöge, hier zu unserm Fenster, oder gar oben zu dem Dachfenster hineinziehen — könnte ich da auch einen Hebel brauchen?

Einige. Nein.

Vat. Welche Maschinen würdet ihr mir also da rathen?

Soph. Die Winde.

Phil. Den Flaschenzug.

Vat. Die Winde, liebe Sophie, ist auch ein schweres Ding; es würde mir viel Mühe kosten, sie die Treppe hinauf zu schleppen. Wäre sie aber

*) Provinciell gesagt, anstatt: je weiter vom Ruhepunct man angreift. — Ich lasse aber die Kinder gerne in der provinciellen Art sprechen, vorausgesetzt, daß sie Irrthümer nicht gar zu leicht begünstigt, weil die Kinder sonst gar zu ängstlich im Sprechen werden, zu sehr auf Nebendinge Acht geben, und dadurch am Ende sich im Denken selbst verwirren.

freilich einmal oben, so wäre sie gewiß das Allerbeste. Doch, es gienge auch wohl ein Flaschenzug an. Der ist leicht mitgenommen. Den machte ich oben an einen Balken recht fest, befestigte auch den Sack daran, und fienge nun an zu ziehen.

Einige. Aber warum ist denn kein Flaschenzug, sondern eine bloße Rolle in unsrem Dachfenster angebracht?

Vat. Wäre das Haus mein Eigenthum; so würde entweder ein Flaschenzug oder eine Winde angebracht seyn; und anstatt, daß jetzt, wenn Getraidesäcke hinaufgezogen oder herabgelassen werden, vier bis fünf Menschen auf dem Boden seyn müssen, würde ich deren nur zwei oder drei brauchen. Allein manche Leute achten nicht darauf, sich solche Vortheile verschaffen zu wollen, und so bleibt es also bei der bloßen Rolle, die aber, auf diese Art angebracht, die Anstrengung der Ziehenden eigentlich gar nicht erleichtert.

Auf diese und ähnliche Art gieng der Vater die Vorzüge oder äußerlichen Unvollkommenheiten der genannten Maschinen durch, theils um den Kindern die Eigenthümlichkeiten derselben geläufiger zu machen, theils um das Urtheilsvermögen der Kinder auch an diesen, für das gemeine Leben so wichtigen Dingen zu üben. Ich überhebe mich aber der Anführung des ganzen Gespräches, weil ein verständiger Vater oder Erzieher ein solches mit seinen Kindern ohne weiteres Beispiel in Gang wird bringen können, — Also nur noch den Uebergang zur folgenden Lection.

Ihr

Ihr wißt doch die großen steinernen Kugeln, draussen auf dem Geländer vor dem Hausthore? — Wie mögen wohl diese hinaufgebracht worden seyn?

Einige. Mit Hebeln.

Vat. Das wohl nicht. Da hätte man eine gar zu hohe Unterlage haben müssen, und wenn das ist, so kömmt der Hebel immer in Gefahr zu zerbrechen.

Andere. Mit dem Flaschenzuge.

Vat. Wo hätte man aber den Flaschenzug anhängen sollen?

Dieselben. Ja; das ist freilich!

Vat. Man hätte erst ein hohes Gerüste, etwa wie einen Galgen, aus einigen Balken aufrichten müssen, um den Flaschenzug an demselben zu befestigen. Das würde aber wieder viele Kosten verursacht haben. — Nein! das alles nicht. Man hat sie mit einer Maschine hinaufgebracht, die sehr einfach ist, und weniger kostet als ein Galgen. Morgen will ich euch eine solche zeigen.

h. Achte Lection.

Die Lehre von der schiefen Fläche.

Vat. Nun — habt ihr noch nicht herausgebracht, wie ihr diese Kugeln auf das Geländer hättet bringen wollen?

Alle. Nein. Wir wissen's noch nicht.

Vat. Nun, ich weiß es auch nicht. Die Maschi-

ne, die ich gestern versprach euch zu zeigen, ist noch nicht fertig. Wir müssen also heute von einer andern mit einander sprechen. Dies war nur ein Vorgeben des Vaters. Er brachte wirklich die schiefe Fläche mit; er wollte aber die Kinder selbst finden lassen, daß man sich dieser Maschine zu der angegebenen Absicht habe bedienen können. — Die Maschine, mit welcher Hr. W. Versuche anstellte, bestand aus zwei Brettchen, welche mit einem Scharniere an einander befestiget waren, und also, wie ein Buch, weiter und enger, aus einander geschlagen werden konnten. Dem Scharniere gegenüber war an dem Rande des einen Brettchens, welches bei den Versuchen das Oberste wurde, eine kleine Rolle angebracht, über welche der Faden, der Kraft und Last in Verbindung brachte, hergeschlagen wurde. — Dies Modell von einer schiefen Fläche diente zu Versuchen mit kleinen Gewichten, bei denen man die Ersparniß der Kraft genau herausbringen wollte. Irgend ein Buch oder so etwas, zwischen die Brettchen gelegt, diente, die Fläche steiler oder niedriger zu machen. Versuche im Großen wurden auf schiefgelegten Bohlen und mit Gewichtsteinen, welche die Kinder hinaufwärts zogen, angestellt.

Hier habe ich zwei Brettchen, die sind mit einem Scharniere verbunden, und das eine läßt sich höher und niedriger stellen. Man nennt es die schiefe oder die schräge Fläche. — Jetzt wollen wir einmal mit diesen Versuche machen. — — Seht! hier habe ich den Zweipfundstein auf die schiefe Fläche gelegt. — Wie viel brauchte ich Kraft, um diesen Stein im Freien zu halten, daß er nicht fiele?

Alle.

Alle. Wir wissen's nicht.

Vat. Et! Et! Wie wenig Nachdenken! — Nehmt also an, ich hienge diesen Stein an einem Faden über eine Rolle her; wie viel müßte ich dann Kraft anwenden, um ihn zu halten, daß er sich nicht herabsenkte?

Alle. Auch zwei Pfund.

Vat. Richtig. Und also muß ich auch zwei Pfund Kraft anwenden, wenn ich den Stein im Freien zwischen meinen Fingern halte, daß er nicht fallen soll. — Aber seht einmal hieher! Da hängt nur Ein Pfund, und doch hält es den Stein, daß er nicht wegrollt *).

Phil. Ja, das glaube ich. Das Gewicht, die Kraft, hält ihn auch.

Vat. Das Halten macht es wohl nicht aus, mein Sohn. Oder vielmehr; ich möchte eben wissen, wie es käme, daß ein leichtes Gewichte ein schweres Gewicht halten kann. Nicht wahr, ein

*) Bekanntlich ist das Gesetz bei der schiefen Fläche, daß sich die Kraft zur Last verhält, wie die Höhe der schiefen Fläche zu ihrer Länge. Die Höhe der schiefen Fläche aber findet man, wenn man von deren obersten Endpunct eine Linie herabzieht, welche auf dem Boden lothrecht zu stehen kömmt. Ist diese Linie nun z. B. noch einmal so kurz, als die schiefgelegte Fläche lang ist, so kann man eine Last, die 2 Pf. wiegt, mit 1 Pf. Kraft auf derselben im Gleichgewicht halten, und mit etwas weniges mehr in die Höhe ziehen.

Viertelpfundgewicht müßte doch auch halten können? Ich will es einmal anhängen. Es geschah. Die Last rollte die schiefe Fläche hinab, und zog das Viertelpfund, welches die Kraft vorstellte, nach sich. Was sagst du dazu?

Phil. Ach! ich weiß es nicht.

Vat. Dein Urtheil war also nur etwas zu vorlaut, Philipp! Gieb desto besser Achtung, du wirst schon finden, was du jetzt selbst noch nicht zusammenhangend genug weißt.

Ich will nun einmal mit dieser schiefen Fläche Experimente machen. Seht! jetzt ziehe ich das Buch vorwärts, vom Winkel wegwärts. Da liegt sie sehr schräge. — — Richtig! jetzt ist ein halbes Pfund hinlänglich, diese zwei Pfund Last vom Herabrollen abzuhalten. — Nun aber! Er schiebt das Buch weiter gegen den Winkel zu. Nun ist die Fläche steiler; jetzt rollt die Last trotz meines halben Pfundes. Jetzt muß ich noch ein halbes Pfund anhängen, wenn die Last nicht herabrollen soll. — Könnt ihr wohl etwas hieraus schließen?

Einige. O ja! Je schräger das Brett, die schiefe Fläche, liegt, desto leichter geht es hinauf. Je steiler es aber ist, desto schwerer hält es, hinauf zu kommen.

Jacob. Jetzt weiß ich auch, wie sie die steinernen Kugeln auf das Geländer gebracht haben.

Alle. Ja, ja wir wissen es auch. Sie haben

Bretter

Bretter hingelegt und Balken darunter, und haben die Kugeln so auf den schiefliegenden Brettern hinaufgeschoben.

Vat. Ich gebe euch recht. Es ist mir sehr lieb, daß ihr so schnell eine Anwendung von dem, was ich euch hier zeigte, gemacht habt. Allerdings helfen sich die Maurer, Zimmerleute und überhaupt die Handarbeiter, wenn sie etwas schweres in eine Höhe, die nicht eben gar zu beträchtlich ist, bringen wollen, auf diese Art. Sie machen sich eine schiefe Fläche und schieben entweder den Balken, Stein oder Klotz von hinten hinauf, oder sie binden ein Seil an denselben, und ziehen von vorne an dem Seile. Sie ersparen in beiden Fällen etwas an Kraft, und zwar ersparen sie destomehr, je weniger die Fläche steil ist.

Aber — wißt ihr nicht noch mehr Beispiele, wo es uns wohl thut, daß wir uns eine schiefe Fläche zu Nutze machen können? Der Vater hatte absichtlich diese Frage nicht deutlicher ausgedrückt, um bei deren Selbstbeantwortung Gelegenheit zu bekommen, in welcher Hinsicht man eigentlich Vortheil von der schiefen Fläche habe. Er hatte nämlich bemerkt, daß Kinder und selbst Jünglinge den rechten Punct in der Beurtheilung nicht gleich finden können, weil sie eine schiefe Fläche, z. B. einen Berg, gemeiniglich als ein Hinderniß, nicht als einen Vortheil ansehen. Der Fehler ist, wie man sieht, dieser, daß sie alsdann die Bewegung auf der schiefen Fläche nicht, wie es geschehen sollte, mit dem Heben der Last gerade in die Höhe,

sondern mit Fortbringung derselben auf einer ebenen Fläche, vergleichen.

Alle. Wir wüßten uns nicht zu besinnen.

Vat. Und gehet doch alle Tage so oft unsere Treppen hinauf?

Einige. Ja! sind denn die Treppen schiefe Flächen?

Vat. O ja! ihr müßt euch nur an das halten, was die Hauptsache bei der schiefen Fläche ausmacht, nämlich, daß sie schief liegt. Nun liegen ja aber doch gewiß die Balken, zwischen welchen die Stufen unserer Treppe befestiget sind, schief, denn man kömmt ja mit jedem Schritt, den man thut, höher hinauf. Also ist eine Treppe wirklich eine schiefe Fläche. Die Stufen an der Treppe machen keinen Unterschied in der Hauptsache. Eigentlich würden wir allerdings leichter hinauf kommen, wenn gar keine Stufen da wären, sondern wenn über die schiefliegenden Balken nur glatte Bretter hergenagelt wären. Allein, weil einem die Beine, besonders in den Waden, zu weh thun, wenn man eine schiefe Fläche, die keine Stufen hat, hinangeht, und weil man auch, besonders herabwärtsgehend, leicht ausrutscht, so hat man lieber auf die größere Leichtigkeit nicht sehen, und die Treppe so einrichten wollen, daß der Gang auf derselben sicher sey.

Eben so ist es, wenn man einen Berg hinangeht. Da geht es allemal leichter, als wenn — —

Einige.

Einige. O nein, lieber Vater, da geht es schwerer.

Vat. Wie meint ihr denn das?

Einige. Es geht schwerer, wenn man den Berg hinansteigt, als wenn man auf der Ebene weggeht.

Vat. So? — Da habt ihr freilich Recht. Aber, sagt mir einmal: wenn ihr auf der Ebene weggeht, kommt ihr denn in die Höhe?

Alle. Nein.

Vat. Nun seht. Hierauf kömmts also an. Ich wollte sagen, es gehe leichter einen Berg hinauf, als wenn man sich gerade in die Höhe schnellen wollte. — Man will in die Höhe, z. B. ins obere Stockwerk. Nun fragt sichs, ob man mehr Kräfte braucht, wenn man auf einer schiefen Fläche, z. B. auf einer Treppe hinan geht, oder wenn man gerade hinauf steigt, z. B. auf einer Leiter, die ganz gerade steht, wie die Scheunenleiter?

Einige. Da geht es doch wohl die Leiter hinauf leichter. Denn wir sind da in einem Augenblick oben. Wäre statt der Leiter eine Treppe, so würden wir gewiß länger zubringen, ehe wir hinauf kämen.

Vat. Der Vater merkte sehr wohl, daß junge lebhafte Menschen die Zeit höher in Anschlag bringen, als die Kraft. Er getraute sich aber nicht, sie durch Raisonnement auf den Trugschluß, den sie sich zu Schulden kommen ließen, eher mit Erfolg aufmerksam machen zu kön-

nen, als nach einigen Versuchen. Es wurde also zu diesen geschritten.

Vat. Laßt uns jetzt sehen, wer Recht hat. — Ich will meine schiefe Fläche einmal ganz gerade stellen, wie eine Wand steht, und also auch die Leiter, an welcher man gerade hinan steigen wollte. Gebt nun Acht, wie viel ich Gewicht anhängen muß, um diese zwei Pfunde an derselben hinan zu ziehen.

Einige. Ach! wir wissen schon! Es ist ja wie bei der bloßen Rolle. Sie brauchen alsdann zwei Pfund, um diese zwei Pfunde, die Last, nur im Gleichgewicht zu halten.

Vat. Richtig. Ich brauche also etwas mehr als zwei Pfund, d. h. mehr, als das Gewicht der Last beträgt, um sie in die Höhe zu heben. — Nun laßt mich aber einmal die Fläche wieder schief legen. — —

Alle. Es ist wahr; da braucht man nicht so viel Gewicht anzuhängen, um die zwei Pfund in die Höhe zu ziehen.

Einige. Aber das ist doch besonders. Wir kommen wirklich eher hinauf, wenn wir eine gerade stehende Leiter hinansteigen, als wenn wir die Treppe hinauf giengen.

Vat. Ich will euch zugeben, daß ihr Recht habt. Doch! beantwortet mir dafür auch eine Frage. Gesetzt, ein alter, alter Mann, der kaum sich noch fortschleppen kann, sollte von hier hinauf auf unsern

sern Haussaal gehen. Bringt ihm eine Leiter an, die ganz gerade steht, aber auch eine Treppe, welche recht schief läuft, und wenig steil ist. Was meint ihr? Wird er die Treppe oder die Leiter vorziehen?

Einige. Freilich die Treppe; denn er wird sich fürchten, die Leiter hinan zu steigen.

Vat. Nicht bloß der Furcht wegen, liebe Kinder! Er könnte vielleicht ein sehr beherzter Mann seyn. Aber es ist ihm unmöglich, die Leiter hinan zu steigen; er hat die Kraft nicht dazu.

Ad. Ja! ja! das ist wahr. Ich bin als ein kleiner Knabe einmal krank gewesen, und da konnte ich, als ich wieder vom Bette aufstand, anfangs auf keinen Stuhl mehr steigen, ob ich gleich wollte.

Vat. Richtig. Das ist derselbe Fall. Nicht wahr, es war nicht aus Furcht, daß du herunter fallen möchtest?

Ad. Nein. Ich konnte nicht.

Vat. Mit andern Worten: Du hattest die Kraft nicht. Wenn du damals hättest wissen wollen, wie viel du Kraft gehabt hast, so würdest du gefunden haben, daß du vielleicht nicht vier oder fünf Pfund hättest in die Höhe heben können.

Aber — es ist mir lieb, daß ihr mir, was ich sagte, nicht gleich anfangs geglaubt habt. Ich sehe daraus, daß ich euch etwas sagen muß, was ihr noch nicht zu wissen scheint.

Ihr sagtet mir, daß ihr auf der Leiter eher in

die Höhe kommt, als auf einer Treppe. Das ist richtig. Aber braucht ihr auch weniger Kräfte dazu? — Dies gewiß nicht. Denn wenn ich euch, anstatt daß ihr euch durch eure Kräfte in die Höhe hebt, mit einem Gewicht hinauf ziehen könnte, so würdet ihr sehen, daß es gerade hinauf mehr Gewicht oder Kraft braucht, als schief hinauf. Dabei bemerkt euch also eine Regel, die überall gilt, wenn gezogen, weggebracht, oder überhaupt bewegt werden soll: „Wenn man Kraft ersparen will, muß man viel Zeit anwenden; wenn man aber Zeit ersparen will, muß man viel Kraft anwenden.“ Denkt einmal hierüber nach. Wir wollen morgen mehr davon mit einander sprechen.

i. Neunte Lection.

Es wurden heute auch Experimente im Großen gemacht. Ein langes, behobeltes Brett, an dem einen Ende mit einer Rolle versehen, über welche der Strick, der die Last zog, hergeschlagen werden konnte, wurde bald über einen Fußschemel, bald über einen Stuhl, bald über den Tisch hergelehnt.

Vat. Nun! habt ihr über die Regel, die ich euch gestern sagte, nachgedacht?

Alle. Wir verstehen sie noch nicht recht, lieber Vater.

Vat. Verstehen werdet ihr sie gewiß. Es fallen euch nur nicht gleich Exempel ein, wo ihr das, was

was die Regel sagt, schon gesehen habt. Ich will euch also hier welche geben.

Hier binde ich einen Fünfpfundstein an den Strick. Dieser Stein soll in die Höhe gezogen werden. Nun will ich einmal sieben Pfund anhängen. Diese sieben Pfund sind doch die Kraft?

Alle. Ja. Es geschah; und die Last wurde in einem Nu in die Höhe gezogen.

Vat. Gieng das geschwinde?

Alle. O ja.

Vat. Aber sagt mir nun; was heißt denn geschwinde? heißt es so viel, als: in weniger, oder in kurzer Zeit?

Alle. Ja, das heißt es.

Vat. Gut. Nun will ich statt sieben Pfund Kraft nur fünf und ein halb Pfund nehmen. Es geschah, und die Last gieng viel langsamer aufwärts.

Nun! gieng dies langsamer?

Alle. O ja! viel langsamer!

Vat. Langsam aber ist das, was viel Zeit erfodert.

Seht also, daß ich Recht habe. Vorhin hatte ich viel Kraft, nämlich 7 Pfund, und brauchte wenig Zeit, denn der Stein war sogleich in der Höhe. Jetzt aber hatte ich wenig Kraft, nämlich nur $5\frac{1}{2}$ Pfund, da verstrich aber viel Zeit, ehe der Stein in die Höhe kam. —

Ihr könnt das nun auch probiren. Wollt ihr den Stein an diesem Brett geschwind in die Höhe ziehen, so müßt ihr auf Einmal recht viel Kraft anwenden, und würdet dies an eurem Arme schon spüren, wenn ihr es oft wiederholen solltet. Kömmt es euch aber nicht darauf an, daß der Stein schnell in der Höhe seyn soll, sondern seyd ihr damit zufrieden, daß er nur in die Höhe kömmt, so braucht ihr nur ganz langsam zu ziehen. Da braucht ihr wenig Kraft dazu, und werdet nicht so müde werden, als bei dem Schnellen.

So ist es nun auch mit der gerade stehenden Leiter und mit der Treppe. Wer Kraft genug, und dabei einen kleinen Körper zu tragen hat, wie ihr, der sieht auf Zetterspartniß, und steigt lieber die Leiter hinan. Hingegen wer seine Kraft schont, der nimmt sich lieber Zeit, und geht die Treppe hinauf. — Doch jetzt zu etwas andrem.

Hr. W. wollte von der Lehre von der schiefen Fläche zur Lehre von dem Keil übergehen. Dies auf eine für Kinder verständliche Art zu thun, hatte er in einen aus Holz verfertigten Keil ein Loch gemacht, in welches ein Stiel gieng, so daß das Instrument allenfalls aussah, wie eine Zimmeraxt.

Vat. indem er dieses Instrument bringt. **Seht! hier habe ich auch so etwas, wie eine schiefe Fläche.**

Alle. Ei! warum nicht gar! Es ist ja eine Axt, und noch dazu von Holz.

Vat. Allerdings. Aber kann es dann um deswillen nicht auch eine schiefe Fläche seyn. — Ich will euch gleich beweisen, daß es wirklich eine ist. Er nahm nun den Stiel heraus, bohrte an eine der Kanten ein Loch, um eine kleine Rolle anbringen zu können, und machte nun mit kleinen Gewichten dieselben Versuche, welche er auf der größeren schiefen Fläche gemacht hatte. Ihr seht also, daß eine Axt wirklich so etwas, wie eine schiefe Fläche ist. Ich will euch aber sagen, warum ihr euch nicht gleich darein finden konntet.

Ihr glaubtet, daß eine schiefe Fläche, wenn sie nützen soll, immer gelegt werden muß. Das ist auch richtig, wenn man etwas schweres in die Höhe bringen will. So wie aber die Schwere der Körper ein Hinderniß der Bewegung ist, wenn man sie in die Höhe bringen will, so ist der Zusammenhang der Körper ein Hinderniß der Bewegung, wenn man sie auseinander bringen will. Versteht ihr, was ich sage.

Alle. Nein; nicht ganz.

Vat. So gebt Acht. — Fühlt ihr ein Hinderniß euern Arm zu bewegen, wenn ihr einen Viertelscentner angefaßt habt?

Alle. O ja.

Vat. Und worinn liegt dieses Hinderniß?

Alle. In dem Steine.

Vat. Ganz recht. Das Hinderniß liegt in dem

Steine. Man hat diesem Hindernisse einen Namen gegeben, und nennt es Schwere. — Nehmt jetzt einmal dieses Stück Holz und reißt es aus einander, als wäre es ein Pfefferkuchen.

Alle, lächelnd. Das werden wir wohl bleiben lassen.

Vat. Nun so versucht es wenigstens. — — Ihr könnt es nicht; ich wußte es wohl. Ich wollte nur von euch wissen, ob ich recht habe, wenn ich sagte: ihr empfindet ein Hinderniß in der Bewegung eurer Arme, wenn ihr das Stück Holz aus einander reißen wollt.

Alle. Ja! ja! das empfinden wir.

Vat. Nun — auch dieses Hinderniß hat einen Namen bekommen. Es heißt der Zusammenhang. Es ist also die Schwere ein Hinderniß und der Zusammenhang ein Hinderniß.

Giebt es Werkzeuge, mit denen wir das Hinderniß der Schwere leicht überwinden können?

Alle. O ja! der Hebel, der Flaschenzug, die Winde — — —

Vat. Gut. Auch: die schiefe Fläche. — Giebt es denn auch Werkzeuge, das Hinderniß des Zusammenhanges leicht zu überwinden?

Alle. O ja! die Holzart.

Vat. Ganz recht. — Könnte ich aber die schiefe Fläche nicht auch unter die Werkzeuge rech-

rechnen, welche dienen, das Hinderniß des Zusammenhangs zu überwinden?

Alle. O ja; weil die Holzart auch eine schiefe Fläche ist.

Vat. Ihr habt Recht, und zwar noch mehr, als ihr vielleicht glaubt. Nämlich die Holzart ist eigentlich so gut, als zwei schiefe Flächen. Dies will ich euch hier zeigen.

Seht! hier habe ich einen hölzernen Keil. Nicht wahr! wenn dieser von Eisen wäre, und hier ein Loch hätte, einen Stiel hinein zu stecken, so gebe er eine förmliche Holzart ab? — Nun habe ich aber diesen Keil in der Mitte von einander gesägt. Nehme ich diese zwei Stücke auseinander und lege sie auf den Tisch, so habe ich zwei schiefe Flächen. Nicht wahr?

Alle. O ja.

Vat. Könnte ich aber wohl sagen, daß ich zwei Keile hätte?

Einige. O ja!

Andere. O nein!

Vat. Also Streit! — Ihr meint also, ich hätte zwei Keile. Was nennt ihr denn einen Keil?

Die Erstern. Ein Stück Holz, das unten zugespitzt und oben breit ist.

Vat. Dies ist nicht ganz richtig. Denn ein Keil ist nicht bloß unten zugespitzt und oben breit, sondern, er lauft von wenigstens zwei Seiten, von oben nach unten, spitzig zu. —

Da seht ihr nun, wenn ich diese zwei Stücke zusammensetze, so bekomme ich einen Keil; aber wenn ich nur Ein Stück allein nehme, so habe ich ein Stück Holz, welches nur auf Einer Seite zugespitzt ist; und das ist kein Keil.

Die Erstern. Aber man könnte doch auch Holz mit zerspalten.

Vat. Zur Noth, meine Lieben; so wie man mit halbem Werkzeuge freilich auch noch etwas machen, oder auf einem halben Stuhl allenfalls auch noch sitzen kann. Aber mit dem ganzen Keil würde das Spalten doch besser gehen? — Nun also: Ein Keil ist ein Werkzeug, welches wenigstens zwei schiefe Flächen an sich hat. — Wozu wird denn der Keil eigentlich gebraucht?

Alle. Zum Zerspalten.

Vat. Richtig. Auch zum Zerschneiden.

Einige. Kann man denn mit Keilen auch schneiden?

Vat. O ja. Käse und Brod, auch Braten und Mandeltorten, wer welche hat.

Alle. Das möchte wohl sonderbar aussehen.

Vat. Ihr würdet doch nicht darüber lachen, denn ihr schneidet ja alle Tage mit Keilen.

Alle. Um Vergebung! Wir schneiden mit Messern.

Vat. Auch mit Scheeren?

Alle. O ja! wenn es Papier oder Leinwand ist.

Vat. Und also dennoch mit Keilen. Nach einer

kleinen

kleinen Pause. Ich will euch erklären, wie die Sache ist. Es ist wirklich mein Ernst, und ich scherze nicht. Ihr werdet sehen, daß ich Recht habe, wenn ihr Acht gebt. — Bringt mir einmal Messer und Scheeren her!

Ich sagte ein Keil wäre ein Werkzeug, welches wenigstens von zwei Seiten zugespitzt ist, Seht nun dieses Messer an. Nicht wahr, es läuft von dieser und von dieser Seite schräge zusammen, und ist also von zwei Seiten zugespitzt?

Alle. O ja.

Vat. Seht nun! Alle solche Werkzeuge nennt man zuweilen Keile. Es ist also das Messer ein Keil, die Holzaxt ein Keil, das Beil ist ein Keil, so gut als das zugespitzte Stück Holz oder Eisen, welches wir eigentlich einen Keil nennen.

Soph. Aber die Scheere hier läuft, wie ich eben sehe, nicht von zwei Seiten zusammen.

Vat. Du hast Recht, liebe Tochter! Deine Aufmerksamkeit freut mich. — Seht! Die Scheere läuft nur auf Einer Seite schief zu; es ist also eigentlich nur eine schiefe Fläche und kein Keil. Weil aber die Scheere aus zwei Stücken besteht, so kommen doch auch zwei schiefe Flächen zusammen, und das thut ebenfalls die Wirkung eines Keiles. — Ich will doch sehen, wer von euch mir morgen die meisten Werkzeuge mitbringen wird, die man allenfalls für Keile oder schiefe Flächen ansehen kann.

k. Zehnte Lection.

Es kam eine ansehnliche Sammlung von keilähnlichen Werkzeugen zusammen. Der Vater zeigte aber insbesondere, daß auch Nägel, Gabeln, Bohrer und Schrauben (welche er selbst mitgebracht hatte), als Keile angesehen werden könnten, ob man gleich sie nicht immer zum Zersprengen oder Auseinanderreißen brauche. Es wollte den Kindern vorzüglich in Rücksicht der Gabeln nicht einleuchten.

Vat. Ich will euch dies auf zweierlei Art beweisen.

Nehmt einmal dieses Stückchen starken Draht. Er ist nirgends zugespitzt. Glaubt ihr wohl, daß ihr ihn in das Stück Holz stoßen könntet?

Alle. Nein! das geht nicht.

Vat. Aber, wenn ihr ihn mit der Feile spitzig macht?

Alle. Ja; dann geht es.

Vat. Ich habe euch also hier auf Eine Art bewiesen, daß eine Gabel auch ein Keil ist, weil sie nämlich zugespitzte Zinken hat. Nun seht aber einmal eine von diesen Zinken an. Wie viel hat sie Seiten?

Alle. Vier Seiten.

Vat. Ist denn vier mehr als zwei?

Alle. O ja.

Vat. Seht nun! Ich habe ebenfalls gesagt, Keil wäre ein Instrument, welches wenigstens von

zwei

zwei Seiten zugespitzt ist. Was aber von vier Seiten zugespitzt ist, das ist doch wohl auch von zwei Seiten zugespitzt? — Und also ist eine Gabel ein Keil.

Seht auch diesen Degen an. Er hat drei Seiten, und läuft auf allen drei Seiten immer spitziger zu. Er ist also auch ein Keil. — Hier habe ich einen zweiseitigen Degen. Die Seiten sind etwas rundlich, aber es sind doch zwei Seiten. Und da sie immer spitziger zusammenlaufen, so kann man auch diesen Degen einen Keil nennen. — Nun gebt aber ferner Achtung!

Hier habe ich einen Nagel, der auch vier Seiten hat. Jetzt will ich die Feile nehmen, und die vier Ecken wegfeilen. — Wie viel hat er nun Seiten?

Alle. Acht.

Vat. Richtig. Und auch eben so viel Ecken. Aber alle acht Seiten laufen spitzig zu; der Nagel ist also ein Keil. Jetzt will ich aber auch diese acht Ecken wegfeilen. — Wie viel hat er nun Seiten?

Einige. Wir können sie nicht mehr unterscheiden.

Andere. Er muß sechzehn Seiten haben.

Vat. Schön. Ihr habt beide Recht. Mit bloßen Augen kann man sie nicht mehr erkennen. Habe ich aber gut gefeilt, so würde man mit Hülfe des Vergrößerungsglases die sechzehn Seiten und Ecken zählen können.

Aber! was dünkt Euch? Ist der Nagel durch das Feilen nicht rundlich geworden?

Alle. O ja.

Vat. Wenn ich noch mehr daran feilen wollte, so würde ich noch mehr Seiten machen, die man aber noch weniger unterscheiden und zählen könnte, und wir würden sagen, der Nagel sey noch runder als vorher. Das möchte aber auch seyn wie es wollte — kurz, seine Seiten liefen spitzig gegen einander zu, und er wäre ein Keil.

Hier aber, einen Nagelbohrer vorzeigend, kömmt ein sonderbares Ding. Das scheint mir ein Keil und eine schiefe Fläche zugleich zu seyn.

Einige. Aber wo wäre dann die Fläche?

Vat. Ich muß euch erst an etwas erinnern. Ihr wißt doch noch, daß eine Treppe eine schiefe Fläche ist?

Alle. O ja!

Vat. Habt ihr denn auch schon Wendeltreppen gesehen? wo man immer im Kreis herum geht, indem man in die Höhe kömmt?

Alle. O ja! Sie sind auf Einer Seite schmal und auf der andern breit.

Vat. Richtig! Das sind sie. — Glaubt ihr denn, daß solche Treppen ebenfalls schiefe Flächen sind?

Alle.

Alle. O ja! Man kömmt ja immer höher hinauf, je weiter man fortgeht.

Vat. Eure Antworten gefallen mir. — Seht nun einmal diesen Bohrer an. Gedenkt euch, daß ein recht kleines Würmchen da unten an der Spitze säße, und anfienge, hier an der Schärfe fort zu kriechen. Seht einmal zu, wo es endlich hinkommen würde?

Alle. Ach ja! es ist wie auf einer Wendeltreppe. Es würde endlich da herauf kommen, wo die Schneide anfängt.

Vat. Richtig! — Würde es sich nicht zugleich auch ein paarmal um den Bohrer herum, und also im Kreis drehen?

Alle. O ja! allerdings!

Vat. Nun aber ist die Wendeltreppe eine schiefe Fläche?

Alle. Ja! ja! es ist wahr! Es ist, am Bohrer eine schiefe Fläche.

Vat. Ist aber der Bohrer nicht auch ein Keil? — — Allerdings. Denn, seht nur! er ist hier oben, wo die Schneide anfängt, breiter als unten bei der Spitze, und läuft immer spitziger zu. — Aber selbst die schiefe Fläche an dem Bohrer ist wieder keilförmig. Denn seht nur! Da wo sie noch am Eisen ist, ist sie viel dicker, als vorne an der Schneide; ihre Seiten, die obere und die untere, laufen also gegen die Schneide hin, spitzig zu. — Also an einem einzigen Instru-

strumente ist zweimal der Keil und einmal die schiefe Fläche angebracht. Nun wundere sich jemand noch, daß man mit dem Bohrer so schnell durch ein dickes Brett durch kann!

Seht! so ein künstliches und fein ausgedachtes Werkzeug ist der Bohrer! Ein Instrument, das man für einen Groschen kaufen kann. — Ich gebe euch nun eine Aufgabe auf!

So wie ihr hier, an dem Bohrer, zwei solche Werkzeuge, mit denen wir zeither Versuche angestellt haben, nämlich den Keil und den Bohrer, vereinigt findet, eben so findet ihr, daß hundert Dinge, welche wir täglich brauchen, entweder solche ähnliche Werkzeuge, z. B. Hebel, schiefe Flächen, sind, oder daß wenigstens solche Werkzeuge an ihnen angebracht sind. Bringe mir doch jedes von euch morgen einige solcher Dinge, die wir oft brauchen, mit, und zeige dabei an, ob es nach den Regeln des Hebels, oder der schiefen Fläche, oder des Rades wirkt. Besonders angenehm wird es mir seyn, wenn die Mädchen mir Werkzeuge, wie Frauenzimmer, die Knaben aber solche, wie Mannspersonen dieselben brauchen, aufzeigen wollen. Doch ist keines hieran gebunden; sondern jedes kann bringen, was ihm vorkömmt.

Jetzt lohne ich eure bisher bewiesene Aufmerksamkeit noch mit einem kleinen Kunststückchen. — Ihr seht hier von der Decke einen Zwirnsfaden mit einem Häkchen herabhängen. Hier aber ist

ein

ein kleines Gewicht mit einem Ringchen versehen, und hier ist etwas, das aussieht wie ein Stöckchen. Seht! das Stöckchen reicht nicht bis an das Häkchen, wenn ich es auf den Tisch aufsetze. Demungeachtet verspreche ich euch, das Gewicht an das Häkchen zu hängen, ohne daß das Untertheil dieses Stöckchens von dem Tisch, und ohne daß das Gewicht von dem Obertheile des Stöckchens wegkommen soll.

Alle. Nach einiger Besinnung. Nun! das wäre doch sonderbar.

Vat. Seht also nur zu, ob ich leiste, was ich verspreche.

Alles war Auge, wie nun der Vater das Kunststück machen würde. — Er setzte also das Stäbchen auf den Tisch gerade unter das Häkchen, das am Zwirnsfaden herab hieng, setzte das Gewicht auf das Stäbchen, ließ den unteren Theil des Stäbchens von einem der Kinder ganz fest halten, daß es nicht rutschte, und drehte nun den oberen Theil, so wie man eine Schraube dreht, mit dem Daumen und Zeigefinger. Auf diese Art erhob sich der obere Theil des Stäbchens mit dem Gewichte zusehends, und bald hieng dieses am Haken. —

Der Leser wird wahrnehmen, daß es nichts als eine Schraube war, was Hr. Willich hatte. Der untere und längste Theil des Stäbchens war hohl, und innwendig eine Schraubenmutter, in welche ein eben so langes dünneres Stück Holz,

welches eine Fortsetzung des oberen Theiles des Stäbchens war, eingeschraubt werden konnte. Also ungefähr so, als wenn an den hölzernen oder elfenbeinernen Bleistiftfutteralen, der Bleistift selbst auch eine Schraube wäre.

Es war eine große Freude über das glücklich abgelaufene Kunststück unter der kleinen Gesellschaft. Man meinte allgemein; dies sey freilich keine Kunst, denn es stecke in dem hölzernen Stäbchen ja eine Schraube, das habe man ihm nicht ansehen können.

Will. Ich habe mich auch in euren Augen nicht zu einem Taschenspieler machen wollen, lieben Kinder, sondern ich habe euch hier nur ein Beispiel von der großen und allgemeinen Brauchbarkeit der schiefen Fläche, auf eine, euch angenehme Art, zeigen wollen.

Einige. Der schiefen Fläche?

Will. Allerdings. Gebt nur einmal Achtung. Ihr könnt euch die Schraube wie einen Bohrer oder wie eine Wendeltreppe vorstellen. Versucht einmal mit eurem Finger von untenan an dem Gewinde hinauf zu fahren. Da wird es ordentlich so seyn, als wenn euer Finger eine Wendeltreppe hinauf gienge. — Eben so könnt ihr eine Wendeltreppe euch vorstellen, als eine Schraube. Nehmt daher an, daß eine hohe Wendeltreppe tief in den Erdboden hinein geschraubt wäre, so daß der oberste Theil derselben

der

der Erde gleich wäre. Jetzt denkt euch nun, daß ihr euch auf die oberste Stufe dieser Treppe stellet, und daß durch eine ungeheure Kraft diese Wendeltreppe so in der Erde herumgedreht würde, wie ich mit meinen zwei Fingern das Obertheil dieses Stäbchens angefaßt und herumgedreht habe. Ihr würdet euch nicht von der obersten Stufe der Treppe hinweg zu bewegen brauchen, und doch endlich so weit in die Höhe kommen, als die Treppe hoch ist. Gerade wie mein Gewicht.

Alle. Ja, ja; das ist auch wahr. — Aber wer wollte eine Wendeltreppe so herumdrehen; sie sind gar schwer.

Will. Allerdings. Aber darauf kömmt es mir jetzt auch gar nicht an, ich wollte euch nur begreiflich machen, daß eine Schraube im Grunde ein Ding wie eine Wendeltreppe, und also wirklich eine schiefe Fläche ist. — — Nun aber noch eines! Hier ist eine Schraube, und hier ein Bohrer. Wer sagt mir, was beide ähnliches mit einander haben?

Einige. Es sind beides schiefe Flächen.

Will. Ja. Richtiger aber wäre es gesagt: es sind an beiden schiefe Flächen angebracht. — Was ist aber unähnliches an der Schraube und am Bohrer? — — — Nach langer Pause. Ei! wie wenig Beobachtung! Ich muß es euch also sagen. — Seht! der Bohrer ist nicht von

einerlei Dicke, die Schraube aber ist von einerlei Dicke. Gesetzt also, ich wollte auf meiner Drehbank einen Bohrer drechseln, so müßte ich das Holz, ehe ich den Schraubenmeisel ansetze, erst spitzig zu drechseln, wie einen Kegel. Wollte ich aber eine Schraube drehen, so brauchte ich das nicht, sondern ich drehe mein Stückchen Holz (oder Messing oder Eisen) in gleicher Dicke, so wie eine Walze. Das ist der Unterschied.

Der Bohrer ist also seiner ganzen Gestalt nach zugleich ein Keil, die Schraube aber nicht. Denn obgleich auch die Schrauben zuweilen unten zugespitzt sind, so macht das doch nichts aus. Ihr würdet, selbst mit einer unten zugespitzten Schraube, nicht so geschwind ein Loch in die Wand bohren können, als ihr es mit dem Bohrer könnt. Das kömmt daher, weil dieser seiner Gestalt nach ein Keil, die Schraube aber nur eine Walze ist.

11. Eilfte Lection.

Nun kam es an die Musterung der Werkzeuge, und Hausgeräthschaften, welche die Kinder mitgebracht hatten. Eine Aufgabe, welche Hr. Willich deswegen gab, daß die Kinder, bei allem, was sie thaten, denken lernen möchten. Denn er hielt eine solche, praktische Anweisung zum Denken für das allerbeste Mittel, diese edle, nützliche, einen guten Charakter gründende Fertigkeit in den Kindern zu erwecken.

Soph.

Sophie. Hier, l. Vater! ist eine Kaffeemühle.
Will. Und was siehst du merkwürdiges daran?
Soph. Man kann sie auseinander schrauben. Es ist also eine schiefe Fläche daran.
Will. Recht gut. — Siehst du weiter nichts an derselben von dem, wovon wir bisher gesprochen haben? Auf eine verneinende Antwort des Mädchens. Wer von euch Andern sieht also noch eine merkwürdige mechanische Einrichtung an dieser Kaffeemühle?
Jacob. Hier ist auch ein Hebel. Nämlich der Griff, oder die Kurbel, mit welcher man beim Mahlen die Axe herumdreht.
Einige. O nein, es ist kein Hebel.
Will. Warum nicht?
Dieselb. Es liegt ja nicht auf den Rand der Kaffeemühle auf, es ist also keine Grundlage da.
Will. Was meinst du, Jacob?
Jac. Ich meine, weil man die Kurbel herumdreht, so braucht sie nicht aufzuliegen.
Will. Du hast recht, lieber Jacob. Du kannst dich nur nicht deutlich erklären; ich will also heute, damit wir Zeit sparen, einmal statt dir reden.

Seht also! Jacob meint, man könne auch Hebel haben, mit denen man nicht gerade etwas, das an dem Einen Ende desselben aufliegt, in die Höhe hebt. Und das ist wahr. Denkt doch an die Hebearme, die man in eine Winde

steckt. Das sind doch Hebel? Nun so ein Hebearm ist diese Kurbel.

Diese eiserne Axe hier, die an dem rundlichen Stück Eisen, welches die Kaffeebohnen zerquetscht, befestiget ist, soll herumgedreht werden. Probirt das einmal bloß mit den Fingern. Es wurden Kaffebohnen in die Mühle gethan, uno die Axe konnte mit den Fingern nicht herumgedreht werden. Seht, daß es nicht geht. Es fiel also ein gescheider Kopf darauf, in diese Axe einen Hebearm zu stecken. Vermuthlich also bohrte er mit einem sehr gehärteten, stählernen Bohrer, ein Loch in dieselbe, und steckte etwa einen Nagel, oder sonst ein dünnes Eisen hinein. Jetzt wollte er drehen, aber das Eisen oder der Nagel bog sich. Er mußte sich also auf andere Art helfen. Er nahm ein starkes Eisen, und machte in das Eine Ende desselben eine Oeffnung, worein er die Axe steckte. Nun bog sich sein Hebearm also nicht mehr, und die Kurbel war fertig. Um sie bequemer anfassen und herumdrehen zu können, setzte er auf das Anfaßende derselben einen hölzernen Knopf. Und damit es schöner aussähe, schmiedete er den Hebearm schlangenförmig. — War es so recht, Jacob? Und habt ihr alle es verstanden?

Alle. O ja.

Will. Nun sehe ich aber noch etwas, und zwar etwas sehr merkwürdiges an dieser Kaffeemühle,

mühle, etwas, wovon wir ebenfalls schon gesprochen haben. Wer wird es finden? Nachdem die Kinder wechselseitig die Mühle in den Händen gehabt, und nichts entdeckt hatten. Es sind schiefe Flächen. — Seht ihr noch nicht? Die Kinder errieth endlich, aber nur dunkel, daß hiemit die halbe eiserne Kugel gemeint sey, welche die Bohnen zerquetscht. Hr. Will. nahm die Kaffeemühle auseinander.

Seht! hier ist das Hauptwerkzeug an der ganzen Kaffeemühle. Gesetzt, ich wollte ein solches etwa von Holz machen, so müßte ich vor allem eine halbe Kugel drechseln. Da hätte ich, an deren Oberfläche nun schon eine schiefe Fläche.

Einige. An einer halben Kugel?

Will. Allerdings. Geht denn die Oberfläche an einer halben Kugel steil und gerade in die Höhe, oder läuft sie nicht immer rundlich zu. Eben weil die Fläche rundlich ist, ist sie nicht gerade. Was aber nicht gerade ist, ist schief.

An dieser schiefen Oberfläche, müßte ich nun, wieder schiefe Ausschnitte machen. Diese sind deswegen, damit die Bohnen leicht hineinfallen, darinn festgehalten, und so also ganz bequem zerquetscht werden können. Liefen aber diese Ausschnitte nicht schief, so würde es erstaunlich viel Mühe kosten, die Bohnen zu zerquetschen. Die Bohnen würden die Mühle gleichsam verstopfen, und wir würden, bei Anwendung der

zum Herumdrehen nöthigen Gewalt, die Mühle bald zerbrechen.

Franz. Ich habe hier die Zuckerschneide mitgebracht. Eine Maschine, die man in vielen Haushaltungen, zuverlässig aber wenigstens in Apotheken und Materialhandlungen antrifft. Es ist ein starkes, mit einem hölzernen Griffe versehenes Messer, welches durch ein Scharnier mit einem eisernen, rinnenförmigen Untertheile versehen ist. Das Untertheil wird auf ein geränd'rtes Brett aufgeschraubt. Das Instrument hat Aehnlichkeit mit einer Flachsbreche. Auf diesen rinnförmigen Untertheil wird Zucker, oder was sonst nicht leicht zu zerschneiden ist, aufgelegt, und das Messer mit der Hand herabwärts gedrückt. Es ist, in seiner Zusammensetzung ein Hebel der zweiten Art, nur daß die Last nicht gehoben, sondern durch Druck gtrennt wird.

Will. Und was findest du merkwürdig an diesem Werkzeuge?

Franz. Es ist, glaube ich, ein Hebel.

Will. Und warum glaubst du das?

Franz. Es ist so wie der Hebel mit dem Scharnier, den Sie uns neulich zeugten.

Will. Du hast recht, lieber Franz. Es ist mir lieb, daß du nicht glaubst, ein Hebel müsse nur ein Ding seyn, mit welchem man etwas in die Höhe hebt. Nein. Es ist jedes Ding ein Hebel, wo es einem zu statten kömmt, wenn es lieber länger, als kürzer ist.

So ist es hier. Dieses Zuckermesser ist schon ziemlich lang. Wäre es noch länger, so würde

man

man noch weniger Kräfte nöthig haben, wenn man ein festes Stück Zucker damit zerschneiden wollte. — — Ich sehe aber noch eine mechanische Merkwürdigkeit an dieser Maschine. Wer sieht sie auch.

Einige. Weil es ein Messer ist.

Will. Aber worinn bestehen dann die Merkwürdigkeiten an einem Messer?

Einige. Daß es einen Keil vorstellt.

Will. Richtig. So freut es mich. — Dieses Zuckermesser ist also Hebel und auch Keil.

Luise. Ich habe etwas sonderbares. Es darf mich aber niemand auslachen.

Will. Desto besser, Luise. Wenn es nur was zu lernen daran giebt. Was ist es denn?

Luise. Es ist — hier — mein Haarkamm, und diese Spicknadel.

Mein Haarkamm hat so viel Kerbe, als er Zähne hat. Denn jeder Zahn ist ein Keil. Und diese Spicknadel ist ein Keil in zwiefacher Rücksicht. Erstlich weil sie vorne spitzig ist, und rückwärts immer breiter wird; zweitens, weil es eine Spicknadel mit einer Schneide ist, die also an beiden Seiten ebenfalls keilförmig zuläuft.

Will. Brav! Luise! Du hast in meinen Augen, gar nicht das Auslachen, sondern eine Belohnung verdient, weil du deine Sache so kurz und so deutlich vorgetragen hast. Ich sehe daraus, daß

du aufmerksam bist, und das Nachdenken liebst. Du bist ein glückliches Mädchen!

Du hast ganz recht. Die Spicknadel mit der Schneide ist ein doppelter, man könnte sagen, ein dreifacher Keil. Daher kömmt man mit derselben auch so leicht durch den härtesten Rinds- oder Hirschbraten. Diese Nadeln sind so künstlich eingerichtet, daß man, wenn man das rechte Fleckchen träfe, und schnell genug wäre, einen Hund, ja sogar einen Menschen damit würde tödten können.

Jacob. Hier ist mein Grabscheit.

Will. Was ist aber dein Grabscheit für ein Ding?

Jacob. Es ist ein Keil. Denn es läuft gegen das vordere Ende spitzig zu.

Will. Ganz richtig. Es ist scharf, es läuft also von den beiden breiten Seiten spitzig zu. Es ist aber auch vorne schmäler, und läuft also auch von den schmalen Seiten spitzig zu.

Aber — könnte man nicht sagen, daß das Grabscheit auch ein Hebel sey? Die Kinder wußten sich hierein nicht zu finden.

Zeige mir einmal, Jacob, wie du gräbst.

Jac. Ich setze das Grabscheit an die Erde an, trete mit dem Fuß darauf, und werfe alsdann die ausgestochene Erde, so ein wenig von mir.

Will. Könntest du denn wohl, mit einer ganz leichten Anstrengung, so ein ausgestochenes Stück Erde, auch ein paar Schritte weit von dir hinweg werfen?

Jac.

Jac. O ja. Man kann mit dem Grabscheit beinahe eben so gut werfen, als der Schäfer mit seiner Schäferschaufel.

Will. Brav! Also auf diesen Umstand gieb Achtung.

Ein junger, flinker Mensch, wie du bist, macht sich freilich nicht alle Vortheile zu nutze, und wird also nicht inne, wie er sein Grabscheit braucht. Ein Tagelöhner aber, der wenig nahrhafte Lebensmittel zu sich nimmt, und dennoch viel arbeiten muß, erspart sich schon mehr Kräfte. Gieb also einmal Achtung, wenn du einen Taglöhner graben siehst. Der wird das Grabscheit, nachdem er es mit dem Fuß in die Erde getreten hat, gleichsam stecken lassen, und es bei der Handhabe weit hinten über drücken. Hier braucht er das Grabscheit als Hebel. Die Erde hinter dem Grabscheite ist fest, und giebt eine Unterlage ab. Auf diese drückt er auf, und hebt dadurch ganz bequem, ein großes Stück abgestochenen Erdreichs in die Höhe.

Du hingegen brauchst, wenn du gräbst, das hintere Erdreich gar nicht als Unterlage, sondern du brauchst deine linke Hand dazu. Deswegen fährst du mit derselben am Stiele des Grabscheites hinab. Du drückst nun zwar ebenfalls an der Handhabe mit der rechten Hand etwas hinten über, allein du drückst sie nie so tief nieder als der Taglöhner, schleuderst aber dennoch

 die

die abgestochene Erde weiter von dir weg, als der Taglöhner.

Jac. Ich bin also stärker als der Taglöhner?

Will. Dies nicht, mein Sohn! Du bist nur hitziger, und — wenn du mir's nicht übel nehmen willst — etwas unbesonnener und ungeschickter. Du glaubst nämlich, daß du auf deine Art eher mit dem Umgraben fertig würdest, als der Taglöhner auf die seinige. Allein, du würdest auf deine Art, das Graben niemals einen ganzen Tag lang aushalten können. Dies ist das erste. Das zweite ist, daß du das Erdreich nicht eben gräbst, sondern einen kleinen Berg aufwirfst. Du gräbst, als hätte es ein Maulwurf gegraben. Daher fehlt es dir auch allemal an Erde, wenn du am Ende des Beetchens bist. Da ist nun eine tiefe Furche. Hättest du gegraben, wie der Taglöhner graben muß, so hättest du, die aufgestochene Erde, nur in die Höhe gehoben, nicht aber so weit von dir geworfen, du hättest also fein eben gegraben, es würde dir am Ende nicht an Erde fehlen, und du würdest dennoch nicht so müde seyn. Deine Müdigkeit bei Umgrabung eines kleinen Beetchens rührt nicht sowohl daher, daß du noch jung und schwach bist, sondern daher, daß du dir nicht alle Vortheile zu Nutze machst. Machtest du ebenfalls die Erde hinter dem Grabscheit zur Unterlage, nicht aber deine linke Hand, so schontest du, erstlich,

die

die Kraft deiner linken Hand, und, zweitens, hättest du einen längern Hebelarm an dem Stiele des Grabscheites. Denn es ist von der Handhabe, bis zum Erdboden eine längere Linie, als von der Handhabe bis zu dem Puncte, wo du deine linke Hand anlegst, und das Grabscheit während des Hintenüberbringens hältst.

Jac. Ei! da will ich künftig auch lieber graben, wie die Tagelöhner.

Will. Du wirst zuverlässig keinen Schaden davon haben. Doch muß ich auch das dabei erinnern, daß es nicht immer angeht, so zu graben. Denn gräbt man in Gärten, wo die Erde sehr sandig und locker ist, so giebt sie freilich keine gute Unterlage ab, und dann ist man gezwungen, entweder die eine Hand, oder den Fuß, mit welchem man das Grabscheit niedergetreten hat, als Unterlage zu brauchen. Dafür aber ermüdet das Graben in einer lockeren Erde auch nicht so, wie in einer festen.

Kätchen. Hier, lieber Vater, habe ich auch etwas. — Und zwar einen Pfropfzieher.

Will. Laß' sehen! Was ist es denn für einer?

Kätch. Es ist der aus der Mutter ihrer Briefstasche, der aus zwei Stücken besteht, die man in einander stecken, und auseinander nehmen kann.

Will. Gut. Was legst du ihm denn für mechanische Merkwürdigkeiten bei?

Kätch. Ich glaube, daß er ein Bohrer ist.

Will. Aber was ist denn eben ein Bohrer für ein merkwürdiges Ding?

Kätch. Eine schiefe Fläche.

Will. Unaufmerksames Mädchen! sieh! wie du deiner Sache so ungewiß bist. — — Allerdings! Der Pfropfzieher kann betrachtet werden wie eine Schraube. Ihr seht dies sehr deutlich, wenn ihr das Stiftchen, welches man da in das Loch steckt, um den Pfropfzieher herumdrehen zu können, so in das Gewinde hinein schiebt, wie man ihn in der Brieftasche aufhebt. Da ist es ordentlich, als wenn eine Schlange sich um den Stift herumschlünge.

Kömmt nun aber nicht noch eine mechanische Merkwürdigkeit bei dem Pfropfzieher vor?

Als keine Antwort erfolgte, nahm Hr. W. den Stift, welcher die Handhabe, oder den doppelten Hebelarm vorstellt, mit welchem man das Instrument in den Pfropf dreht, und, an welchem man es mit demselben aus der Flasche zieht, weg, und sagte: Schraube mir einmal den Pfropfzieher hier in diesen Pfropf, Kätchen!

Kätch. Wo ist denn der Stift, lieber Vater?

Will. Was für ein Stift?

Kätch. Den ich da hereinstecke. Ich kann ja sonst nicht umdrehen.

Will. Ist denn der Stift auch nöthig?

Kätch. Sie scherzen! lieber Vater!

Will. Nein, Kätchen! ich scherze nicht. — Ich bitte dich vielmehr, sehr aufmerksam zu seyn. Ich habe

habe eine Frage an dich gethan, die du schon wieder vergessen hast. — Was soll dir der Stift helfen?

Kätch. Ich kann bloß mit den Fingern den Pfropfzieher nicht hineinbringen.

Will. Konntest du mit den bloßen Fingern die Kaffeemühle herumdrehen? — Sey aufmerksam, Kätchen!

Kätch. Ach! nun weiß ich! Sie meinen, der Stift diene zu einem Hebelarme.

Will. Allerdings. — Sieh, wie viele Worte und Zeit wegen deiner Unaufmerksamkeit verschwendet werden mußten! Hättest du bei meiner ersten Frage nicht sogleich in dich gehen und nachdenken können?

Also der Hebel ist es, der auch bei dem Pfropfzieher mit in Betracht kömmt. Darinn besteht die zwette Merkwürdigkeit an demselben. Mache deine Sache künftighin besser, Kätchen!

Adolph. Hier, lieber Vater; ich habe eine Beißzange gebracht?

Will. Was hat sie merkwürdiges?

Ad. Sie ist scharf. Sie ist also keilförmig.

Will. Ja; das ist sie. Man kann Drath mit entzwei kneipen. Aber kömmt nichts weiter dabei in Betracht?

Ad. Ich weiß nicht.

Will. Gieb einmal Achtung. — Wenn du einen etwas starken Drath entzwei kneipen willst, mußt

du

du die Zange vorne, nahe am Kopf anfassen, oder mußt du sie lieber hinten, am Ende der beiden Arme anfassen und zusammendrücken?

Ad. Da hinten.

Will. Recht. Merkst du nun etwas? Nachdem keine Antwort erfolgte. Auch hier ist wieder ein Hebel im Spiele, Kinder; seyd doch aufmerksam auf so etwas!

Hier, wo beide Stücke der Zange mit einander vereinigt sind, ist die Unterlage. Halte ich die Zange bei diesem Scharniere zwischen zwei Fingern, und drücke auf diesen Arm, so geht der untere Vordertheil in die Höhe. Gerade, wie bei dem Hebel. Eben so aber mit dem anderen Arme. Drücke ich an demselben von unten hinauf, so geht der obere Vordertheil weiter herunter. Mit Einem Worte: drücke ich beide Arme, so nähern sich beide Vordertheile. Nun sind aber diese Arme anzusehen, wie Hebelarme. Je weiter also meine drückende Hand von dem Scharniere ab ist, desto mehr kann sie wirken.

Phil. Und ich, lieber Vater; habe meine kleine Elfenbeinsäge.

Will. Recht gut. Was findest du denn an derselben merkwürdiges?

Phil. Diese Zacken sind Keile.

Will. Allerdings! betrachte aber einmal die Zacken etwas genauer. — Sind sie denn auf Einer Seite wie auf der andern?

Phil.

Phil. Nein. Auf dieser Seite gehen sie spitziger zu, auf der anderen schräger.

Will. Die Zacken sind also auf Einer Seite schräger als auf der andern, und zwar auf derjenigen Seite, welche man beim Gebrauch der Säge in die Höhe zieht. Es stellt also die Säge auf dieser Seite, welche ich die Hinterseite nennen will, zugleich eine schiefe Fläche vor, und ist demnach sowohl als eine Zusammensetzung vieler Keile, als auch als eine schiefe Fläche zu betrachten. — — —

Ich bin sehr wohl mit euch zufrieden, lieben Kinder. Ich sehe, daß ihr mir bisher aufmerksam zugehört habt; es wird euch manchen Nutzen, und manches Vergnügen gewähren. — Ich habe nun auch noch ein paar Werkzeuge mitgebracht, an denen ich etwas merkwürdiges finde.

Hier habt ihr ein Wiegenmesser *). Was seht ihr wohl merkwürdiges an diesem Messer?

Einige. Es ist ein Keil.

Will. Allerdings! weil es von beiden Seiten scharf zugeht. Aber es ist noch mehr; es ist wie jede rundliche Oberfläche auch eine schiefe Fläche. Gebt nur einmal Achtung! Wenn man es, im

*) Das Instrument, mit welchem die Fleischer das Wurstfleisch, Köchinnen Kohl, Spinat u. dgl. klein zu schneiden pflegen.

im Gebrauch hin und her wiegt, und nun auf einmal aufhört und das Messer herausnimmt, so steigt die Furche im Fleisch, die von dem Messer gemacht worden ist, zu beiden Seiten schief in die Höhe; es ist also gerade, als ob das Messer, indem es immer höher hinansteigt, auch immer so nach und nach niederdrückte. Das ist die Ursache, warum die Arbeit mit diesem Messer so leicht geht, als wäre sie nur Spielwerk.

Ferner ist hier ein Schlüssel. Ihr wißt, es ist der von dem Kleiderschranke, den keines von euch umdrehen kann. — —

Ad. O ja, lieber Vater! ich kann es. Ich stecke nur ein Stück Holz hinein.

Will. So? — Wie kömmt es aber, daß dieses Stück Holz dir hilft?

Ad. Freilich, das weiß ich nicht?

Will. Ich wünschte, du wüßtest es. Ich will es dir also sagen; denn eben um dir dieses sagen zu können, habe ich den Schlüssel mitgebracht. — Der Schlüssel ist zu betrachten als ein Hebel. Der Widerstand, welchen wir beim Herumdrehen finden, ist die Last, die durch die Kraft unserer Hand gleichsam gehoben werden soll. Ist nun die, wie ein Ring gestaltete, Handhabe an dem Schlüssel nicht groß, so haben wir einen ganz kleinen Hebelarm, und müssen also

viel

viel Kraft anwenden. Reicht unsere Kraft also nicht zu, so machen wir uns einen längeren Hebelarm, indem wir ein Stück Holz in den Schlüssel stecken. Nun geht es leichter mit dem Aufschließen. — — —

Hr. Willich hatte dies Beispiel mit allem Fleiße gewählt, ob er gleich voraus sah, daß die Kinder nicht ganz verstehen würden, was er sagte. Er hatte aber die Maxime, den Kindern in Dingen, worinn sie schon etwas begriffen hatten, zuweilen auch etwas, ihnen nicht ganz einleuchtendes zu sagen. „Wer Anlage zum Denken habe, meinte er, werde nun von solchen, für ihn nur halb aufgelöseten Aufgaben beunruhigt, beschäftigt und angespornt, die Auflösung selbst zu versuchen. Hiebei entwickele sich nun eigentlich der Keim des Meditirens oder Nachforschens *)."

*) Zuverlässig ein wichtiger Grundsatz in der Erziehung. Kinder, denen etwas, was sie nicht ganz verstehen, nie vorkäme, oder denen man alles deutlich und begreiflich hätte machen können, würden gewiß Flachsköpfe und denkscheue Menschen werden. Es würde ihnen gehen, wie denen, denen nichts deutlich und begreiflich gemacht wird. Diese würden schwerlich anfangen selbst zu denken, jene würden das Selbstdenken hassen. Es giebt also zwei Klippen, an denen die Erziehung hiebei scheitern kann. Der Weg, der zwischen den Klippen hindurch führt, ist: mit dem Deutlichmachen

m. Zwölfte Lection.

Anwendung des Gelernten.

Will. Glaubt ihr denn wohl, lieben Kinder, daß das, was wir bisher gelernt haben, auch Nutzen haben möge, oder ob ich alle diese Versuche nur angestellt habe, um euch ein Vergnügen zu machen?

Einige. Wir wissen es nicht.

Will. Nun so denkt nur darüber nach. Ich will heute über allerlei Dinge mit euch sprechen, vielleicht könnt ihr mir, wenn die Stunde aus ist, meine Frage beantworten.

Ihr wißt, wo Hamburg liegt. In Hamburg war vor einigen Jahren ein Kirchthurm krumm geworden, d. h. der obere Theil desselben hatte sich nach und nach auf Eine Seite so herüber gebogen, daß die Leute fürchten mußten, der obere Theil werde gar herunter stürzen. Nun fragten die Hamburger, was bei der Sache zu thun

chen anzufangen, im Fortgange aber dasjenige, was den Kindern nicht sogleich ganz deutlich gemacht werden kann, ja nicht zu vermeiden, sondern es den Kindern vorzutragen, so gut es geht, und allenfalls durch irgend einen äußeren Umstand noch interessanter zu machen. Dies ist Saame, der lang in der Erde liegen bleibt, aber gewiß aufgeht, und dauernde Pflanzen giebt.

thun wäre? — was hättet ihr wohl den Leuten gerathen?

Einige. Sie sollten den Thurm lieber bei Zeiten einreißen, damit er nicht unversehends einstürze und Menschen todtschlagen möge.

Will. Das wäre angegangen. Aber die Leute wollten doch einen Thurm bei dieser Kirche haben.

Dieselben. So mußten sie wieder einen bauen.

Will. Freilich. — Wenn ich euch aber sagen sollte, wie viel Geld es gekostet hätte, den Thurm einzureißen und wieder aufzubauen; so würdet ihr begreifen, daß ein Rath, den ihnen ein geschickter Baumeister gab, ihnen lieber war, als der eurige.

Dieselben. Was war denn das für ein Rath?

Will. Sie sollten den Thurm wieder gerade biegen lassen.

Alle. O! das war wohl nur Scherz.

Will. Nein, nein. Es war Ernst. Die Hamburger nahmen den Rath an; der Mann erbot sich, die Sache zu bewerkstelligen, und er bog den Thurm auch wirklich wieder gerade.

Alle. Aber, wie mag er das gemacht haben.

Will. Durch Maschinen, die ich euch einmal alle im Kleinen zeigen und zum Nachmachen übergeben will, wenn ich weiß, daß ihr durch fortge-

setzte Aufmerksamkeit im Stand gekommen seyd, zu verstehen, was ich euch sage.

Mir, meinerseits, wäre nicht sowohl davor bange gewesen, Maschinen anzugeben, mit denen der Thurm wieder gerade zu ziehen war, als davor, wieviel ich solcher Maschinen brauchte.

Hier stecke ich ein krummgebogenes Fischbeinstäbchen in diese Spalte auf dem Tisch. Nehmt einmal an, daß dieses Stäbchen so fest in der Spalte steckte, als ein Thurm auf dem Erdboden aufsitzt, und daß es also weder wiche noch wankte. Wie wolltet ihr nun das Stäbchen gerade bringen, ohne daß ihr es mit der Hand gerade böget?

Franz. O! darf ich's sagen, lieber Vater?

Will. Sehr gerne.

Franz. Ich bände einen Faden an die Spitze des Stäbchens, und zöge an dem Faden auf diese Seite zu, bis das Stäbchen gerade stünde.

Will. Ich gebe dir Beifall, lieber Franz! — Und wirklich hat der Baumeister in Hamburg auch Seile um die Spitze des Thurmes binden lassen, an welchen gezogen wurde. — Glaubst du nun aber, daß sich der Baumeister nun werde hingestellt, an diesen Seilen recht aus Leibeskräften werde gezogen, und so den Thurm gerade gebogen haben?

Alle.

Alle, lachend. Das würde er gewiß haben bleiben lassen.

Will. Aber was mochte er denn wohl thun?

Einige. Vielleicht hat er Pferde und Ochsen an das Seil gespannt.

Will. Das ließe sich allenfalls hören. Nun wäre aber die Frage gewesen, wieviel Pferde und Ochsen nöthig wären, um den Thurm gerade zu biegen? — Bestellte der Mann zuviele solcher Thiere, so kostete die Arbeit mehr, als nöthig war, oder sie rissen den Thurm auch wohl um. Bestellte er zu wenige, so hätten sie den Thurm nicht biegen können, der Baumeister wäre von der ganzen Stadt ausgelacht worden, und hätte die Leute, denen diese Thiere gehören, aus seinem Beutel bezahlen müssen. Da hätte er noch großen Schaden obenein gehabt.

Alle. Das war also doch ein gefährliches Unternehmen.

Will. Der Baumeister sagte das Gegentheil. Er versicherte, daß er ganz gewiß schon zum Voraus wisse, wieviel Thiere oder Menschen er dazu brauche. Und der Erfolg zeigte, daß er dies auch gewußt habe; denn er kam mit denen, welche er bestellt hatte, gerade aus.

Einige. Wie mochte er dies wohl zum Voraus wissen können?

Will. Ihr würdet es schwerlich alles einsehen können, wenn ich es euch auch sagte. Ich will euch aber einige Exempel geben, an denen ihr doch ungefähr sehen könnt, wie er es habe wissen können. Hier ist unsere römische Wage wieder. Gebt Achtung!

Ich habe hier ein Zweipfundgewicht angehängt. Dies möchte ich gerne mit einem, an dieser Stelle *) des Wagbalkens angehängtem Gewicht in die Höhe ziehen. Wie schwer muß dieses Gewicht seyn?

Alle. Das wissen wir nicht.

Will. Ich weiß es jetzt in diesem Augenblicke auch noch nicht. Allein ich gebe euch Erlaubniß, mich tüchtig auszulachen, wenn ich ein Gewicht anhänge, von welchem die Last entweder nicht in die Höhe gezogen wird, oder von welchem sie höher gezogen wird, als es zum Gleichgewicht erforderlich ist. — Hr. Wilich rechnete nun vor den Augen der Kinder. Er brachte

*) Der Leser wird einsehen, daß Hr. W. seine kleine Gesellschaft nunmehr auf einige Grundsätze der Mechanik aufmerksam machen wollte, weil ohne die Kenntniß dieser Grundsätze der ganze Kram von mechanischen Experimenten, nicht auf Vorfälle des Lebens angewandt werden könnte. Deswegen wurden nun ganz bestimmte Aufgaben gegeben, z. B. die gegenwärtige. Sie würde in der Sprache des Mechanikers lauten: „Wenn Last und Entfernung gegeben sind, die Kraft zu finden.“

brachte einen Maaßstab und einen Zirkel hervor, maß zuerst die Entfernung der Last (von dem Ruhepuncte, oder der Unterlage), alsdann auch die Entfernung des Punctes (von der Unterlage), wo das Gewicht, welches die Kraft vorstellt, angehängt werden sollte, und rechnete nun *). Ich bin fertig. Ich muß ein Pf. 7 Loth

*) Bekanntlich findet an dem Hebel das Gleichgewicht statt, wenn die Entfernung der Kraft (vom Ruhepuncte) sich zu der Entfernung der Last (vom Ruhepuncte) so verhält, wie das Gewicht der Last zu dem Gewichte, welches die Kraft vorstellt. — Man könnte also, in dem oben angegebenen Falle finden, wie schwer die Kraft seyn müsse, wenn man, wie Hr. W. that, beide Entfernungen maß, und sie mit dem Gewichte der Last nach der Regel de tri verglich. Gesetzt also, die Last sey zwei Pfund gewesen, die Entfernung derselben drei Zoll, die Entfernung des Orts aber, wo die Kraft angehängt werden sollte, 5 Zoll; so hätte man rechnen müssen: „Wie sich 5 zu 3 verhält, so verhält sich 2 zu dem Gesuchten.

5 — 3 — 2

$$5 \left[\begin{array}{c} 3 \\ \hline 6 \\ 5 \\ \hline 1 \end{array}\right] 1\frac{1}{5}$$

Also die Kraft mußte $1\frac{1}{5}$ Pf. schwer seyn. — Es wird, nach dieser Auseinandersetzung der Sache, nun Vätern und Erziehern nicht schwer fallen, mit ihren Kindern dergleichen mechanische Aufgaben zu rechnen, wenn sie sich auch noch nie mit Mechanik abgegeben hätten.

und noch etwas weniges über ein halbes Quentchen anhängen. Jetzt hänge ich das Gewicht an. Es geschah, und die Wage kam in das erwünschteste Gleichgewicht.

Alle. Ei! wie konnten Sie denn das so genau wissen?

Will. Ich habe es ausgerechnet.

Alle. Aber, wie können Sie das, können wir es denn nicht auch lernen?

Will. O ja. Wenn ihr recht aufmerksam seyn wollt. Ihr braucht einen einzigen Satz zu merken und zu verstehen.

Man nennt den Punct, wo der Hebel entweder auf einer Unterlage aufliegt, oder wo er, als Wagbalken in dem Gewinde hängt, den Ruhepunct. Nun ist, wie ihr seht, die Last sowohl von dem Ruhepuncte entfernt, als die Kraft es ist. Und zwar muß die Kraft entweder weiter von dem Ruhepuncte entfernt seyn, als die Last, oder doch wenigstens eben so weit. — Der Satz, den ihr nun merken und verstehen, und eben deswegen oft überlegen und nach demselben rechnen müßt, heißt: „der Unterschied zwischen dem Gewichte der Kraft und dem Gewichte der Last muß gerade so groß seyn, als der Unterschied der Entfernung der Last (vom Ruhepuncte) zu

der

der Entfernung der Kraft (vom Ruhepuncte) ist.

Nun habe ich aber jetzt den Unterschied der Entfernungen gewußt, denn ich habe sie ja, vermittelst des Maasstabes, gemessen: das Gewicht der Last habe ich auch gewußt, denn ich sagte euch vorher, daß die Last ein Zweipfundstein sey; also habe ich das Gewicht der Kraft ja leicht berechnen können.

Alle. Ja, ja, durch Regel de tri. Wir sahen es wohl. Wie haben Sie es denn gemacht?

Will. Ich habe gerechnet: wie sich 5 zu 3 verhält, d. h. wie sich beide Entfernungen zu einander verhalten, so muß sich auch 2 zu dem, was ich suche, verhalten, d. h. um wie viel das gesuchte Gewicht von dem Ruhepuncte weiter entfernt seyn soll, als die Last, um so viel kann jenes Gewicht auch leichter seyn, als die Last. Ihr seht also, daß ich angesetzt habe: 5—3—2—. Versucht es auch einmal, dies zu rechnen. Ihr werdet finden, daß $1\frac{1}{5}$ heraus kömmt. Dies ist $1\frac{1}{5}$ ℔., d. i. 1 ℔. und beinahe 8 Loth. — So viel habe ich angehängt, und ihr seht, daß es zugetroffen hat. Es ist weder zu viel noch zu wenig, denn die Wage steht im Gleichgewicht. Nachdem mehrere solche Exempel, jedoch mit veränderten Zahlen berechnet, und durch Versuche erprobt worden waren:

Ihr seht nun schon ein wenig besser, als vorhin

ein,

ein, lieben Kinder, wie der Baumeister in Hamburg seiner Sache vor angestelltem Versuch so gewiß seyn konnte. Vermuthlich wußte er nämlich, wie viel Kraft dazu gehöre, den oberen Theil des Thurmes gerade zu biegen; dies wird, nach Centnern berechnet, so viel gewesen seyn, daß er wohl einsehen mußte, er werde durch bloßes Anspannen der Pferde und Ochsen an die Thurmspitze seine Absicht nicht erreichen. Er dachte also auf Vortheile, d. h. er nahm seine Zuflucht zu Maschinen. Er brauchte vorzüglich Winden, mit welchen er die an der Thurmspitze befestigten Seile anzog.

Mit diesen Winden ist es nun gerade der Fall, wie mit den Hebeln. Man weiß ganz genau, wie viel Kraft man braucht, wenn die Last bekannt ist. Nun war hier der Widerstand, welchen man bei Anziehung der Seile empfand, die Last, und diese wußte jener Baumeister, weil er ein geschickter Mann war. Es war ihm also gleichsam das Gewicht der Last bekannt. Da er nun auch die Wirkungsgesetze der Winde kannte, wie wir nun die Wirkungsgesetze des Hebels kennen, so konnte er, durch eben so leichte Berechnung, als ihr da gemacht habt, voraus sagen: so und so viel brauche ich Winden, und so und so viel brauche ich Menschen oder Thiere, welche

che diese Winden in Bewegung setzen. — Verstehet ihr alles, was ich gesagt habe?

Alle. Nein; nicht ganz.

Will. Es thut nichts. Merkt euch nur das, was ihr verstanden habt; ich will es euch zu einer andern Zeit noch einmal sagen, da werdet ihr es schon besser verstehen. Besonders aber seyd auf die kleinen Fälle und Rechnungen, die wir noch vornehmen werden, recht aufmerksam; denn wenn ihr erst diese recht versteht, so könnt ihr auch alles größere verstehen.

n. Dreizehnte Lection.

Will. Jetzt ist nun ein anderer Fall hier, als gestern. Hier habe ich ein Pfundgewicht, hier diesen (12 Zoll langen) Hebel, und hier einen Stein von 5 ℔. Dieser Stein soll in die Höhe gehoben werden; er ist also die Last; das Viertelpfund ist die Kraft. — Kann ich, erstlich, 5 ℔. mit 1 ℔. wohl in die Höhe heben?

Alle. O ja; wenn nur der Hebel lang genug ist.

Will. Richtig. Wie wollen wir nun wissen, ob dieser Hebel lang genug seyn mag? Nach langer Pause. Ich muß es euch schon sagen, ob es mir gleich lieber gewesen wäre, wenn ihr selbst darauf verfallen wäret.

„Wenn

„Wenn mir nemlich die beiden Gewichte bekannt sind, und ich will die Länge des erforderlichen Hebels wissen, so schließe und rechne ich so: Um wie viel das Gewicht der Last größer ist, als das Gewichte der Kraft, um so viel muß der Arm, an welchem die Kraft hängt (vom Ruhepuncte an gerechnet), länger seyn, als der Arm, an welchem die Last hängt.“ Finde ich nun da in der Rechnung, daß der Hebelarm länger seyn mußte, als der an meinem Hebelarme ist, so sehe ich gleich, daß mein Hebel zu kurz sey. — Hier z. B. ist von dem Ruhepuncte bis zum äußersten Ende des längsten Hebelarmes nur 9 Zoll. Bis zu dem Endpuncte des kürzesten aber sind 3 Zoll. Kömmt bei der Rechnung mehr heraus als 9, so können wir den Hebel diesmal nicht brauchen. Wir wollen sehen. 1 — 5 — 3 — Also: 15 Zoll müßte der Hebelarm lang seyn. Der unsrige ist nur 9 Zoll lang, und also diesmal unbrauchbar. Auch von dieser Art Beispielen wurden mehrere gerechnet; denn hiezu ist Uebung erfoderlich und weiter nichts.

Nun aber noch einen Fall. — Gesetzt, ich hätte diesen Hebel, nebst einem Pfundgewichte, und wollte nun sehen, wieviel Last ich allerhöchstens hiemit in die Höhe bringen könnte. Wie müßte ich dies anfangen?

Luise. Ich weiß es schon. Ich müßte rechnen: „Um wieviel der lange Arm meines Hebels län-

länger ist, als der kürzere, um so viel kann die Last schwerer seyn, als die Kraft."

Will. Richtig! liebes Mädchen. Setze also das Beispiel nur an. 3 — 9 — 1 —. Ganz recht. Höchstens 3 ℔. kannst du mit diesem Hebel und Gewicht in die Höhe bringen. Macht nun den Versuch! dann wollen wir noch mehr Beispiele rechnen. Nachdem dies geschehen war. Hier habe ich unsere schiefe Fläche wieder. Wir wollen nun sehen, ob es auf dieser auch angeht, die Wirkung im Voraus zu berechnen.

Alle. Ja, ja; das wollen wir sehen. Hier ist auch die Kugel, die hinauf gezogen werden soll.

Will. Wißt ihr noch, wie schwer sie ist?

Alle. O ja! Sie wiegt 3 Pfund.

Will. Gut. Jetzt will ich die Fläche stellen, und alsdann rechnen. Wir wollen sehen, ob es zutrifft.

Hr. W. rechnete nun, nachdem er Höhe und Länge der schiefen Fläche gemessen hatte. Die Höhe war 4, die Länge 6. Ich muß 2 Pfunde anhängen. Es geschah, und das Gleichgewicht trat ein.

Alle. Ei! Wie haben Sie denn hier gerechnet?

Will. Fast eben so, wie bei dem Hebel. Ihr müßt euch nämlich den Satz merken: „Um so viel, als die schiefliegende Fläche länger ist,

ist, als die Linie, durch welche man ihre Höhe mißt, um so viel leichter kann das Gewicht seyn, welches die Kraft vorstellt, als die Last." — Die Linie aber, durch welche man die Höhe der schiefen Fläche mißt, wird so gezogen, als wäre aus dem Puncte der höchsten Höhe derselben ein Faden mit einer Bleikugel auf den Erdboden herabgelassen worden.

Nun seht ihr, daß die Länge der schiefen Fläche nach meinem Maasstabe 6, die Höhe 4 beträgt; die Last aber ist 3. Ich rechnete also 6—4—3—. Da kam 2 ℔. heraus, und ihr habt gesehen, daß es zutrifft. — Rechnet ihr nun auch. Dies geschah.

Will. Nun aber eine andere Aufgabe. — Gesetzt, es sollte eine Last von 12 ℔. mit einer Kraft von 1 ℔. im Gleichgewicht auf einer schiefen Fläche erhalten werden; was würde hiezu für eine schiefe Fläche nöthig seyn?

Einige. Eine recht lange.

Andere. O nein! Eine recht niedrig liegende.

Will. Ihr könnt beide recht haben. Soll sie hoch liegen, so müßte sie freilich, in diesem Falle, sehr lang seyn. Soll sie aber nicht hoch liegen, d. h. soll die Last auf einen nicht hohen Ort gebracht werden, so ist eben keine sehr lange

Fläche

Fläche nöthig. Ihr müßt euch also vorzüglich über die Höhe erst mit einander bereden.

Einige. Wir wollen 4 Fuß Höhe nehmen.

Andere. Wir 8 Fuß.

Will. Gut. Jedes rechne also nach seiner Annahme.

Alle. Aber wie setzen wir an?

Will. Das solltet ihr wohl billig schon selbst wissen. Nachdem einige auf die Spur gekommen waren. Ich will euch helfen! — Ihr habt recht. Wenn zwischen Fläche und Höhe zu den Gewichten ein gewisses Verhältniß statt findet, so findet auch wohl zwischen den Gewichten zu Fläche und Höhe ein bestimmtes Verhältniß statt. Nämlich folgendes: „Um wie viel das Gewicht der Kraft leichter ist, als das Gewicht der Last, um so viel muß die Länge der schiefen Fläche mehr betragen, als ihre Höhe. — Ihr erstern also müßt rechnen: 1 — 12 — 4 —. Ihr andern aber: 1 — 12 — 8 —. Die Rechnungen wurden gemacht, und mit veränderten Verhältnissen wiederholt.

Will. Aber sagt mir nun: Würde denn in dem erstern Fall ein Gewicht von 1 ℔. eine Kugel von 12 ℔. an einer schiefen Fläche von 4 Fuß Höhe und 48 Fuß Länge hinanziehen?

Alle. O nein! Die Gewichte würden da nur im Gleichgewicht gegen einander stehen.

Will. Richtig. Aber schon ein paar Lothe über 1 ℔. würden diese 12 ℔. in die Höhe ziehen. — — Begreift ihr nun, wie der Baumeister in Hamburg vorher wissen konnte, wieviel er Maschinen, und wieviel er Menschen oder Thiere nöthig hatte? Denn die Kraft, die wir hier durch einen Gewichtstein ausüben lassen, wird bei großer Unternehmung durch Menschen oder Thiere ausgeübt? — Denkt wenigstens zuweilen hierüber nach. So wie wir nun schon im Voraus wissen konnten, was für Hebel oder schiefe Flächen, und wieviel Kräfte dazu wir brauchten, um eine Last in die Höhe zu bringen; so wissen Leute, die in der Mechanik mehr Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitzen, als wir, dies auch von Rollen, von Flaschenzügen, von Winden. Es kömmt nun nur darauf an, die Schwere der Last, oder den Widerstand zu wissen, den man mit diesen Maschinen zu überwinden hat. — Da will ich euch doch noch eine artige Geschichte erzählen, woraus ihr sehen könnt, wie man dies oft mit viel Mühe und Nachdenken herausbringt.

Die unlängst verstorbene Kaiserin von Rußland: Katharina II., wollte einem ihrer Vorgänger, einem rußischen Kaiser, Peter der Große genannt, der vor ungefähr hundert

Jah-

Jahren lebte, und ein vortrefflicher Mann war, eine Ehre erzeigen, und ließ sein Bildniß, wie er zu Pferde saß, in Stein aushauen. Dieses Bildniß sollte nun hoch stehen, damit es schon von weitem gesehen werden könnte; es wurde also beschlossen, man wollte einen Felsen in die Stadt Petersburg (wo die rußischen Regenten immer wohnen, und zu welcher Stadt eben dieser Peter der Große den Grund gelegt hat), bringen lassen, und das Bildniß darauf stellen.

Man suchte, und fand endlich einen Felsen, der irgendwo mußte abgerissen worden seyn. Dieser Felsen sollte nach Petersburg geschafft werden. Aber er war mehrere Meilen von dieser Stadt entfernt, und man konnte, schon dem bloßen Ansehen nach, urtheilen, daß er viele tausend Centner wiegen müsse. Ihn also mit Pferden oder Ochsen wegzubringen, daran war nicht zu gedenken. Man mußte ihn entweder bloß durch Menschenkräfte, und vermittelst Maschinen wegbringen, oder man mußte doch wenigstens auch den Thieren, die man anspannte, mit Maschinen zu Hülfe kommen.

Auch hier verstand sich ein geschickter Mann dazu. Er versprach, durch seine Veranstaltungen, den Felsen nach Petersburg zu schaffen.

Erst aber mußte er wissen, wie schwer er wäre, damit er wüßte, wie viel Kraft es brauchte, ihn mit Maschinen fortzuschaffen. Glaubt ihr wohl, daß er den Felsen werde gewogen haben, um dahinter zu kommen?

Alle. O, wo hätte er die Wage dazu hernehmen wollen!

Will. Vor allem aber — wo hätte er die Wage anhängen sollen! denn da wäre kein Baum stark genug dazu gewesen. — Er machte es also anders. — Er rechnete.

Der Fels war von Granit. Der Mann schlug also ein Stückchen von dem Felsen ab, maß es, wie groß es wäre, und wog es. Er fand, daß es einen Centner wöge. — Nun maß er auch den ganzen Felsen, und hierauf rechnete er, — ebenfalls durch Regel de tri — also: da dieses Stückchen, welches so und so viel kleiner ist, als der Fels, 1 Centner wiegt, so muß der ganze Fels, weil er so und so viel größer ist, als dieses Stückchen, auch so und so viel mehr wiegen. Er muß also so und so schwer seyn. — Es fand sich, daß der Fels 1 Million Centner wog.

Alle. O! das ist ungeheuer.

Will. Allerdings! Ihr könnt hieraus sehen, was ein geschickter Mann' zu leisten im Stand ist. Denn trotz des ungeheuren Gewichtes und

mancher anderer Hindernisse, welche zu überwinden waren, wurde der Fels doch glücklich nach Petersburg gebracht, wo ihr ihn in Augenschein nehmen könnt, wenn ihr einmal in diese große und prächtige Stadt kommen solltet.

Ja, der geschickte Mann hatte noch seinen Spaß bei dem Transporte. Denn als von allen Seiten eine große Menge Menschen herbei lief, um zu sehen, wie man sogar einen kleinen Felsenberg fortfahren könne; ein Bauer aber, ganz verwundert, fragte, was denn die Kaiserin mit dem großen Steine machen wolle? so antwortete der Mann mit Lächeln: „sie wolle ihn in einen Fingerring fassen lassen."

Sechzehnter Abschnitt.

Ueber

die Körperübungen.

Ein Brief *).

Es ist mir angenehm, daß Sie meine Gedanken über Erziehung überhaupt, besonders aber über Erziehung des Weibes, einer fortdauernden Prüfung nicht unwerth finden, vortreffliche Frau. Rechnen Sie dafür auf meine gefühlteste Dankbarkeit, wenn auch die Zeit vielleicht nie eintreten sollte, daß jene Gedanken Ihren vollkommenen Bei-

*) Des Hrn. Willich an eine den Lesern schon bekannte Dame.

Beifall erhielten. Ich bin schon lange her gewohnt, mir Unterhaltungen über wichtige Materien, nicht unter dem Bilde eines Kampfes, der durch Sieg geendiget wird, vorzustellen, sondern ich denke mir dieselben lieber unter dem friedlichen Bilde eines Tausches, wo man giebt, was man hat, und annimmt, was einem gefällt.

Sie haben mich aufgefodert, Ihnen über Körperübungen meine Meinung zu sagen. Ich folge auch hierin Ihrem Wunsche, ohne etwas weiter dabei zu beabsichtigen, als Sie von meiner Bereitwilligkeit, über nützliche Dinge mit Ihnen zu sprechen, überzeugen zu können. Sie werden auch diesmal manches abweichende von der herrschenden Vorstellung finden. Ich bin aber unschuldig daran! denn ich bin mir bewußt, wahrheitsliebend seyn zu wollen, und nicht nach Paradoxen zu haschen.

Ich halte absichtlich veranstaltete Körperübungen für nothwendig, und zwar für Mädchen nicht weniger, als für Knaben. Ich würde dabei Gesundheit des Körpers, und einen guten körperlichen Anstand für Zweck halten. In beiden Hinsichten würde ich aber vor allen Dingen zu vermeiden suchen, was man nicht sorgfältig genug vermeidet; ich meine, die ungesunden und übelgestalteten Lagen, in welchen man Kinder eine unglückliche Fertigkeit erlangen läßt.

Mädchen nehmen durchgehends bei den sitzenden Arbeiten eine ungesunde, zur Schiefheit des Rückens disponirende Lage an. Sie sitzen schief und gebückt, wenn sie spinnen, wenn sie nähen, wenn sie sticken, wenn sie schreiben. Allenfalls beim Stricken sieht man den Leib noch zuweilen gerade sitzen, wenn er nicht durch fehlerhafte Disposition auch hier schon gewöhnt worden ist, unwillkührlich vorwärts zu fallen.

Hier wird der Grund zu ungesunder und mißfallender Körperbildung bei dem weiblichen Geschlechte gelegt. Es giebt aber schwerlich ein Mittel, dem Uebel abzuhelfen, als Aufmerksamkeit der Eltern und Erzieher, und allenfalls vortheilhaftere Einrichtung der benöthigten Maschinen. — So sey der Spinnstuhl so niedrig als möglich, und überhaupt spinne das Mädchen unter vierzehn Jahren nicht lange an Einem weg. Eine Stunde würde das allerhöchste seyn. Denn das Geschäft ist Kindern ohnehin zu einfach und langweilig. Man lasse sie ja mit andern abwechseln.

Auch der Nähstuhl sey niedrig, oder der Tisch hoch, damit das Kind genöthiget werde, gerade zu sitzen. Es würde hievon nur ein einziges Uebel zu befürchten seyn, nämlich ein kurzes Gesicht. Man könnte nämlich glauben, daß die Näharbeit nun dem Auge zu nahe gehalten würde. Allein, es ist dies, erstlich, nicht nothwendig, zweitens,

tens, so ist es einerlei, ob das Mädchen den Kopf mit dem Auge zu dem Gegenstande herabbeugt, wie es gegenwärtig doch geschieht, oder ob der Gegenstand mehr in die Höhe gehalten wird. Drittens aber, so schlage ich auch hiebei vor, ein Kind nicht mehrere Stunden an einander wegnähen zu lassen, sondern auch dieses Geschäfte öfters mit andern zu unterbrechen, besonders mit solchen, die im Freien vorgenommen werden, die also den Körper wieder zur Stärkung dienen, und das Auge wieder auf entfernte Gegenstände hinziehen.

Der Stickrahm, so edel und angemessen auch die Beschäftigung an demselben ist, kann der ganzen körperlichen Stellung gefährlich werden, wenn das junge Mädchen zu lange bei demselben sitzt, und wenn nicht die Erzieherin sehr aufmerksam auf den möglichen Schaden ist.

Diese Maschine erlaubt, zum Glück, viele Abänderungen. Man kann den Rahmen, durch irgend ein Mittel, schief stellen, wie ein Notenpult; man kann ihn höher und niedriger legen; man kann sich so setzen, daß die linke Hand unter dem Rahmen ist, die rechte aber auf demselben; man kann aber auch hierinne abwechseln, und die rechte Hand unter den Rahmen bringen.

Alle diese Veränderungen müssen vorgenommen werden, wenn die junge Stickerin allenfalls auch nur eine Stunde vor dem Rahmen sitzen sollte. Es wird ihr zwar unangenehm seyn, und es wird mancher Augenblick dadurch verlohren gehen. Es ist aber besser, daß man solche einzelne Augenblicke, als daß man eine anständige und gesunde Körperstellung verliere. — Es ist höchst nöthig, daß die Erzieherin hierauf sehe: denn es ist unausbleiblich, daß der Stickrahm den Körper junger Mädchen verkrüppele. Es wäre doch Schade, wenn diese schöne Kunst, in welcher jedes Frauenzimmer von Erziehung es sollte zur Virtuosität gebracht haben, zugleich diejenige seyn sollte, welcher man kurze Hüfte und schiefe Schultern zur Last legt.

Mehr als alles trägt aber vielleicht Lesen und Schreiben zu ungesunder, brustverengender, unanständiger, sclavenähnlicher Körpergestalt bei. Da ich ohnehin nicht dafür bin, daß Kinder vor dem vierzehnten Jahre mehr schreiben und lesen, als zur allerhöchsten Noth erfodert wird; so müssen sie, wenn eines von beiden an einander fortgetrieben wird, hiebei stehen. Sie haben ihre Stehpulte, an welchem sie lesen und schreiben. Diese Stehpulte sind ausgeschnitten, so daß die Brust nicht angedrückt wird, die Arme aber dennoch fest aufliegen und ruhen können.

nen. Ich pflege diesen Pulten selbst öfters die genauanpassende Höhe zu geben, und bin dennoch sehr aufmerksam, daß der Kopf während der Beschäftigung an dem Pulte nicht vorhange, oder die Brust einwärts gezogen werde.

Dies ist es, was man vermeiden muß. Ist man hierinn sorgfältig genug, und ist die Erziehung überhaupt danach eingerichtet, daß ein liberaler, freier, edler Charakter sich entfalten kann, so wird man schon hiedurch viel für guten und gesunden körperlichen Anstand der Kinder gewonnen haben. Demungeachtet aber möchten noch besondere, körperliche Uebungen weder ganz überflüßig, noch schädlich seyn. — Aber welches sind die zulässigen?

Der Tanzmeister macht mir hier zuerst sein Compliment. — Ich kann es ihm aber nicht erwiedern. Denn wenn er etwas mehr geben will, als Unterricht im anständigen Gang, im anständigen Stehen, im anständigen Ueberreichen, Verweigern, im anständigen Verbeugen und Neigen; so darf er wenigstens meine Thürschwelle nicht betreten.

Ich habe nämlich gegen den Tanz, wie er gegenwärtig ist, sehr wichtige Klagen zu führen. Ich muß ihn beschuldigen, daß er zu an-

anständiger Körperstellung nicht nur nichts beiträgt, sondern ihr vielmehr nachtheilig ist; daß er kein Mittel zu Beförderung der Geselligkeit abgiebt; daß er eine Versündigung gegen den guten Geschmack ist, daß er zur Unsittlichkeit reitzt, und die Gesundheit untergräbt. — Diese Rücksichten gehören insgesammt in das Gebiet der Erziehungskunst, wenn man gleich in dem Seelenschlafe, mit welchem viele Eltern befallen sind, gewöhnlich nur annimmt, die Kinder lernten tanzen um eines guten körperlichen Anstandes willen. Denn können sie nur erst tanzen; so versteht es sich wohl von selbst, daß sie auch mit in Tanzgesellschaften genommen werden; und nun — der wohldenkende Erzieher wird mit gebeugtem Haupte stehen.

Was thut der Tanzmeister? Er lehrt eine gerade Stellung, lehrt die vier Positionen der Füße, lehrt einige Schritte — nicht aber, wie man gehen, sondern wie man tanzen soll. Nun geht er zum Menuett über.

Dieser anmuthige, aber ebendeswegen zu einer längeren Unterhaltung nicht geeignete Tanz, ist noch der einzige, welcher etwas Bedeutung *) hat.

*) D. h. der etwas Angenehmes, wenigstens zu dichten, wenn auch nicht gerade zu denken giebt.

Dies

hat. Allein er entspricht, wie bemerkt, den Foderungen an eine gesellschaftliche Unterhaltung nicht, und ist daher in unseren Zeiten, denen es nicht einmal an einer solchen Unterhaltung genügt, weil sie gesellschaftliche Ueppigkeit verlangen, fast außer Gebrauch gekommen, und größtentheils sogar mit Geringschätzung belegt. Der Menuett könnte allerdings zu gutem körperlichen Anstande beitragen, wenn er fleißig getanzt würde. Allein Kinder sind nicht gemacht, das Schöne in demselben zu finden: er wird ihnen also langweilig vorkommen, und ich fürchte, daß Kinder lieber für immer Verzicht auf das Tanzen thun würden, wenn sie so lange Menuett tanzen sollten, bis er ihnen zu einem guten körperlichen Anstande geholfen hätte.

Nach dem Menuett geht es zur Angloise. Ein Tanz, der im Begriff stand, in Deutschland *) zu einem schönen, d. h. Bedeutung zulassenden Tanze erhoben zu werden, als die unglückliche Einführung der Hopp, Anglaise und der Papageno-

* Dies sollte jeder Tanz thun, weil er sonst nicht schöne Kunst seyn kann. Aber es thut es keiner von allen unseren Tänzen.

*) Durch die Erfindung des Oberonstanzes und ähnlicher Veränderungen.

genopfelfe ihn tief unter seinen Charakter herabbrachte, und ihn zu einem Faunengespringe erniedrigte.

Gesetzt aber, die Angloise wäre auch geblieben, was sie war, oder wäre geworden, was sie werden könnte; so würden dennoch viele Bedenklichkeiten eingetreten seyn, sie von Kindern lernen und tanzen zu lassen. Sie erhitzt zu sehr, sie geht zu schnell. Es gehört schon außerordentlich viel Uebung dazu, wenn man nichts nöthiges vernachlässigen, und dabei auf guten körperlichen Anstand und Anmuth in der Bewegung soll Rücksicht nehmen können. Dieser Preis also — der endlich allerdings zu erhalten steht, ist aber der Mühe nicht werth. Die gute Englischtänzerin wird gewiß schon die Hälfte des Weges zur Schwindsucht zurückgelegt haben. Also auch die Angloise taugt nicht als Mittel zu gutem körperlichen Anstande für Kinder.

Der Dreher und Walzer *). Beide Tänze sind Gift für erwachsene, ledige Personen; wie könnte man erlauben, daß sie von Kindern getanzt werden? Der erstere schließt wirklich die Gra-

*) Die Provinzialbenennung für beide Tänze sind verschieden. Ich verstehe unter dem erstern einen Tanz,

Grazie nicht aus, allein er hat zu wenig Bedeutung, und wenn er einmal gelernt ist, zu wenig Kunst. Er läßt also die Seele von Beschäftigung leer, und es ist nicht zu vermeiden, daß diese nicht indessen auf andere Eindrücke lausche. Ich wollte wetten, daß die Unschuld selbst zu verführen wäre, wenn sie einem Tänzer im Drehen in die Arme käme, der es darauf anlegte. — Der Walzer aber ist ein Faunentanz. Tugendlehrer und Geschmacksrichter sollten gar nicht mehr gegen ihn eifern; sie sollten der Polizei überlassen, ihn durchaus zu untersagen. Er richtet die Gesundheit zu Grunde, und reißt Schaam und sittliches Gefühl mit der Wurzel aus, und gewährt einen scheußlichen Anblick, wenn nach geendigtem Tanze, Personen des schönen Geschlechts herumgeführt werden, wie die Parforcepferde, die der gnädige Herr, der sie von Kräften gejagt hat, nach und nach ausfühlen läßt, damit sie nicht auf der Stelle steife Glieder erhalten. Wie ist es doch Vätern möglich, ihre Kinder ein, Männern, ihre Weiber

Tanz, der ein langsames Tempo hat, und von dem Componisten jederzeit in Dreiachteltact gesetzt wird. Der Walzer aber, auch Schleifer oder Deutscher genannt, geht rasch, und wird jederzeit in Dreiviertelтact gesetzt; nämlich von Componisten, die ihre Kunst verstehen.

Weiber einem so geschmackwidrigen Unwesen zu überlassen?

Ich ermüde, meine Freundin, Sie länger vom Tanzsaale zu unterhalten. Ich habe gegen alle unsere Tänze vieles zu erinnern. Sie befriedigen den Geschmack nicht; sie befördern die Geselligkeit nicht. Denn wenn Frau und Kinder tanzen, so greift der Mann zur Karte, das heißt, zwar mit dem Leibe in einem Zimmer beisammen seyn, es heißt aber nicht, sich durch erheiternde und belehrende Gespräche zu den Geschäften des Tages aufgelegter, sich unter einander liebenswürdiger und freundschaftlicher machen. Das sollte aber der Zweck bei Zusammenkünften seyn. Dann würden sie den Namen von Gesellschaften verdienen.

Also — weder um den Tanz zu üben, noch der gefälligen und gesunden körperlichen Stellung wegen können die Kinder dem Tanzmeister überlassen werden. Mit einem Worte: Kinder sollen gar nicht tanzen lernen.

Desto mehr aber bin ich dafür, daß die Uebungen im Stehen, Gehen, Ueberreichen u. dgl. die ich schon genannt habe, absichtlich und regelmäßig gelehrt, und oft angestellt werden. Denn es trägt zu dem freien, ungenirten Benehmen

men mit Vornehmern oder Fremden sehr viel bei, wenn man weiß, man werde in keine Lage mit ihnen kommen, in welcher man nicht schon gelernt hat, sich mit Anstand zu benehmen. Ein Umstand, der selbst auf den Charakter vortheilhaften Einfluß hat. Denn mancher flieht die Gesellschaft, weil er sich in derselben nicht zu benehmen weiß, und fängt an die Menschen zu hassen, weil er ihre Gesellschaften fliehet.

Ich wundere mich, daß noch kein pädagogischer Schriftsteller in Deutschland darauf verfallen ist, etwas vorzuschlagen und in die Hände zu geben, was als Mittel zu Anstandsübungen dienen könnte. Es würde nicht schwer halten, so etwas zu verfertigen. — Die Franzosen haben es nämlich nicht an Kinderschauspielen fehlen lassen, und diese sind sogar, französisch und übersetzt, auch auf unsere Kindertheater gekommen. Diese Schauspiele sind meistens an Inhalt äußerst arm, und es ist ein seichtes Gespräche statt Handlung in denselben. Sie haben aber doch meistens das Verdienst, daß sie als Uebungen im guten gesellschaftlichen Tone und Anstand zu brauchen wären.

Diese Stücke könnten leicht die nöthige Umänderung erhalten. Sie könnten abgekürzt, und etwas mehr mit Handlung versehen werden. Man müßte aber hiebei immer eine bestimmte Rücksicht

auf gewisse körperliche Stellungen vor Augen nehmen, und müßte die Stücke so bearbeiten, daß sie nicht auf dem Theater, sondern in dem Zimmer aufzuführen wären. Man müßte einige spielende Personen absichtlich in einer linkischen, tölpelhaften Manier auftreten lassen, andern aber, schon durch ihre Rollen, zur unbedingten Pflicht machen, mit Anstand zu erscheinen, zu sprechen und zu gesticuliren.

Dies ist Eine von den Uebungen, die in jeder Familie absichtlich vorgenommen werden könnte, um dem Körper der Kinder einen guten Anstand und ihrem ganzen Wesen ein gefälliges Ansehen zu verschaffen.

Eine zweite Art von Uebungen wäre vorzüglich auf Bewegung und Beugsamkeit der Glieder berechnet. Es wäre eine Art von Gymnastik, aber ebenfalls ganz einfach, und zwar das erste, was ich nennen werde, für Mädchen nicht weniger als für Knaben.

Ich fürchte mich nicht, das Ding bei seinem rechten Namen zu nennen, es ist — das Seiltanzen.

Bringt irgend eine Geschicklichkeit einen wirklich guten, gesunden, freien, gefälligen, körperlichen

chen Anstand hervor, so ist es das Seiltanzen. Ein Seiltänzer geht zehnmal natürlicher und anständiger, als ein Balletmeister, und seine Kunst, so halsbrechend sie auch scheint, ist bei weitem nicht so gefährlich für die Gesundheit, als der Contratanz, Walzer, Faurhall, der Kosackentanz u. s. w.

Man fange, wie es durch Hn. Gutsmuths in Schnepfenthal vorgeschlagen worden ist, mit dem Leichteren an, mit dem Stillstehen, Bewegungen machen und Hüpfen auf Einem Beine. Ist man hiemit fertig, so werde, auf einer Wiese, ein Brett auf die Kante gestellt und befestigt. Auf diesem Brette lernt man erst gehen und stehen; immer mit in die Höhe gehaltenem Kopfe, mit herausgehobener Brust, zurückgezogenen Schultern, ruhigen Achseln, und anständig bewegten Hüften. Geht es gut mit dem Stehen und Gehen auf dem Brette, so mache das Kind nun allerlei Bewegungen auf demselben. Es stehe auf Einem Beine; das Mädchen stricke ein paar Nadeln ab; der Knabe schreibe etwas in die Schreibtafel, u. a. d. Nur das Balanciren mit dem Stabe möchte ich nicht vorschlagen. Es übt zwar den Körper vortrefflich, allein ein dicker Hals ist fast die unausbleibliche Folge davon.

Von dem Brette geht es auf das Seil, Auf ein Seil, das anfänglich nur eine Elle hoch

über dem Erdboden aufgespannt ist. Die Balancirstange, welche das Kind nun bekömmt, die Anwesenheit des Erziehers, die geringe Entfernung des Seiles vom Boden, und die vorangegangene Uebung auf dem Brette sichern hiebei gegen alle Gefahr. Immer sey man aufmerksam auf die Haltung und Tragung des Kopfs, der Brust, der Ellbogen, der Achseln und der Hüften. Es wird viele Zeit verfließen, ehe das Kind auf dem Seile gehen kann, ehe es auf demselben stehen, hüpfen, und sich schnellen lernt. Aber dafür ist das Seiltanzen auch die einzige Körperübung, welche ich für Kinder beiderlei Geschlechts vorschlage. Man lasse sie in dieser einzigen weit kommen, so kann alles andere entbehrt werden.

Man bedenke nur, daß — unter Voraussetzung der angeführten Vorsichtsregeln — bei diesen Uebungen durchaus keine Gefahr ist. Das Kind springt, im äußersten Falle, eine Elle tief auf den Grasboden herab. Vor jede andere Gefahr aber ist es gesichert. Das Springen oder Hüpfen geschieht mit beiden Beinen zugleich; dies macht die Gefahr vor Beinbruch oder vor Leibesbruch so gut wie unmöglich. Und bei dieser geringen Gefahr — wievielerlei, der Art und dem Grade nach, verschiedene Uebungen giebt es nicht auf dem Seile, die dem Körper äußerst zuträglich und anständig sind, und dabei reellen

Nutzen

Nutzen für das Leben haben? Ich will nur die Verbannung des Schwindels anführen.

Für Mädchen ist es, wie gesagt, an den angeführten Körperübungen genug. Aber diese sind auch ganz gewiß nöthig. Knaben müssen, überdem, noch mit der Flinte exerciren, und Schritt und Gang von dem Korporale lernen. Ich kenne keinen edleren, empfehlenderen, männlicheren, gesunderen Anstand, als den, den das Exerciren giebt. Man treibe es aber nicht als Spiel, sondern, besonders im Winter, als anstrengende Uebung. Die Flinte sey so schwer, als der Knabe sie nur immer heben und behandlen kann. Man erlaube dem Korporale, was man nur immer von dem Tanzmeister fodern möchte.

Schwimmen und Reiten rechne ich nicht unter die gymnastischen Uebungen für die Jugend, sondern nur bloß unter die nützlichen Geschicklichkeiten. Denn was ich zur Gymnastik rechne, davon fodere ich, daß jede gute Erziehung es gebe. Schwimmen und Reiten aber können nicht überall erlernt werden. Das letztere ist zu kostbar, das erstere aber eine so heilsame Kunst, daß ich es Eltern, denen die Gelegenheit gegeben ist, Kinder im Schwimmen ohne Gefahr unterrichten zu lassen, nicht wohl verzeihen kann, wenn

sie

sie ihren Kindern hiedurch nicht nur das Leben in einem nicht unbeträchtlichen Grade, sondern auch der Gesellschaft einen Retter des Nebenmenschen in Wassersgefahren sichern.

Mehr gymnastische Uebungen würde ich mit meinen Kindern nicht vornehmen. Es ist besser, etwas weniges, dies aber vollkommen, als vielerlei, und in jedem wenig zu lernen. Auch würde ich fürchten, die Gedanken der Kinder gar zu sehr von andern Dingen ab, und auf diese Bewegungsübungen zu ziehen. Dies würde, meinen Einsichten nach, keine ernsthafte und männliche, sondern eine rohe, verwilderte Denkungsart zur Folge haben, und würde also dem Erzieher in Rücksicht der Sorgfalt für den Charakter nur unnöthige und selbstgeschaffene Mühe nothwendig machen.

Ende des dritten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heusinger, Johann Heinrich Gottlieb,

Die Familie Werthheim Eine theoretisch-praktische Anleitung zu einer regelmäßigen Erziehung der Kinder, vorzüglich von dem sechsten bis in das vierzehnte Jahr ; Für Eltern und Erzieher
Bd.: 3

Gotha 1801

Paed.th. 2007-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10763083-5
VD18 11224487-003